This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stadt-Bibliothek.
31 N

Schloss Erlaa Bibliothek.

No 2651

Schrank: I

Stelle: III

Reihe: III

Doubl. or 30648

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

K 2851

Der

König.

Ein Roman

von

A. J. Gross-Hoffinger,

Verfaſſer des „Buch der Freiheit.“

Erſter Band.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

1835.

Γινωσκετε την ἀληθειαν, και ἡ ἀληθεια ἐλευθερωσει ὑμας.

Bibliothek Nikola

Dem

grossen Mann

geweiht: —

— Er wohne an einem oder am andern Ufer des Ozeans, am Nord- oder Südpol, in der Wüste Sahara oder unter den Trümmern von Palmyra, auf dem Schutte Athens, oder in den modernen Hotels zu Paris, am Orinoco, Ganges, an der Donau oder am Manzanares, in einer Hütte, Höhle, in einem Palast oder Stall, er sei gekleidet in Thierfelle, Seide, Pelzwerk, Baumrinde oder nackt, er sei von Gesichtsfarbe weiß wie ein Albinos, braun wie ein Zigeuner, roth wie ein Indianer, gelb wie ein Spanier, schwarz wie ein Neger, er sei Europäer, Afrikaner, Mulatte, Mestize, er sei von Nation ein Britte, Russe, Franzose, Spanier, Teutscher, Türke, Chinese, er sei betitelt Sultan, Pascha, Rathsherr, Hofrath, Mufti, Papst, Fakir, Majestät, Excellenz, Heiligkeit, Gelehrsamkeit, Durchlaucht, Gnaden, Ehrwürden, oder bloß

Wohlgeboren wie jeder Schuft, er ſei von Gewerbe ein König, Miniſter, geheimer Hofrath, Prieſter, ein Schuhflicker oder ein Diplomat, ein Künſtler oder ein Beſenbinder, ein Verſemacher oder ein Taglöhner, er verdiene ſein Brod durch eine andächtige Miene und leichte Bewegung der Hand, welche man für Segen kauft oder mit ſchwerer Handarbeit, durch Erzeugung von Gebetbüchern, Heiligen- und Götzenbildern, durch politiſche Entwürfe oder durch Bücherſchreiben, durch Beurtheilung von Büchern, welche er nicht verſteht, oder durch Gevatterbriefe, durch Ackerbau, Jagd, Fiſcherei, Schäferei, durch Handwerk, Kunſt, Wiſſenſchaft, durch die Immobilität oder Mobilität, durch ein aktives oder paſſives Sein; kurz er ſei wer er wolle und treibe was immer, ausgenommen Thorheit und Niederträchtigkeit. Nichts iſt gleichgültiger,

als das, denn die Menschen treiben ihre verschiedenen Handthierungen in den Kabineten und in den Werkstätten, in den Comptoirs und auf dem Felde, auf Universitäten und in Dorfschulen, auf Thronen und Kathedern alle zu einem gemeinsamen Zweck — um sich zu ernähren, um ihren Eigennutz, ihren Ehrgeiz, ihre Sucht nach Vergnügen, Glanz und Macht zu befriedigen. Zu diesem Behuf handthiert der König mit dem Szepter, der Krieger mit dem Schwert, der Staatsmann mit der Feder, der Handwerker mit dem Werkzeug, der Bauer mit dem Pflug, der Professor mit Phrasen, der Schulmeister mit dem Bakel und die Mätresse mit — u. s. w.

Noch weniger gilt es, was die Menschen von ihm sagen und denken, er stehe in dem Rufe eines Thoren, Narren oder Schurken, eines Weisen, Heiligen, Gottgesandten,

man segne oder verfluche ihn, man baue ihm Denkmäler oder Schandsäulen, erweise ihm göttliche Verehrung oder schleppe ihn auf einen Galgen oder ein Schaffot, man hasse, fürchte oder liebe ihn, weise seine Seele für Jenseits auf die Hölle oder den Himmel an — Könige mögen ihn als Hochverräther ans Kreuz schlagen, auf das Rad flechten lassen, oder mit Ehrenstellen bekleiden, gestrenge Bürgermeister mögen ihn zu ewigem Kerker verdammen oder ihm Lobsprüche ertheilen, Fanatiker mögen ihn verfluchen oder anbeten:

ihm weih' ich dieses Buch —

Dem groſsen Mann, der die Menschen nicht aufhört zu lieben, wenn er aufhören muſste sie zu achten, der über den Fehlern des Geschlechts seine eigenen vergiſst und

ſie bemeiſtert, deſſen Herz geſund und ſtark iſt, die grauſame Verletzung der Herzloſen, ihren bitteren Spott, den Haß und die Abneigung der Herzvollen, die Rache der Dunkelblutigen, den Schimpf der Eiteln zu ertragen und doch die Menſchheit zu lieben —

Deſſen Menſchenliebe ſo groß iſt, daß er nicht um Dank, Ehre, aus Eigennutz oder Herrſchſucht, der Menſchheit Opfer bringt, ſondern nur um dem Begehren ſeines edlen Gemüthes Genüge zu leiſten; der nicht wankt, wenn die Dummheit ihn hindert, die Bosheit ihn verfolgt, der die Menſchen nicht zu Werkzeugen ſeines Willens, ſondern ſich zum Mittel des allgemeinen Wohls benützt —

Dem König, der die Nichtigkeit ſeiner Würden nicht verkennt und verbirgt, der ſein nacktes Ich mit anderen Exiſtenzen vergleicht und erkennt, daß es ſolche giebt, die

beſſer geſchaffen ſind als er, der größeren Fähigkeiten die Ehrfurcht nicht verſagt, weil der Mann, den ſie zieren, ſein Unterthan genannt wird, der als ein Diener der Geſellſchaft, ihren beſſeren Gliedern ſich demüthig bezeigt und den gerechten Wünſchen der Gerechten und Weiſen im Volke mit Unterwerfung gehorſamt, der den wuchernden Hochmuth in ſeinem Herzen ausreutet, der ſein Vaterland mehr liebt, als ſich ſelbſt, und es nicht minder achtet, weil man es ſein Eigenthum nennt, der ſeinem Ruhm nicht die Wohlfahrt der Nationen, das Glück ſeiner Unterthanen, keinen Tropfen fremden Blutes zum Opfer bringt, der nie ſeine Macht zur Ungerechtigkeit mißbraucht, der weder einen Günſtling mit unverdienten Gnaden überſchüttet, noch einem Verhaßten ſein Recht und ſein Gut ſchmälert, der die Feinde ſeiner Perſon und Macht von den Fein-

den des Vaterlandes wohl zu unterſcheiden vermag, nur dieſe ſtraft und jene nicht verfolgt, der nicht, um zu glänzen, Großes und Gutes vollbringt —

Dem Staatsmann, der ſtets nur ſeiner Ueberzeugung folgt, der keinem Fürſten ſchmeichelt, um ſich Einfluß zu verſchaffen, und aus Augendienerei in ſeinem Sinne handelt, unbekümmert um die ſchrecklichen Folgen ſeines niedrigen Gehorſams, der den Muth hat, ſeinen König zu tadeln, ihm entgegen zu wirken, ſich zu opfern, wenn es das Wohl des Vaterlandes erheiſcht, der weder durch Ordensbänder, noch durch Reichthümer, weder durch wohlwollende Blicke, noch durch herablaſſende Schmeichelei beſtochen werden kann, der nicht aus Ehrgeiz nach Popularität ſtrebt, keine Wahlmänner beſticht, der nicht thörichte Wünſche des Pöbels vertheidigt, der nicht alles Gute

und Schöne dem ſchmutzigen Eigennutz niedriger Krämerſeelen zum Opfer bringt, um der Mann des Volkes zu heißen und von der Volkstribüne herab einen donnernden Gott ſpielen zu können —

Dem Krieger, der ſein ehrliches Schwert nicht für die Sache eines Tyrannen erhebt, der nicht zu Felde zieht, weil eine Königstochter einen Werber ausgeſchlagen, weil ein Volk anderen Glaubens iſt, weil ein anderes ſich eines Despoten entledigt, der nur für die heilige Sache des Vaterlandes kämpft und weder nach dem Ruhme eines Helden, noch nach hohen Würden und ſchimmernden Orden ſtrebt, ſondern einzig nach dem Bewußtſein gethaner Pflicht — Dem Krieger, der nicht blind einem Reglement gehorcht, der nie mordet, ſondern nur vertheidigt, richtet —

Dem Schriftſteller, der nicht von thörichter Eitelkeit

befangen ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Zeit verwendet, um ſich durch Verſe, Phraſen, durch metaphyſiſche Hypotheſen und philoſophiſche Unterſuchungen die Lorbeern des Ruhms zu erarbeiten, der nicht mit ſeinen kleinen Bemühungen Unſterblichkeit ſeines Namens erkaufen will, der nicht von ſeinen Zeitgenoſſen und Nachkommen als ein Weſen übermenſchlicher Art, als ein Inſpirirter vergöttert und geprieſen werden will, dem es gleichgültig iſt, ob ihm Millionen Narren Altäre bauen, oder ob ihn die Verſtandloſen einen Narren ſchelten — Dem Schriftſteller, deſſen Feder nicht käuflich iſt durch Geld, Ehre, Auszeichnung, der nicht aus Bequemlichkeit, Friedensliebe, Eigennutz das Beſtehende vertheidigt, nicht aus Furcht oder um Aufſehen zu machen, um Geld und Ruhm zu erwerben, oder weil es Mode iſt, für Neuerungen eifert, der nicht die Freiheit

predigt, um ſelbſt die Meinungen zu tyranniſiren, der nicht der Despotie das Wort redet, um einen Titel zu erwerben — Dem Schriftſteller, der keine Minute verliert, die er einer nützlichen Beſchäftigung zum Heil der Menſchheit verwenden kann, der nicht auf Koſten der Wahrheit glänzende Ideen offenbaret —

Dem Bürger, der nicht ſelbſtſüchtig und eigennützig, nicht brodneidig, nicht am Herkömmlichen hängend, nicht habſüchtig iſt, und wenn er im Rathe ſeiner Genoſſen ſitzt, nicht unter dem gemeinen Wohl ſein eigenes verſteht, der nicht das Strandrecht vertheidigt, weil er am Strande wohnt, nicht die Sklaverei, weil er Sklaven beſitzt, nicht gegen eine Waſſerleitung zum gemeinen Beſten eifert, weil dann ſeiner Mühle das Waſſer entzogen würde —

Dem großen Mann, der außerdem, daß er von allen

dem Wetter, so schlecht es war und so sehr er es vermeidete, ein geheimes Behagen zu finden. Ja er blieb sogar einige Male stehen unter den Bäumen und betrachtete mit finsteren Blicken und heftig athmend die zerrissenen Wolken und den stürmischen Rauch von Regen, der sie mit der Erde vermählte.

„So recht — Sturm!“ sagte er, als ein heftiger Windstoß ihn zwang, an eine halb verfallene Mauer sich zu lehnen, „der Spaß gefällt mir besser als Sonnenschein — o warum bist du nicht stärker — — wie labt mich das — warum ist nicht immer solches Wetter! freilich gelegen kommt es mir heute nicht, aber der Wind soll mich nicht abhalten — fast scheint es, als wäre er im Bunde mit — gerade heute — die Natur scheint seine Höllenfahrt etwas feierlicher zu machen — glückliche Reise!“

Unter so räthselhaften Selbstgesprächen wanderte der finstere Mann weiter — langsam, aber ohne zu wanken und zu fehlen. Es war finstere Nacht, als er einen Wald erreichte, wo er das Wasser von seinem Hut und Mantel schüttelte und aus einer kleinen Flasche sich erquickte.

Er befand sich aber kaum mitten in dem Forste, wo nur ein mit der Gegend innigst Vertrauter sich zurecht finden konnte, als der Sturm mit erneuter Wuth über die Wipfel der Eichen raste und dem einsamen Wanderer augenscheinliche Lebensgefahr drohte. Aber dieser blieb ohne Furcht und fand mit Hilfe einer kleinen Laterne, die er angezündet hatte und welche gegen Wind und Regen durch eine eigenthümliche Vorrichtung geschützt war, seinen Weg inmitten eines verworrenen Labirinths, wo durch die Gewalt des Orkans und der in den Forst dringenden Fluthen, wie es schien, alle Spuren verschwunden waren. Es gehörte ein Mann dazu, wie der, dessen Schritten wir folgen, um hier nicht zu zagen, nicht zu zittern. Der Sturm brüllte durch den Eichwald und seine Stimme glich dem Donner. Mächtige Aeste brachen herab

predigt, um ſelbſt die Meinungen zu tyranniſiren, der nicht der Despotie das Wort redet, um einen Titel zu erwerben — Dem Schriftſteller, der keine Minute verliert, die er einer nützlichen Beſchäftigung zum Heil der Menſchheit verwenden kann, der nicht auf Koſten der Wahrheit glänzende Ideen offenbaret —

Dem Bürger, der nicht ſelbſtſüchtig und eigennützig, nicht brodneidig, nicht am Herkömmlichen hängend, nicht habſüchtig iſt, und wenn er im Rathe ſeiner Genoſſen ſitzt, nicht unter dem gemeinen Wohl ſein eigenes verſteht, der nicht das Strandrecht vertheidigt, weil er am Strande wohnt, nicht die Sklaverei, weil er Sklaven beſitzt, nicht gegen eine Waſſerleitung zum gemeinen Beſten eifert, weil dann ſeiner Mühle das Waſſer entzogen würde —

Dem größen Mann, der außerdem, daß er von allen

dieſen menſchlichen Gebrechen frei iſt, von allen jenen Tugenden zuſammengenommen geziert wird, welche ſchon einzeln ihren Beſitzern einen meiſt unverdienten Ruhm gewähren, oder vielmehr dem einzig Tugendhaften, denn es giebt nur eine Tugend — die Vollkommenheit — Dem Großmüthigen, der es nicht iſt, um zu glänzen, und müßigen Scribenten Anekdoten und Charakterzüge zu ſeiner Verherrlichung zu liefern, nicht aus eitler Schwachheit ſeines Herzens, ſondern aus Weisheit und Gerechtigkeit — Dem Gnädigen, der dem Schwächern ſein Recht nicht als ein Almoſen zutheilt, der nicht gnädig iſt auf Koſten der Gerechtigkeit — Dem Strengen, der nicht ſtrenger iſt als die Vernunft — Dem Milden, der nicht milder iſt als die Vernunft — Dem Weiſen, der weiß, was der Menſchheit frommt und ihre Glückſeligkeit ausmacht, der ihre Beſtimmung und ihren

Werth richtig ermißt, der mit ſeiner Weisheit die Kraft vereinigt, ſie wider Wunſch und Willen der Menſchen geltend zu machen, der an keiner menſchlichen Eigenſchaft krank und vollkommen würdig iſt ein König zu ſein.

Der Verfaſſer.

Erstes Buch.

sches Lächeln. „Armer Wurm" stöhnte erschüttert der Unbegreifliche, ergriff das Kind bei den Füßen und senkte es mit dem Kopf in den kalten Strom. Heftig zuckte der kleine Körper, ein leises Gurgeln entstand auf dem dunkeln nur von dem rothen Lichte der Laterne beleuchteten Wasserspiegel, und der Arm des Grausamen, der die schwachen Füße fest umspannt hielt und tief in die Fluthen tauchte, wurde mächtig erschüttert.

Thränen rollten indessen strommeise über die gelben Wangen des Mörders. Die Wolken zerstreuten sich und aus dem dunkeln Azur des enthüllten Himmels leuchtete das keusche Gestirn in voller Glorie über die Wasserwüste. Ringsum sah man kein Ufer, nur eine Reihe von Bäumen tauchte südwärts aus den Fluthen, die gleich wandelnden Schatten an dem Kahn vorüberzogen. Ein feierliches Schweigen lag auf der verwüsteten Gegend, der Strom selbst ging so ruhig, daß der Schiffende den Schlag seines Herzens und das herzbrechende Gurgeln des unschuldigen Opfers deutlich vernahm. Aus weiter Ferne aber tönte ein grausiger Glockenschlag — Eins. Er schauderte. Zum ersten Mal fühlte er den Frost, den seine durchnäßten Kleider über den Körper verbreiteten. Das Gurgeln hatte während dem aufgehört und er fühlte das Kind erkalten, ersteifen.

„Es ist geschehen!" weinte er und zog den Leichnam aus dem Strom. Er war marmorweiß und starr, seine Augen bluteten, aus dem Munde strömte geröthetes Wasser. Der Mörder legte die Hand auf die kleine Brust — das Herz war erstorben. Sorgfältig wickelte er nun den Leichnam wieder in die Leinen, legte ihn auf die Bank und ergriff das Ruder. Pfeilschnell durchschnitt das Fahrzeug die Wellen und keine halbe Stunde verrann, ehe er ans Ufer stieß. So sorgsam als wäre er lebend, hob er den todten Knaben heraus und trug ihn etwa zwanzig Schritte landeinwärts. Hier durchwühlte er mit dem Ruder das vom Regen aufgelockerte

1.

Die Nacht war eben im Begriff, sich auf der Erdhälfte zu lagern, welche uns allein hier angeht. Sie sandte den Sturm herauf, sie zu verkünden und ihr das Bette zu machen. Dienstfertig stieg dieser empor, bedeckte seine Flügel mit Wolken, vertrieb den Tag mit Rauch und Nebel und flog heulend über Berge und Thäler. Er legte sich auf die Wälder und sie brachen unter seinem Gewicht, er badete in Strömen und Seen und ihre Fluthen ersäuften die Flur. Als er sein Werk vollbracht, kam die Nacht im schwarzen Trauerkleide, sternlos und kalt und lagerte sich auf der erschrockenen Erde, wie der Tod sich auf die Gräber setzt.

„Verdammtes Wetter!“ fluchte einige Stunden vorher ein von Wind und Wetter übel zugerichteter Wanderer, indem er gegen den stürmischen Platzregen mühsam kämpfte, um weiter zu kommen auf dem schlüpfrigen Boden. Dicke Tropfen peitschten sein Gesicht und kaum konnte er die Augen aufschlagen, um sicher zu gehen und den schwimmenden Boden von dem Strom zu unterscheiden, dessen Ufer ihm nahe sein mußten. Dürre, laublose Weidenbäume und Pappeln bezeichneten die Richtung des Wanderers, der nicht bangte, so lange er das grausenvolle Geräusch vernahm, welches der Sturm erregte, indem er die steifen Zweige an einander schlug, denn es war ihm ein Zeichen, daß er den Weg nicht verloren habe. Dennoch blickte er oft auf, duldete die kalte Fluth, die ihm ins Gesicht spritzte, und schien

dem Wetter, so schlecht es war und so sehr er es vermeidete, ein geheimes Behagen zu finden. Ja er blieb sogar einige Male stehen unter den Bäumen und betrachtete mit finsteren Blicken und heftig athmend die zerrissenen Wolken und den stürmischen Rauch von Regen, der sie mit der Erde vermählte.

„So recht — Sturm!“ sagte er, als ein heftiger Windstoß ihn zwang, an eine halb verfallene Mauer sich zu lehnen, „der Spaß gefällt mir besser als Sonnenschein — o warum bist du nicht stärker — — wie labt mich das — warum ist nicht immer solches Wetter! freilich gelegen kommt es mir heute nicht, aber der Wind soll mich nicht abhalten — fast scheint es, als wäre er im Bunde mit — gerade heute — die Natur scheint seine Höllenfahrt etwas feierlicher zu machen — glückliche Reise!“

Unter so räthselhaften Selbstgesprächen wanderte der finstere Mann weiter — langsam, aber ohne zu wanken und zu fehlen. Es war finstere Nacht, als er einen Wald erreichte, wo er das Wasser von seinem Hut und Mantel schüttelte und aus einer kleinen Flasche sich erquickte.

Er befand sich aber kaum mitten in dem Forste, wo nur ein mit der Gegend innigst Vertrauter sich zurecht finden konnte, als der Sturm mit erneuter Wuth über die Wipfel der Eichen raste und dem einsamen Wanderer augenscheinliche Lebensgefahr drohte. Aber dieser blieb ohne Furcht und fand mit Hilfe einer kleinen Laterne, die er angezündet hatte und welche gegen Wind und Regen durch eine eigenthümliche Vorrichtung geschützt war, seinen Weg inmitten eines verworrenen Labirinths, wo durch die Gewalt des Orkans und der in den Forst dringenden Fluthen, wie es schien, alle Spuren verschwunden waren. Es gehörte ein Mann dazu, wie der, dessen Schritten wir folgen, um hier nicht zu zagen, nicht zu zittern. Der Sturm brüllte durch den Eichwald und seine Stimme glich dem Donner. Mächtige Aeste brachen herab

und ein unaufhörliches Krachen in den stärksten Stämmen erschütterte das Vertrauen in die scheinbare Sicherheit des Waldes.

„Ha, wie das wüthet," sagte unser nächtlicher Wanderer, „wahrlich ich müßte mich grämen, hätte ich die heutige Nacht in der Stube zugebracht. Das ist ein würdiger Schluß zu der fluchwürdigen Zeit, die heute untergeht."

„Untergeht!" schien der Sturm zu wiederholen und ein heftiger Windstoß brach aus einer Waldecke so ungestüm hervor, daß der verwegene Mann von ihm gefaßt hinstürzte. Gleichzeitig erhob sich ganz nahe ein unheimliches Getöse, welches dem Gefallenen nicht ganz unbegreiflich sein konnte, da er es nicht wagte aufzustehen, sondern in die Höhlung eines Stammes kroch. Eine ungeheure Eiche hob ihre weit greifenden Wurzeln aus der Erde, senkte ihre vom Sturm erfaßte Krone und stürzte mit ihrem Wald von blätterlosen Zweigen unter donnerähnlichem Krachen, Alles ringsum verwüstend, zur Erde. Während die herausbrechenden Wurzeln die Erde emporschleuderten, zerplatzte eine Windhose, Wasser, Schutt, Bäume, Zweige ausschüttend auf den unglücklichen Boden, wo alles Leben verging — und nur der Gefallene unverletzt blieb. Indessen war seine Lage äußerst gefahrvoll. Zwar hatte der Baumstamm, unter welchem er lag, ihn gegen die herabstürzende Eiche geschützt; aber die Zweige des mächtigen Baumes versperrten ihm jeden Ausweg. Zugleich stieg die Fluth in der Niederung so hoch, daß sie ihm bis an's Kinn reichte und jede Anstrengung sich zu befreien vereitelte. Glücklicherweise fand das Wasser eine Ableitung in einem nahen Graben und er kam mit der Todesangst davon. Einer kurzen Anstrengung seiner kräftigen Arme gelang es, den durchnäßten frostzitternden Leib durch die Zweige der Eiche zu winden. Die Laterne aber war verloschen und eine undurchdringliche Finsterniß umgab ihn. Lange mußte er über Zweige gefallener Bäume klettern, ehe er sichern Boden ge-

wann. Der Sturm hatte indeſſen ausgetobt und der Regen wurde ſichtlich ſchwächer.

„Das Bad,“ höhnte er zähneklappernd, indem er ſich von Baum zu Baum weiter taſtete, ohne zu wiſſen, wohin er ſich richten ſolle, „das Bad wird meinen gichtiſchen Gliedern übel bekommen, — aber es ſoll mich nicht hindern — und dieſe rabenſchwarze Nacht, die mir die Laterne ausgelöſcht, damit ich mich heute nicht wieder zurecht finden ſoll, und die ganze ſchaudervolle Naturkomödie ſoll mich wahrlich nicht entmuthigen. Ihr habt es mit keinem Feigling zu thun, ihr Waſſerhoſen, Stürme, Baumbrüche, ihr blödſinnigen Diener des Zufalls — ich bin kein albernes Kind und kein nervenſchwaches Weib, das von ſolchen Dingen erſchreckt wird. Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich ihm begegne, meinem alten Erz- und Todfeind, Zufall, und wahrlich, ich habe es gelernt, wie man ihn behandeln muß. Tauſend Mal wohl im Leben habe ich ihn überwunden und heute, eben heute, da es das erſte Mal der Mühe werth iſt, ſich gegen ihn aufzulehnen, ſoll es mir nicht mißlingen, dieſem Banditen den Dolch aus der Hand zu winden, heute gilts, oder ich habe umſonſt gelebt — bei dem Bart meiner Großmutter — ich vollbringe es, was ich in hundert ſchlafloſen Nächten ausgeſonnen. Und wenn Sturm und Gewitter mich begleiten bis in die Hütte, und wenn ſie meinen Weg in die Hölle ſtürzen — ſo werde ich mir eine Brücke zimmern aus gefallenen Bäumen und den Zufall zu meinem Knecht machen.“

Bei dieſen vermeſſenen Worten ballte er die Fauſt gegen den Himmel und machte ein Geſicht, von dem es wahrlich gut iſt, daß es die Nacht verbirgt, damit kein Menſchenkind dieſen teufliſchen Selbſthohn, dieſen Gebärdenausdruck der Gotteslaſterung erblicke: hierauf ſetzte er ſich unter einen Baum, riß das allein trocken gebliebene Futter aus einem ſammtnen mit Wachstaffent überzogenen Barret und trock-

nete damit die Laterne und das Wachslicht in derselben. Dann holte er aus einer großen Brieftasche Feuerzeug, steckte das Licht an und wanderte selbstgefällig lächelnd weiter im Forst. Der matte Schein der Laterne beleuchtete hier eine gräßliche Scene der Verwüstung. Wie ein ungeheures Verhau thürmten sich gefallene Bäume auf und manche waren so umgestürzt, daß die triefenden Wurzeln sich hoch in die Luft streckten. Hundertjährige Eichen lagen da aus der Erde gerissen und andere waren in der Mitte entzwei gebrochen. Nur die kleinen jungen Bäumchen waren unverletzt, wenn sie nicht der Sturz eines größeren niedergedrückt hatte.

Wir begleiten den Mürrischen nicht auf seiner mühseligen Wanderung durch den Wald und berichten nur, daß es ihm gelungen, herauszukommen. Wir finden ihn wieder am Ufer eines Stromes der die jenseitigen Fluren überschwemmt und die Brücke umgerissen hatte, welche hinüberführte. Mitten aus den dunkeln Fluthen erhob sich aber noch ein Pfeiler, worauf man ein Kreuzifix in kolossaler Größe, beleuchtet von einer am Fuße desselben glimmenden Lampe sah. Gegenüber bemerkte man ein zweites Licht, welches aus einem kleinen, ringsum vom Wasser umgebenen Häuschen kam, ohne Zweifel das Ziel der gefahrvollen Wanderung des Geheimnißvollen. Wenigstens waren die Blicke desselben unverrückt dahin gerichtet. Jeder Andere würde in diesem neuen Unfall ein unüberwindliches Mißgeschick und in dem Kreuzbild über den Wogen die Gottheit dessen erkannt haben, was er vermessen Zufall hieß. Er aber fühlte nichts als Spuren seiner Ohnmacht. Sein Blick war düster; um seinen Mund spielte Hohn und auf seiner Stirne saß der Groll. Sein Denken war nur dahin gerichtet, wie er das letzte Hinderniß überwinden könne. Er starrte nicht lange müßig in die Wogen, sondern suchte emsig ein Fahrzeug. Jenseits des Stromes hörte er Hilferufen, aber Niemand antwortete den Bedrängten als das Echo. Endlich fand er einen Kahn und

gewissenhaft befolgt wurden, beweist die uns vorliegende neueste Geschichte von Arapatnam. Gleich beim Antritt der Regierung, erließ Severin II. einige Verordnungen, welche ganz in dem Geiste abgefaßt waren, welchen wir aus dem Vorstehenden hinlänglich kennen gelernt haben. Der persönliche Charakter Severins verbürgte seinen Lehrern den schönsten Erfolg ihrer Bemühungen. Er war bigott, habsüchtig, stolz und hatte ein Herz, welches so gut als keines war. In wenigen Jahren hatte er den reichen Staatsschatz verschwendet und ungeheure Steuern ausgeschrieben, um den Aufwand seines glänzenden Hofes bestreiten zu können. Seine Behandlung der Unterthanen war jederzeit seinen Grundsätzen angemessen und seine auswärtige Politik war nicht weiser als der Katechismus seiner Lehrer. Scheint es daher auch, als ob der humoristische Historiograph, aus dessen Schriften wir ihn entlehnt haben, uns eher einen satyrischen Schwank, denn eine buchstäbliche Wahrheit aufgetischt habe, so können wir doch mit Grund vermuthen, daß seine Satyren einen ernsten Sinn und einige von den Grundzügen unverfälscht enthalten, welche das Gerippe des Severinischen Regierungssystems ausmachten. Die Folgen der Beobachtung desselben blieben nicht aus. Die leibeigenen gebrandschatzten Bürger des Staates fingen an zu murren, die mit erfinderischer Grausamkeit gefolterten und verfolgten Freidenker und Ketzer drohten mit Greuelthaten und der in seinem Stolz tiefbeleidigte Adel conspirirte. Selbst die frömmsten Eiferer konnten es nicht billigen, daß man der im Lande längst eingeführten Inquisition immer mehr Einfluß ließ, und selbst den Fanatikern schauderte die Haut, wenn untadelhafte Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie vernünftiger waren denn ihre Zeitgenossen, mit glühenden Zangen gezwickt, gefoltert und verbrannt wurden. Diese schlechte Stimmung des Volks wurde begünstigt durch einen unverständigen Krieg, den Severin bloß darum anfieng, weil in einem benachbarten Lande,

Rettung des Kindes wird euch nicht unbelohnt bleiben. Um Gotteswillen, laßt es nicht fallen.“

Hastig erfaßte es der vermeintliche Fährmann, legte es in den Kahn, schnitt mit einem Dolch den Strick entzwei, der ihn an den Baum befestigte und überließ sich der Strömung. Die Weiber schrieen laut auf.

„Heilige Dreifaltigkeit“ kreischte die Eine „der Strick ist entzwei gerissen — sie sind verloren.“

Aber der schlaue Räuber hatte es so gewollt. Er athmete tief auf und ließ den Kahn forttreiben. Mit reißender Schnelligkeit entfernte er sich von der Hütte, kaum daß die händeringenden Weiber seine Mahnung noch vernehmen konnten — — „aufs Dach!“ war Alles was sie hörten und noch zu rechter Zeit befolgten.

In wenigen Sekunden befand sich der Kahn mitten im Strome; aber der Schiffer rührte kein Ruder an, und betrachtete finster, doch ohne Bosheit, den hilflosen Knaben den er retten sollte.

„Armer Wurm!“ murmelte er vor sich hin und lange blieben seine Blicke auf das Engelsantlitz gerichtet, während seines stillen Selbstgespräches, dessen Inhalt uns nur aus seinem Munde bekannt werden kann. Seine Brust wogte heftig auf und nieder und Thränen rollten über die unveränderlichen festen Züge des nächtlichen Schiffers. Eintönig grollte des Stromes Brandung gleichsam schmerzliche Vorwürfe aussprechend.

„Armer Wnrm!“ seufzte er noch ein Mal, und fast mehr Mitleid hätte man haben können mit seinem sichtbaren Schmerz als mit dem ruhig schlafenden Engel der nichts ahnte von den Schrecknissen die ihn umgaben und erwarteten. Mit langsamer Bewegung aber unerschütterlicher Festigkeit eines gräßlichen Entschlusses entkleidete er das Kind von den warmen Betten. Es erwachte. — Der Mond blickte plötzlich aus zerrissenen Wolken und beleuchtete sein himmli-

sches Lächeln. „Armer Wurm" stöhnte erschüttert der Unbegreifliche, ergriff das Kind bei den Füßen und senkte es mit dem Kopf in den kalten Strom. Heftig zuckte der kleine Körper, ein leises Gurgeln entstand auf dem dunkeln nur von dem rothen Lichte der Laterne beleuchteten Wasserspiegel, und der Arm des Grausamen, der die schwachen Füße fest umspannt hielt und tief in die Fluthen tauchte, wurde mächtig erschüttert.

Thränen rollten indessen stromweise über die gelben Wangen des Mörders. Die Wolken zerstreuten sich und aus dem dunkeln Azur des enthüllten Himmels leuchtete das keusche Gestirn in voller Glorie über die Wasserwüste. Ringsum sah man kein Ufer, nur eine Reihe von Bäumen tauchte südwärts aus den Fluthen, die gleich wandelnden Schatten an dem Kahn vorüberzogen. Ein feierliches Schweigen lag auf der verwüsteten Gegend, der Strom selbst ging so ruhig, daß der Schiffende den Schlag seines Herzens und das herzbrechende Gurgeln des unschuldigen Opfers deutlich vernahm. Aus weiter Ferne aber tönte ein grausiger Glockenschlag — Eins. Er schauderte. Zum ersten Mal fühlte er den Frost, den seine durchnäßten Kleider über den Körper verbreiteten. Das Gurgeln hatte während dem aufgehört und er fühlte das Kind erkalten, versteifen.

„Es ist geschehen!" weinte er und zog den Leichnam aus dem Strom. Er war marmorweiß und starr, seine Augen bluteten, aus dem Munde strömte geröthetes Wasser. Der Mörder legte die Hand auf die kleine Brust — das Herz war erstorben. Sorgfältig wickelte er nun den Leichnam wieder in die Leinen, legte ihn auf die Bank und ergriff das Ruder. Pfeilschnell durchschnitt das Fahrzeug die Wellen und keine halbe Stunde verrann, ehe er ans Ufer stieß. So sorgsam als wäre er lebend, hob er den todten Knaben heraus und trug ihn etwa zwanzig Schritte landeinwärts. Hier durchwühlte er mit dem Ruder das vom Regen aufgelockerte

Erdreich, bis sich eine Grube von ziemlicher Tiefe bildete und legte den Leichnam — nachdem er ihn zuvor geküßt — hinein. Dann schaufelte er die Erde darüber, trat sie mit den Füßen ein und kehrte ans Ufer zurück. Dort löste er den Kahn ab, warf ihn um, stieß ihn — das Ruder weit von sich werfend — in den Fluß und verschwand.

Genau in derselben Stunde hörten die Wenigen, welche noch wachten, in der Residenz das Sterbeglöcklein, welches zum Gebete für einen abscheidenden Sünder ermahnte. Aber unter den Wenigen beteten die Wenigsten ein kurzes Vaterunser. Im königlichen Schlosse allein lagen einige Diener auf den Knieen und beteten mit Inbrunst, denn ihr Herr, der Herr des Landes, lag im Sterben. Er war ihnen und dem Lande kein guter Herr, er hatte Beiden viel Herzeleid zugefügt und schlecht gewirthschaftet mit ihrem Gut, aber seine letzte Stunde und das entsetzliche Leiden von welchem sie begleitet war, versöhnte diese christlichen Seelen, in dem Augenblicke, als sie schon gewiß wußten, daß kein Geber und keine Arznei im Stande war, das scheidende Leben des Tirannen auf der Flucht aufzuhalten. Schwerlich würden sie sonst im Stande gewesen sein, ihre Herzen für den Verhaßten zu Gott zu erheben, denn der gewöhnliche Mensch treibt seinen Haß bis zum Grabe seines Feindes und wirft ihn dort erst zum Vergangenen. Als daher aus dem Schlafgemach des Königs die Kunde kam, bei der man zum ersten Male den Namen der „Majestät" entkleidete, als es hieß: „Der König ist todt!" da holten alle tief Athem, als ob ihnen eine Centnerlast vom Herzen wäre und sagten fromm sich kreuzigend: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe!" Manche, denen es unter seinem Regiment am wenigsten übel gegangen war, wurden sogar weich, ließen einige Thränen fallen und meinten, „er war doch so übel nicht — wer weiß was nach

kommt, er hatte seine Fehler wie jeder Mensch, aber de mortuis nil nisi bene — ich wünsche ihm die ewige Seligkeit — mag ihm Jeder vergeben, dem er Uebles gethan — richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!"

An solchen Redensarten fehlte es im königlichen Schlosse nicht, aber weniger christlich war die Nachrede des Volkes das am Morgen die Nachricht von dem Tode des grausamsten und unfähigsten Monarchen, den die im Lande regierende Dynastie hervorgebracht, mit unverkennbarer Freude vernahm. Wenige, sehr wenige sogar hörten es mit Abscheu, daß der König keines natürlichen Todes, sondern in Folge einer starken Vergiftung gestorben sei. Wirklich hatte sich der Abgeschiedene während einer fünf und zwanzigjährigen Regierung kein Recht auf die Liebe des Volks, das er das seine nannte, erworben, sondern alle menschlichen Gefühle der Unterthanen aufs Empfindlichste gekränkt, indem er ihr Eigenthum, ihre Körper und ihre Kräfte, kaum wie ein kostbares, weit gewisser aber wie ein schlechtes werthloses Gut betrachtete und verwendete, indem er den Vätern und Müttern die Rechte auf ihre Kinder schmälerte und eng verbundene Herzen nach Willkühr und Gefallen trennte. Er besaß Alles im Lande — nur nicht die Herzen seiner Unterthanen. „Alles ist mein" pflegte er zu sagen, wenn man es wagte über die ungeheuren Abgaben zu klagen, „und es kann nicht davon die Rede sein, wie viel meine Unterthanen mir zu geben haben, sondern davon, wie viel ich ihnen lassen will von meinem Eigenthum."

Severin II., so hieß der Verstorbene, war der letzte Sproße aus dem Hause der Gaudinen, die von Vinifezus, einem römischen Feldherrn, abstammten und daher zu den ältesten Geschlechtern gehörten. Dieses hohe Alter, welches ein Zeitgenosse Severins mit bereitwilliger Gelehrsamkeit bis auf Romulus und die Wölfin hinzuleiten suchte, war keine von den geringsten Ursachen des Stolzes, der diesem Geschlecht eigenthümlich war und in Severin II. seinen höch-

sten Grad erreichte. „Muß es nicht ein edler Stamm sein, pflegte dieser zu sagen, „der durch Jahrtausende Zweige treibt?“ aber er übersah es, daß eben in seiner metaphorischen Betrachtung eine seinen eigenen Werth herabsetzende Bedeutung lag, denn es war gewiß nicht der beste Zweig, der ohne Früchte blieb und mit dem des Stammes Leben erlosch. Fast achthundert Jahre lang hatte das Geschlecht über das Königreich Arapatnam geherrscht, aber dieses Reich, welchem an Größe, Schönheit und Reichthum kein Anderes glich in der bekannten Welt, hatte unter den letzten Sprossen das Alters-Heil des Fürstenhauses nicht empfunden. Severin II. namentlich, sagten einige Witzlinge, habe von den hohen Eigenschaften seiner Ahnherren nichts behalten, als Etwas, das an die Wolfsmilch erinnert, mit welcher der Stammvater gesäugt worden ist. Von der ganzen Geschichte des Fürstenhauses der Gaudinen, die in zwanzig Folianten von einem arapatnamschen Reichshistoriographen abgefaßt wurde, wollen wir nichts erwähnen als die Wahrheit, welche nicht darin zu finden ist, nämlich daß dieses erhabene Geschlecht, dessen Stammtafel wohl so lang war als zehn Pferdeschweife, einige Dutzend Schwachköpfe hervorgebracht hat, welche nach einander das Reich geerbt und geplündert haben. Ein Mehreres aber wollen wir melden von der „glorreichen“ Regierung des allergnädigsten Königs Severin II. ohne jedoch die bei seinen Lebzeiten von einem arapatnamschen Gelehrten abgefaßte Geschichte zu berücksichtigen.

Severin II. bestieg den Thron in seinem dreißigsten Lebensjahre. Seine Erziehung hatten Priester besorgt, welche ihm weiß machten, er habe nur einen Herrn über sich, Gott oder seine Stellvertreterin auf der Erde, die Kirche. Die Staatskunst lehrte ihn ein Hofmeister, der in der damaligen Zeit als ein Muster chevalereske Ausbildung galt, der trefflich reiten und fechten konnte und in der Zeremonie den höchsten Grad der Meisterschaft erlangt hatte. Sein Unterricht

beſchränkte ſich darauf, dem königlichen Zögling beizubringen, wie er die Füße zu ſetzen und den Kopf zu halten habe, wenn irgend ein Geſandter oder eine Deputation ihm vorgeſtellt wurde. Alles Uebrige, verſicherte der Lehrmeiſter, iſt Nebenſache und „dazu haben ſie ihre Miniſter.“ Aber des Prinzen Vater drang darauf, daß man ihm Grundſätze lehre, nach welchem er einſt zu regieren habe. Um daher dem allerhöchſten Wunſche des großen Königs Genüge zu leiſten, entwarf unſer Hofmeiſter mit Hilfe des königlichen Beichtvaters ein Lehrbuch der Staatskunſt (wie ſie es nannten) in Fragen und Antworten, aus welchem wir hier der Seltſamkeit wegen Einiges mittheilen wollen.

Frage. Wann ſteht ein König von Arapatnam auf?

Antwort. Der Großvater Sr. königl. Hoheit pflegte zwar ſchon um ſieben Uhr höchſtdero Lager zu verlaſſen, doch hat der königliche Prinz dieſe gefährliche Neuerung zu vermeiden und ſich beſſer an die Weiſe ſeines erlauchten Vaters zu halten, welcher das Bette nie früher als um eilf Uhr verläßt.

Frage. Wann geht Se. Majeſtät zu Tiſche?

Antwort. Um fünf Uhr Nachmittags, denn ein König darf nicht nach der Gewohnheit des Pöbels in der Mitte des Tages ſeine Mahlzeit verzehren.

Hierauf folgten noch zehn andere Artikel, welche ſämmtlich die häuslichen Gewohnheiten eines Königs betrafen. Von den übrigen merkwürdigeren Artikeln folge hier das Weſentlichſte im Auszug.

Frage. Welche ſind die Pflichten eines Regenten von Arapatnam?

Antwort. Die Aufrechthaltung der Religion in ſeinem Staate, Vertilgung der Ketzerei, Vermehrung der Macht des Fürſtenhauſes, dem er angehört, Gehorſam gegen die Geſetze der Kirche. Ferner erfordert es das Seelenheil Sein und Seiner Vorfahren, daß er ihnen reichliche Meſſen leſen laſſe

gewissenhaft befolgt wurden, beweist die uns vorliegende neueste Geschichte von Arapatnam. Gleich beim Antritt der Regierung, erließ Severin II. einige Verordnungen, welche ganz in dem Geiste abgefaßt waren, welchen wir aus dem Vorstehenden hinlänglich kennen gelernt haben. Der persönliche Charakter Severins verbürgte seinen Lehrern den schönsten Erfolg ihrer Bemühungen. Er war bigott, habsüchtig, stolz und hatte ein Herz, welches so gut als keines war. In wenigen Jahren hatte er den reichen Staatsschatz verschwendet und ungeheure Steuern ausgeschrieben, um den Aufwand seines glänzenden Hofes bestreiten zu können. Seine Behandlung der Unterthanen war jederzeit seinen Grundsätzen angemessen und seine auswärtige Politik war nicht weiser als der Katechismus seiner Lehrer. Scheint es daher auch, als ob der humoristische Historiograph, aus dessen Schriften wir ihn entlehnt haben, uns eher einen satyrischen Schwank, denn eine buchstäbliche Wahrheit aufgetischt habe, so können wir doch mit Grund vermuthen, daß seine Satyren einen ernsten Sinn und einige von den Grundzügen unverfälscht enthalten, welche das Gerippe des Severinischen Regierungssystems ausmachten. Die Folgen der Beobachtung desselben blieben nicht aus. Die leibeigenen gebrandschatzten Bürger des Staates fingen an zu murren, die mit erfinderischer Grausamkeit gefolterten und verfolgten Freidenker und Ketzer drohten mit Greuelthaten und der in seinem Stolz tiefbeleidigte Adel conspirirte. Selbst die frömmsten Eiferer konnten es nicht billigen, daß man der im Lande längst eingeführten Inquisition immer mehr Einfluß ließ, und selbst den Fanatikern schauderte die Haut, wenn untadelhafte Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie vernünftiger waren denn ihre Zeitgenossen, mit glühenden Zangen gezwickt, gefoltert und verbrannt wurden. Diese schlechte Stimmung des Volks wurde begünstigt durch einen unverständigen Krieg, den Severin bloß darum anfieng, weil in einem benachbarten Lande,

dessen Hof mit ihm verwandt war, wegen übler Wirthschaft eine Revolution ausgebrochen war, von der man den Sturz der Legitimität befürchtete. Severin selbst erwies sich in dieser schlimmen Zeit als ein herzloser Feigling. Zwar lieferte er Tausende seiner Unterthanen auf die Schlachtbank, aber er hütete sich wohl, sein „heiliges Leben" im Kampfe gegen die Rebellen preis zu geben, sondern flüchtete bei jeder Gefahr in das Innere seines Reiches.

Endlich rotteten sich einige der vornehmsten Adeligen zusammen, um den Kannibalen vom Thron zu stürzen. Fürst Portius, ein 20jähriger Held, dem das Kommando über einen großen Theil des Heeres übertragen war, stand an der Spitze der Verschwörung. Beleidigter Familienstolz war die Triebfeder seiner Handlungen, denn damals gab es in Arapatnam noch wenige Männer, — am wenigsten Adelige — welche sich begeistert von der Idee der Freiheit und Vaterlandsliebe über ihre persönlichen Verhältnisse zu erheben und diese dem allgemeinen Besten zu opfern im Stande gewesen wären. Die Schwester des Fürsten war von Severin verführt worden und der Name Portius gehörte von nun an den Annalen der Schande an. Jocunda — so hieß die reizende Favorite des gekrönten Wüstlings, fühlte selbst das Schimpfliche ihrer Herabwürdigung nicht, denn der Beichtvater des Königs, der sie häufig besuchte, scheint alle ihre Gewissensskrupel und Vorurtheile so vollkommen entfernt zu haben, daß sie sich am Ende durch die schmutzigste Liebe des Königs geehrt fühlte, und ihre gekränkte Nebenbuhlerin, die Gemahlin des Monarchen, welche den ihr widerfahrenen Schimpf nicht lange überlebte, mit leichtfertiger Rede zu verhöhnen wagte. Aber um so tiefer fanden sich ihre ehrgeizigen Verwandten, die keinen Flecken auf ihren Namen duldeten, verletzt und sie würden gerne mit ihrem eigenen Blut die Schmach getilgt haben, wenn es ihnen nicht leicht geschienen hätte, sie mit dem Blute des gro-

ßen Beleidigers auszulöschen. Der hochherzige Bruder Jocundas hatte demnach bei dem Kreuze des Erlösers geschworen Severin und den Namen seines Geschlechts mit blutiger That zu vertilgen oder zu sterben. Jugendlicher Schwärmerei voll, wie es der rachedürstige Jüngling war, hatte er zugleich geschworen, eher kein Weib zu umarmen, bis er das Blut des Tugendmörders vergossen habe. Vielleicht gelobte er noch mehr in der Extase und noch wunderlichere Dinge, aber wir wollen nicht darnach forschen, damit er uns dereinst, wenn er Mann und nüchtern geworden, nicht als Meineidiger erscheine — sollten wir ihm noch ein Mal in dieser Geschichte begegnen.

Es fehlte ihm bei seinem Projekt nicht an Gleichgesinnten und die Zahl seiner bereitwilligen Mitverschwornen war eher zu groß als zu gering. Es waren meistens junge, von Leidenschaften getriebene Männer. Einem waren ehrgeizige Hoffnungen vereitelt worden, ein Zweiter war um sein Eigenthum gebracht, ein Dritter um seine Geliebte, ein Vierter hoffte Gewinn von dem Umsturz des Bestehenden — ein Zwanzigster kaum meinte es ehrlich mit seinem Vaterlande und wünschte uneigennützig nur das Beste desselben. Kurz es war eine Verschwörung, wie uns die Geschichte viele erzählt und von keiner edleren Hauptriebfeder geleitet als der Leidenschaft, welche stets in der Geschichte eine größere Rolle spielen wird als die Tugend, deren Wesen in allen Zeiten nur wenig Auserwählten bekannt ist. Dennoch war diese Verschwörung eine außerordentliche fast wunderbare, denn es befand sich unter den Mitgliedern derselben — kein Verräther. Alles war trefflich ausgedacht und das Gelingen des Attentats schien unfehlbar, als in dem letzten Augenblicke die unbesonnene Bruderliebe des Fürsten Portius das blutige Unternehmen vereitelte. Besorgt um seine Schwester, die er wohl verachtete, aber nie zu lieben aufgehört hatte, warnte er sie an dem zur That bestimmten Abend bei

Hof zu erscheinen. Diese hingegen, glaubte sich durch die Liebe des Königs für so verpflichtet, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als den König vor der drohenden Gefahr zu warnen. Mit süßer einschmeichelnder Rede suchte nun der königliche Liebling — unter den heiligsten Betheuerungen seiner Gnade und Diskretion — das unvorsichtige Mädchen über die Quelle ihrer Besorgnisse auszuforschen. Die weibliche Schwachheit widerstand nicht und eröffnete dem König Alles, was sie wußte, nachdem sie ihm zuvor einen Schwur abgefordert, den Bruder zu schonen. Die Arme wußte nicht, wie wenig manchem Fürstenwort zu trauen ist.

Das Unabwendbare geschah — Fürst Portius wurde verhaftet und in ein Staatsgefängniß geschickt bis auf weiteres; die meisten Verschworenen ebenfalls eingezogen und auf's Strengste verhört. Nach einem kurzen Prozeß sah die Hauptstadt blutige Scenen. Gegen fünfzig Personen aus den besten Familien fielen unter dem Schwerte des Henkers und mehrere Hundert verschwanden auf immer aus der Gesellschaft. Portius selbst wurde heimlich im Kerker erdrosselt und seine unglückliche Schwester, die sich seine Mörderin nannte, stieß sich in dem Schlafgemach des Königs — nachdem sie dem schändlichen Verführer die bittersten Vorwürfe gemacht und in's Gesicht gespuckt hatte — vor seinen lüsternen Augen den Dolch in die entweihte Brust. „Die Schande ihres verunreinigten Körpers habe sie leicht ertragen," sagte sie im letzten Augenblicke „aber die Schande ihrer Seele könne sie nicht überwinden. Man könne ihr nachsagen, sie wäre zu schwach gewesen um den Lockungen der Eitelkeit zu widerstehen, aber den Schimpf, den Bastard eines Mörders, der das Blut eines Portius vergossen, zur Welt zu bringen, wolle sie nicht erleben."

Severin beruhigte sich und sein etwas bekümmertes Gewissen bald durch einige Andachtsübungen, welche ihm sein Beichtvater vorschrieb. Er betete diesen Vorschriften gemäß

dreißig Rosenkränze ab, aß drei Tage kein Fleisch und ließ der Selbstmörderin tausend Seelenmessen lesen — den Körper der Unglücklichen aber nach dem Gesetze über Selbstmörder — auf dem Schindanger begraben. So war das königliche Gemüth mit leichter Mühe von aller Schuld gereinigt und der Beichtvater konnte wieder daran denken, unter den Schönen des Landes eine neue Mätresse für die Dienste des Königs anzuwerben.

Seitdem Severin durch diese Vorfälle das Gefühl der Sicherheit verloren hatte, ergriff er keine Maßregel ohne die Eingebungen seiner Angst zu Rath zu ziehen. Ein schmählicher Friede wurde mit der benachbarten Republik geschlossen und im Innern des Landes jede Anstalt getroffen, die Sicherheit des Thrones zu befestigen. Aber indem Severin bemüht war, die Sprech- und Denkfreiheit durch eine wachsame Polizei zu unterdrücken, indem er seine Person mit einer äußerst starken Leibgarde umgab und die grausamsten Strafen über Jene verhängte, welche die Maßregeln der Regierung zu kritisiren wagten, untergrub er mit eigenen Händen eine ohnehin schwachgewordene Stütze des Thrones, das Vertrauen und die Liebe des Volkes. Sein bösartiges, immer von Gespenstern einer furchtsamen Phantasie beängstigtes Gemüth bedurfte unter solchen Umständen mehr als je der Zerstreuung und es mußten ungeheure Summen verschwendet werden, um den gesättigten Lüsten des Tyrannen immer neue Genüsse zu verschaffen. Alle Künste und Spektakel, die der bizarre äußerst fruchtbare Geschmack seines Freundes und Beichtvaters erfand, wurden erschöpft und nichts fehlte noch um die Aehnlichkeit zwischen diesen und Nero's Zeiten vollständig zu machen, als daß man die Hauptstadt an vier Enden anzündete. Und so beständig in Angst, Ueberreiz, Abspannung, erkünsteltem Genuß und gewaltsamer Aufregung, in heiliger Entzückung oder Gewissenspein, lebte und regierte dieser fromme Monarch volle fünf und

zwanzig Jahre, die seinen Unterthanen wie eben so viele Jahrhunderte in dem Orte ewiger Verdammniß verlebt, vorkamen.

Von seinem Familienleben könnten wir noch Schändlicheres melden, als von seiner Regierung, wäre etwas schändlicher als die Mißhandlung der heiligsten Menschenrechte. Seine erste Gemahlin Celeste starb bald nach dem Tode Jocundas aus Verzweiflung über ihr Unglück, die Gemahlin eines Menschen heißen zu müssen, den sie und Millionen der Zeitgenossen aufs Aeusserste verabscheueten. Sie war eine der seltenen, tugendhaften Frauen, welche ihren größten Ruhm in züchtiger Sittsamkeit suchen und zu finden wissen. Sie ward am Hofe wie eine Heilige verehrt und selbst Jocunda, die Buhlerin, fand sich in ihren letzten Tagen gedrungen, die Verzeihung dieser engelreinen Frau zu erflehen. Diese Ehe war kinderlos — nur Jocunda nahm den Fruchtkeim der letzten Lendenkraft des früh geschwächten Wüstlings mit sich ins Grab. Celestens Nachfolgerin im königlichen Ehebette war Marion, eine schon verblühte Prinzessin aus einem Lande, welches in dem Rufe steht, wenig Beispiele weiblicher Tugend aufweisen zu können. Sie fand ihre Lage nicht so übel wie ihre Vorgängerin, war eine Zeitlang unfruchtbar, gebar aber später mehrere Kinder und zwar, wie man sagte, in Folge der wirksamen Andachtsübungen, welche sie auf Geheiß des Königs, der einen Nachfolger haben wollte, mit ihrem Beichtvater vorzunehmen Gefallen fand. Unglücklicherweise starben alle in dieser Ehe erzeugten Kinder und Severin fand sich nach dem Tode der Marion gezwungen, zum dritten Male zu heirathen — verhoffend seine neue Gemahlin Amanda, ein sechszehnjähriges Kind werde ihm endlich einen Thronerben gebären.

Nach dieſer unerläßlichen Einleitung in die Zeit unſerer Geſchichte, welche mehrere Einwohner des Königsreichs die goldene Zeit nannten; obgleich dieſer Beiname nur durch eine verhältnißmäßige und vergleichende Betrachtung gerechtfertigt wird, finden wir zum erſten Male Gelegenheit unſeren Helden dem geneigten Leſer vorzuſtellen. Es wird Niemanden entgangen ſein, daß durch den Tod Severin's ſein Geſchlecht ausgeſtorben und der Thron erledigt war; aber ſchwerlich vermuthet man, daß es dennoch an einem geſetzmäßigen Thronerben nicht fehlte. Es war der Herzog Alexis, ein Abkömmling aus einer Seitenlinie des regierenden Fürſtenhauſes, der älteſte Prinz ſeiner Familie, Sohn der wegen ihrer Schönheit ehemals hochberühmten Fürſtin Enneri, welche nach einer kurzen Ehe durch den Tod des alten Herzogs verwittibt worden war. Alexis erbte die Schönheit ſeiner Mutter, aber er war an Geſinnung nnd Charakter ſeinem Vater ſo unähnlich als es nur immer wünſchenswerth ſein mochte, denn dieſer hatte keine andere gute Eigenſchaft beſeſſen, als daß er ſich gerne von ſeiner reizenden Gemahlin lenken ließ, eine Folgſamkeit, die ihm allein Ehre einbrachte. Ihr hatte es Alexis zu danken, daß auf ſeine Erziehung alle Sorgfalt verwendet wurde, daß er unter den Augen ſeiner Mutter, nur von ihrer Liebe gebildet, frei blieb von den Fehlern ſeines Vaters. Schon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre galt er an Severins Hofe für ein Muſter ritterlicher Tugenden, männlichen Sinnes und Ehrſtolzes, unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit in ſeinen Manieren. Er war hoch gewachſen, kräftiger Leibesbildung, an Geſichtsſchöne gleich dem Apoll, an Kraft ähnlich dem Alcides. Seine Augen glühten von dem Feuer ungeſchwächter Jugendkraft, ſeine Lippen blühten im friſcheſten Roth, ſeine Wangen waren mit Roſenfarbe angehaucht. Den Damen ſtieg die Gluth ins Geſicht, nahte ſich ihnen der holde lächelnde Knabe, ſtrahlend von dem Glanze mit dem ihn ſein Stand beklei-

dete. Wäre es uns gestattet, die geheimsten Gedanken und Selbstgespräche der seufzenden Mädchen und Frauen auszusprechen, so könnten wir ohne Zweifel ein Gemälde von seiner Schönheit entwerfen, das in Endymion, Mars, Apoll und Antinous nicht schöner verwirklicht war. Selbst die züchtigsten und tugendhaftesten Frauen, dachten in seiner Nähe an schöne Sünden und würdigten die eifersuchtsvolle Zärtlichkeit ihrer um sie beschäftigten Ehemänner nur mit halben bedauernden Blicken. Ja was noch wunderbarer ist, selbst die schwärmerische unbefriedigte Liebe wurde kälter, kam sie in die Lichtatmosphäre dieses Sterns, und mancher glühende Galan wußte sich die plötzliche böse Laune seiner Herzenskönigin nicht zu enträthseln, hatten sich ein Mal ihre schönen Augen zu dem jungen Gott verirrt. Kostbare Reliquien von seinem kastanienbraunen Haar fanden sich in den Schmuckkästchen fast aller Hofdamen, deren nur wenige sich geschämt hatten, solche von dem Friseur des Prinzen durch Gold oder Gunst zu erhandeln. Von alle dem wußte Alexis wenig oder nichts — er war zu viel mit ritterlichen Uebungen, mit Pferden und Waffen beschäftigt, um den Eindruck zu bemerken, den er auf das ihm Gleichgültigste, auf das Frauenzimmer machte. Es war von seiner Seite weder Gefühllosigkeit noch übergroße Befangenheit der Unschuld, sondern jene jugendliche Eitelkeit, welche sich im Männlichen gefällt und gerne über die Altersjahre hinausstrebt, um sich so altklug und gesetzt als möglich zu erweisen, denn Samboro, sein Kammerdiener und Lehrer, der trotz seiner halben Nase und seinem gräßlich entstellten Gesicht in der herzoglichen Familie das größte Ansehen genoß und den meisten Einfluß auf Alexis ausübte, sagte ihm oft genug „es zieme sich nicht für den Mann, seine Zeit bei Weibern zuzubringen und es verriethe eine weibische Sinnesart an ihrem Umgang Gefallen zu finden.“ Alexis vermied daher den Umgang mit Frauen aufs Sorgfältigste, und fast lieber hätte er sich in die liederliche Gesellschaft feiler Lustdir-

nen begeben, als daß er den platonisch liebenden Schäfer auch nur so lange gespielt hätte als nothwendig gewesen wäre, um der ungezügelten Leidenschaft in den Armen der vornehmsten und tugendhaftesten Schönen am Hofe einen süßen Triumph vorzubereiten. Aber wie ihn hier der früh erwachte Mannestrotz und die Leerheit seines Herzens, so schützte ihn dort die knäbische Schüchternheit, deren er sich mit dem besten Willen nicht erwehren konnte, vor früher Verführung. Er war daher unschuldiger in der That als in der Idee, welche ihm vollkommene Mannheit als das Wünschenswertheste erscheinen ließ, als Amanda für das königliche Ehbett an einem entfernten Hofe geworben wurde.

Bisher hatte Alexis nur gelacht und die Pferde höher geachtet als das Weib, und nie war er fröhlicher, als wenn er seinen Muthwillen üben konnte an dem Geschlechte, das er zu nichts vorhanden betrachtete, als zur Fortpflanzung der Menschen. Er verspottete gerne die Schwachheiten der Frauen, plauderte indiskret ihre Geheimnisse aus und fand es selbst nicht gewissenlos, unter den Damen im älterlichen Hause böse Händel zu stiften. Nicht selten äusserte er statt der erwarteten Galanterieen gegen befreundete und schöne Frauen den vulgären Zweifel: ob auch die Weiber Menschen wären? Kurz er unterließ nichts, was jeden Anderen bei dem schönen Geschlechte verhaßt machen konnte und blieb dennoch Liebling aller Schönen.

Wie anders wurde es mit ihm, als er Amanda, die Braut des Königs zum ersten Male sah! Eine unnennbare Wehmuth stieg in sein Herz und erfüllte seine Leere so ganz und gar, daß er Alles um sich her vergaß, nur nicht das heilige Bild ihrer Schönheit. Sein schönes Auge schwamm in Thränen, sein Muthwille wich der beengenden Verzagtheit, seine thatgierige lustige Kraft verwandelte sich in weinende Kindlichkeit und Demuth. Er, der nie kniete vor dem Heiligsten damaliger Zeit, vor dem Bilde des Menschenerlösers, der selbst

der Gottheit ſeinen wilden unbeugſamen Stolz nicht zum Opfer brachte, hätte hinſinken mögen in den Staub vor der zauberſtrahlenden Geſtalt, in heißer Anbetung und in Demuth vergehend. Zu ihren Füßen zu ſterben, von ihrer Hand erdolcht ſchien ihm beſeligender Tod, ſchien ihm mehr werth als ein Leben, das er freudig weggeworfen hätte — wäre es ihm nur vergönnt geweſen, ſein ausſtrömendes Herzblut ihr zu weihen.

Amanda war die Tochter eines ſüdländiſchen Fürſten, der die Gelegenheit, einen mächtigen Freund zu gewinnen, mit Freuden ergriff. Der Handel wurde geſchloſſen und die kaum der Kindheit entwachſene Jungfrau, lüſtern nach dem Glanze der Majeſtät, nach koſtbarem Geſchmeide und goldgeſtickten Gewändern willigte unbedenklich ein. Sie hatte das Porträt des alten Königs erhalten, aber mehr als die ſchmeichelhaft gemalten Züge des entnervten Wüſtlings, den ſie nie geſehen, feſſelte ihre unſtäten Blicke die glänzende Krone, welche ein kunſtgewandter Juwelier aus Rubinen, Saphiren und Diamanten gebildet, auf das gemalte Haupt geſetzt hatte. Zudem kannte ſie kaum die Bedeutung des Ehebundes und hatte ein Herz das ſich noch nach nichts ſehnte, als nach ſchönen Kleidern und koſtbarem Geſchmeide, nach Geſang und Tanz, nach einem heiteren Himmel und duftenden Blumen. Alle dieſe Wünſche erhielten durch den eingegangenen Bund ihre Erfüllung, denn reicher und mächtiger war kein Fürſt der Erde als der König von Arapatnam, ſchöner, blumenreicher kein Land als das ſeinige. Sie ſchied aus dem väterlichen Palaſte mit frohem Herzen, weinte einige Thränen ihrer Heimath und ihren Lieben, und reiste in das Land wo ſie die Schönſte und Glänzendſte ſein ſollte, wo der Höchſte und Mächtigſte nur neben ihr ſtehen oder wohl gar zu ihren Füßen liegen ſollte. Auf dem Wege träumte ſie nur von Diademen, Kronen, Paläſten, von glänzendem Gepränge, von goldenen Kutſchen und prächtigen Thronſeſſeln. An einem herrlichen Abend

kam ſie in die Nähe der ungeheuren Hauptſtadt des Reiches — zahlloſe Thürme und Paläſte tauchten aus dem Meere von Häuſern empor und die Straße war wohl eine Meile weit mit Menſchen bedeckt. Der König kam ihr von einem ſtattlichen Gefolge begleitet entgegen. Eine prächtig gekleidete und bewaffnete Schaar im Nationalkoſtüm, das wir bedauern nicht beſchreiben zu können, umgab, ſie ritterlich begrüßend, die Karoſſe. Es waren die Edelſten des Landes, an ihrer Spitze tummelte der immer lachende Herzog Alexis ein ſpaniſches Roß. Amanda ſah ihn und wünſchte es wäre ihr König. Nur flüchtig betrachtete ſie der holde Jüngling. Sein feuriger Rappe, bedeckt mit goldenem Geſchirr, aufgeregt durch ſeine lärmende Umgebung, erforderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Deſto aufmerkſamer betrachtete ihn die hohe Braut. Die Kühnheit und Sicherheit mit der er das Roß tummelte, ſein von jugendlicher Heiterkeit ſtrahlendes Geſicht, die Grazie ſeiner Begrüßung und alle übrigen Kleinigkeiten, die ein weibliches Auge beſchäftigen, waren ihr nicht entgangen und hatten, ihr unbewußt, einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Wäre Amanda nicht durch das pomphafte Schauſpiel, deſſen Glanzpunkt ſie bildete, zerſtreut worden, ſo hätte Severin mit Befremden bemerken müſſen, daß ſeine junge Braut ſich in keiner der Bedeutung des Augenbliks entſprechenden Stimmung befinde. Wir übergehen die Schilderung des feierlichen Einzuges und Empfangs, und belauſchen in tiefer Nacht und Einſamkeit die ſeltſam bewegte Jungfrau in ihrem Schlafgemach.

Wir finden, nachdem ſich die Kammerfrauen entfernt hatten, nur ein zartes Schweſterlein im Knospenalter der Roſe, am Bette der königlichen Braut. Beide wachten und plauderten von Ereigniſſen des Tages, aber ſchweigſamer war Amanda denn ihre fünfzehnjährige Schweſter Aline, die ſich mit unerſchöpflichem Wortreichthum bemühte, alle ihre „Empfindungen und Gefühle“ auszudrücken.

„Liebes Kind,“ ſagte ſie mit einer ſeltſamen Miſchung

von Koketterie und kindlicher Aufrichtigkeit zu ihrer älteren Schwester, „liebes Kind nimm mir es nicht übel, dein hoher Bräutigam gefällt mir nicht, er ist alt und häßlich wie Pluto, und Du scheinst mir eben so bedauernswürdig als Proserpine es war, als sie der Fürst der Finsterniß entführte. Ach ich fühle es, Amanda, wir werden Beide unglücklich sein.“

„Und warum Du, Alinchen?“ fragte Amanda lächelnd, die Rede der Schwester wenig achtend.

„Ach!“ erwiederte die kleine Schwärmerin und verhüllte ihre rosigen Wangen, die seltsam abstachen von dem Schmerz den sie erkünstelte, „ach — Schwester — mein Herz. Ich weiß nicht wie mir ist, die Brust wird mir zu eng und Thränen stürzen aus meinen Augen, eine süße Wehmuth ergreift mich — ach Schwester, ich glaube, das ist die Liebe.“

Bei diesen Worten stürzte sie sich in die Arme ihrer Schwester und verhüllte ihre Augen, vielleicht um so zu verbergen, daß sie umsonst Thränen hervorzupressen suchte. Amanda konnte sich trotz ihrer ernsteren Stimmung dennoch nicht des Lachens erwehren, als die Kleine schluchzend ihr Herzensgeheimniß offenbarte.

„Und wer ist denn der Glückliche, den Du Dir erkoren?“ fragte sie endlich die Betrübte.

„O Amanda,“ rief die Gefragte mit tragischem Pathos, „verwunde mein gekränktes Herz nicht mit leichtfertigem Spott, sonst bricht es in unendlichem Schmerz. Sahst Du nicht den dunkellockigen Jüngling hoch auf dem schwarzen andalusischen Gaul, mit der Göttermiene und Zeusgestalt, wie er einherritt an der Spitze der Kriegerschaar, Alles um sich her verdunkelnd, selbst den König und seinen Glanz —“

„Du meinst den Herzog Alexis?“ unterbrach sie Amanda.

„Nenne ihn nicht Herzog, Schwester, gieb ihm keinen Titel, dem Selbsterhabenen, dem Keiner gleich ist — ja er ist es — Alexis, Gott Alexis — o könnte ich sagen mein

Alexis! Mein Schicksal ist entschieden, ihn lieb' ich oder Keinen, mit ihm wäre ich glücklich in einer elenden Hütte, ohne ihn wird mir dieß schöne Land eine freudenleere Wüste bleiben!"

Amanda hörte diese Ausbrüche einer affektirten Leidenschaft, obwohl sie bei ihrer Schwester nichts Seltenes waren, zum ersten Male mit einiger Verwunderung an, denn sie klangen in ihrem geheimnißvoll und tief fühlendem Herzen wie Verhöhnung der eigenen Empfindungen. Vielleicht ahnte sie die Nähe einer wichtigen Periode menschlicher Entwickelung, aber gewiß war sie sich der Liebe noch nicht bewußt, welche sich heimlich eingenistet in das arglose Herz der hochgebornen Jungfrau. Es zeigte sich in dieser seltsamen Scene die wahrscheinliche Charakterverschiedenheit der beiden Schwestern — wir sagen wahrscheinlich, weil es wenigstens äusserst schwierig ist, bei Personen von dieser Jugend die charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschiedener Seelen zu entdecken. Das psychische Leben der Kinder ist in der Regel noch ganz ohne bezeichnende Regungen und bewegt sich nur nachahmungsweise und höherem Beispiele subordinirt, den empfangenen Eindrücken der Erziehung und Gewohnheit gemäß. Beide Jungfrauen waren voll wahrer Herzensunschuld, kindlichen, weichen Gemüthes, leichtsinnig und tugendhaft aus Gewohnheit und kindischer Befangenheit. Nur schwache Spuren der Verschiedenheit gleichartig empfangener Eindrücke in ihren Folgebildungen, lassen auf eine künftige Verschiedenheit der Charaktere und der geistigen Richtung schließen. Aline, die fünfzehnjährige Prinzessin, an einem Hofe verzogen, wo frühzeitig erkünstelte Ueberbildung, durch fremdsprechende Gouvernanten, überhäufte Lektüre und häufige Gesellschaften bewirkt, für einen der größten und nothwendigsten Vorzüge einer hohen Geburt gehalten wurde, kam bald zu einer gewissen geistigen Frühreife, welche von den selbst verbildeten Hofdamen nicht genug bewundert werden konnte. Das leicht erregbare Kind, hatte

bereits alle Romane und Gedichte der beſten und ſchlechteſten Schriftſteller geleſen und ſo wenigſtens dem Namen nach alle jene Empfindungen kennen gelernt, welche früh oder ſpät von der Natur in die Herzen verpflanzt werden. Das Abentheuerliche hatte mit allem Reiz auf das weiche Gemüth eingewirkt und gab dem ſich entwickelnden Ideenleben einen weiten unbeſchränkten Spielraum. Noch iſt ihr Herz rein und unſchuldsvoll, aber ihr Gedanke hat bereits die Sünde empfangen, und wohl ihr, wenn er nicht einſt ihr Gemüth verdirbt. Naive Koketterie und Empfindelei, vage Schwärmerei und eine ihrem Alter ungemeſſene Ungebundenheit, ſind an ihr jezt die einzigen Eigenthümlichkeiten, von welchen wir wünſchen wollen, daß ſie nicht dereinſt berechnende, ihres Zweckes ſich wohl bewußte Gefallſucht, unreine Begierde und Frechheit werden möchten. Sie iſt auf dem Wege eine glückliche Leichtſinnige oder eine laſterhafte Romanheldin zu werden.

Amanda hat dieſelbe höfiſche Erziehung genoſſen, aber in ihrem tieferen Gemüth hat ſie die Panacee gegen alle voreiligen Anfechtungen einer ſyſtematiſchen und gewaltſamen Ueberbildung bewahrt. Sie hat Romane und Gedichte geleſen, aber wo ſie nicht mit empfinden konnte, da blieben ihr die bedeutungsvollſten Worte ohne Sinn und nie grübelte ihr Verſtand, wo ihr Herz nicht begriff. Bei ihr blieben alle Gouvernantenkünſteleien frucht- und erfolglos, der unbefangene, kindliche Gedanke überflügelte nicht das unbefangene, kindliche Herz. Sie ſann lieber als ſie las, ſie liebte die Einſamkeit mehr als die rauſchende Verſammlung, ſie war ſchüchtern und blöde in Geſellſchaft, ſtill und innig im traulichen Kreiſe ihrer Blutsverwandten. Bei den geſchminkten weiblichen Zierbengeln am Hofe ihres Vaters galt ſie daher für etwas bornirt. Sie kannte von der Liebe nur den Namen bisher und wußte nicht die Regung zu deuten, ſo oft der Name Alexis ihr Herz berührte. Schon war bei der vollblühenden Jungfrau die Pubertät eingetreten und geheime Sinnlichkeit gab

ihren Empfindungen Nachdruck und Leidenschaft, aber sie konnte sich nichts von dem enträthseln, was in ihrem Inneren vorgieng. Wenn sie aufmerksam gemacht durch das Geschwätz ihrer Schwester, sich leise zu fragen wagte, ob es vielleicht die Liebe sei, was sie für den jungen Herzog empfand, so entfernte sie den Gedanken, lächelnd über ihre vermeintliche Selbsttäuschung, als eine kindische Schwärmerei im Sinne Alinens, obgleich sie weder die Gefahr noch die tiefe Bedeutung ihrer wahren Neigung erkannte. So war Amanda sich und der Welt, das was jede Jungfrau in ihrem Alter sein sollte, ein tiefes, reizendes Geheimniß, bestimmt mit dem Gürtel selbst zu werden, von der Hand eines beneidenswerth Glücklichen.

Nach diesem Blick in das Innere der beiden Prinzessinnen, kann es uns nicht mehr befremden, wenn Amanda ihrer in komischer Betrübniß befangenen Schwester Trost einzusprechen sucht und sogar auf die erfreuliche Aussicht hinweist, einst durch sie mit dem Herzog verschwägert zu werden.

„Wenn Dein Geständniß," sagte sie, „nicht wieder eine flüchtige Schwärmerei von Dir ist, eine romantische Caprice, die morgen von einer anderen verdrängt wird, so sehe ich nicht ein, welche Ursache Du hast traurig zu sein. Leicht möglich ist es, daß der junge Herzog bald zu Deinen Füßen liegt, denn meine erlauchte Schwester darf hoffen, an diesem Hofe von keiner Schöneren und Edleren überstrahlt zu werden. Freilich wäre Dir selbst in diesem Falle einige Geduld zu empfehlen, denn ihr seid ja Beide noch Kinder —"

„Wie, Schwester," unterbrach sie Aline mit Entrüstung, „ich wäre noch ein Kind? Ist man mit fünfzehn Jahren noch ein Kind, und haben sich nicht schon jüngere Prinzessinnen verheirathet?"

„Wohl wahr, Aline," erwiederte Amanda, „aber dann waren immer politische Rücksichten von der größten Wichtigkeit vorhanden, die in Deinem Fall nicht eintreten dürften."

Leicht verständigten sich die Schwester über die erhobene

Streitfrage, und Aline begab ſich in ein Nebengemach, um in ſeidenen Kiſſen von ihrem „Gott Alexis“ zu träumen. In der That aber war es Amanda, von der ſein Bild nicht weichen wollte, im Wachen und im Träumen. Sie bemühte ſich zwar aufrichtig den fremdartigen Gegenſtand zu entfernen, indem ſie das Bildniß des Königs betrachtete, aber wir haben Grund zu glauben, daß ihr Alexis ſtets gegenwärtiger war, als das vergelbte Original des trügeriſchen Porträts.

ter, bei der Mutter Christi, laßt Alexis nicht von Euch, denn der Scepter der königlichen Gewalt zerstört alle Bande der Natur — Ihr habt keinen Sohn, ich keinen Bruder mehr, besteigt Alexis diesen Thron, bemächtigt er sich dieser unseligen Krone, die noch keinem Haupte, das sie trug, Heil und Segen gebracht. Laßt Euch das Schicksal der Könige dieses Landes warnen, und pflanzt nicht Euer Geschlecht auf diese unheilvolle Höhe, vor der mir schaudert —"

„Schweig, Kopfhängerin," herrschte die Mutter heftig erzürnt, „wenn Du nicht meine mütterliche Liebe verscherzen willst durch Deine sinnlosen Ahnungen und Träume, Deine melancholischen Befürchtungen, die mich berühren wie Eulengekrächz, so lasse mich nie wieder ein Wort hören, das so klingt wie Deine vorige Rede."

„Ja freilich, —" schluchzte das gekränkte Mädchen, „das Wort Eurer leiblichen Tochter hat nicht den guten Klang für Euer Ohr, wie die bösen Rathschläge des niedrigsten Knechts, der Eure Gunst besitzt; spricht nicht so zum Herzen wie das Wort jenes falschen unheimlichen Bösewichts — Samboro —"

„Aus meinen Augen —" schrie die Herzogin, aber Angelika fuhr fort mit schmerzlich und lautschreiender Stimme:

„Hat nicht den guten Klang für Euer Ohr, wie die Schmeichelrede dieses Teufels, der nur Unglück brütet in seinem finsteren Gehirn über Euch, über Alexis, über mich, der mir das Herz meiner Mutter entfremdet — meiner Mutter, — Mutter — die mich lebend noch verwaist!"

Laut wehklagend stürzte sich die Jungfrau übermannt von Schmerz auf die Knie und verhüllte ihr Gesicht. Eine lange Pause, während welcher Angelika immer leiser schluchzte, folgte auf die leidenschaftlichen Scenen. Die Herzogin bekämpfte mittlerweile ihren Unmuth, denn ihr leichter Sinn hatte bald die Beleidigungen vergessen — auch mochte sie es selbst fühlen, daß sie ihre Tochter bisher mit zu geringem Vertrauen behandelt habe. Sie kannte das leidenschaftliche

Mädchen und ihre zärtliche Kindesliebe. Erinnerungen schienen ihren Stolz niederzuhalten und tiefes Sinnen lag auf ihrer sonst heiteren Stirne, während sie die Weinende betrachtete.

„Verzeiht, Mutter," sagte diese nach einer Weile, in welcher sie sich zu fassen gesucht, „verzeiht mir, wenn ich Euch durch meine Heftigkeit beleidigt habe. Es ist ja nur die Liebe zu Euch, deren Kränkung mich verletzt, verzeiht mir gute Mutter!"

Bei diesen Worten faßte sie die Hände der Herzogin und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Laßt Euch nicht die Minute reuen," fuhr sie bittend fort, „in der ich Euch Schmerz verursache. Ich weiß, Ihr liebt das Empfindeln nicht, wie Ihr es heißt, Ihr vermeidet jede Rührung, jede leidenschaftliche Scene — aber ich weiß es auch, daß Ihr mich liebt, wenn auch scheinbare Kälte Eure Empfindungen verbirgt. Darum laßt mich heute sprechen, gewährt mir ein geneigtes Gehör, nur heute Mutter, und nie will ich Euch wieder mit meinen Zweifeln und Besorgnissen belästigen. Oft schon habe ich mich vergebens gesehnt zu Euch zu sprechen, wie mir mein Herz die Worte eingiebt, unverholen und unbelästigt von verhaßten Zeugen, aber Ihr seid mir ausgewichen und fast scheint es als ob Ihr fürchtet, was ich Euch sagen will."

„Sprich, meine Tochter," erwiederte die Herzogin, indem sie sich setzte und das Mädchen aufzuheben suchte, „aber sprich mit Ruhe und ohne Leidenschaft, die Dich verzehrt und mich — ich gestehe es — stets unangenehm berührt. Steh auf, Angelika —"

„Laßt mich knieen, Mutter," bat diese, indem sie mit ihren Armen ihre Füße umfing und das Haupt in ihren Schoos legte „laßt mich so liegen damit ich Euch halte, wenn Ihr Eurer Tochter wieder entfliehen wolltet."

„Nun so sage mir, meine Tochter was hast Du gegen Samboro?“ fragte die Herzogin.

„Nicht ihn anzuklagen und Eurer Gunst zu berauben, treibt es mich, denn dazu fehlt es mir an Grund, aber warnen muß ich Euch vor seiner Tücke und bitten, ihm Euer unbegrenztes Vertrauen und Alexis seinem Einfluß zu entziehen. Ihr mögt einen wichtigen Grund haben, diesem Unhold zu vertrauen, aber Ihr könnt auch irren in ihm und weh uns, habt Ihr Euch geirrt. Wenn Ihr es nicht begreift, worin die Gefahr Eures zu großen Vertrauens liegt, so beobachtet nur Dienerschaft und Alle, die mit Samboro in Berührung kommen und Ihr werdet finden, daß ihn Alle scheuen und sich einer unheimlichen Angst nicht erwehren können, wenn sie ihm begegnen. Niemand vertraut ihm als Ihr, und Jedermann vermeidet ihn. Glaubt mir, die Beklommenheit, die Jeder in seiner Nähe fühlt, hat einen tiefen, wenn auch geheimen Grund — nicht umsonst hat ihn der Himmel gezeichnet. Sein Thun und Treiben ist stets geheimnißvoll und Niemand vermag in sein Inneres zu schauen. Niemand noch hat ihn zürnen, Niemand lachen gesehen, jede seiner Geberden ist erkünstelt, jede seiner Handlungen zweifelhaft. Man kann nicht sagen, daß er irgend einen Menschen haßt oder liebt, selbst seine Angehörigen nicht ausgenommen und die Wenigen, welchen er ein ausgezeichnetes Vertrauen zu schenken scheint — sind die Feinde unseres Hauses. Man sieht ihn oft mit verdächtigen und selbst mit übel berüchtigten Menschen in vertrauter Gemeinschaft — sein eigenes Weib führt, wie offenkundig, einen unsittlichen Lebenswandel, seine Kinder verwildern, ohne daß sich ihr unnatürlicher Vater um ihre Erziehung bekümmerte. Und diesem Mann, den das allgemeinste Mißtrauen als einen gefährlichen, zweisinnigen Menschen bezeichnet, vertraut Ihr so unendlich, daß ihr selbst Euren einzigen Sohn seiner Obhut überlaßt. Er war es, der Euch und Alexis mir und Euch entfremdet, der, als ein vor-

witziger über Gebühr begünstigter Diener es wagt, seiner hohen Frau Rathschläge zu ertheilen und den Sohn, dem Ihr eine so erhabene Bestimmung gegeben, in unwürdigen Hofkünsten zu unterrichten, der ihn mit seinen sündhaften Kenntnissen und seiner dämonischen Beredsamkeit zu einem „König" erzieht, dessen größte Kunst in Selbstverläugnung, in Unterdrückung der heiligsten Regungen des Herzens bestehen soll. Ihm haben wir es zu danken, daß Alexis uns absichtlich meidet, damit sein Gemüth, wie Samboro sagt, ja nicht verweichliche; Ihm habt Ihr es zu danken und leider dankt Ihr es ihm, daß die Brust des Jünglings nur der gefährlichsten aller Leidenschaften, dem Ehrgeiz, Raum giebt. Dieses planmäßige Hinarbeiten nach einem kühn gegebenen Ziel, das Ihr unweiblich unterstützt, scheint mir verbrecherisch und verderbendrohend, scheint mir ein verwegener Eingriff in das Fügungsrecht der Vorsehung, die allein jene — wenn mein heißes Gebet erfüllt wird — weit entfernten, oder nie eintretenden Verhältnisse herbeiführen darf, die Ihr vermessen herbeiwünscht. Mutter ich beschwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, gebt Euch nicht jener Aussicht hin und entfernt Samboro von dem geliebten Bruder. Mein Herzblut gebe ich hin für ihn und wenn ich die Gewißheit damit erkaufen könnte, daß Alexis nie eine Krone erwerben wird. — Ich habe all meinen kleinen Besitz von Beredsamkeit erschöpft, Mutter, und obwohl ich euch mehr noch sagen wollte, so weiß ich doch nicht mehr vorzubringen, was meine Bitte unterstützen könnte. Laßt mich nun wissen, Mutter, was ich von Euch zu hoffen habe."

Die Herzogin hatte sie ruhig angehört. Was sie gesagt, schien sie nicht zu befremden und eben darum weil es wirklich so war, verfehlte die Rede der Tochter offenbar ihren Zweck.

„Alles was Du mir da gesagt hast, liebe Angelika, antwortete sie mit vieler Sanftmuth, „habe ich von Dir längst

zu hören erwartet und es hat mich längst betrübt, zu sehen, wie abhold Du meinem treuesten Diener bist. Dein von düstern Ahnungen und Träumen stets erfülltes Gemüth und das abschreckende Aeussere Samboros hat Dich zu einem ungerechten Argwohn verleitet, der nirgends einen festen Grund hat, als in Deiner aufgeregten Phantasie. Dennoch würde ich Deine Warnung gerne berücksichtigen, hätte ich nicht unzweifelhafte Proben von der treuen Ergebenheit Samboros erlebt, die jedes Bedenken und jeden Zweifel überflüssig machen. Magst Du immer die Handlungen dieses seltenen Mannes nicht begreifen, so möchte ich Dir doch rathen, kein vorschnelles Urtheil zu fassen und Deinen ungerechten Widerwillen zu bekämpfen, denn er hat manches schwere Unheil von mir abgewendet und wir alle sind ihm hoch verpflichtet. Leider ist es mir versagt durch Eideswort, sonst könnte ich alle Deine Zweifel mit einer Eröffnung zerstreuen, die Dich bestimmen müßte, den Mann zu lieben, den Du so sehr verkennst. Was die einstige Bestimmung Deines Bruders betrifft, so kann ich Dich so weit beruhigen, daß ich Alles der Vorsehung überlasse, was hierauf Bezug hat — —"

In demselben Augenblicke trat Samboro zur Balluſtrade und unterbrach die Herzogin in ihrer Rede. Angelika schlug scheu den Blick zur Erde und wir wundern uns nicht, daß sie den Anblick dieses Mannes nicht ertragen konnte. Sein Gesicht war gräßlich entstellt und fast konnte man zweifelhaft werden, ob es ein menschliches Antlitz sei, welches sich hier der Schönheit und Anmuth gegenüber darstellte. Beide Wangen und Lippen waren von tiefen Narben zerrissen und von der Nase sah man nur einen unförmlichen vernarbten Partikel, der auf allen Seiten von strahlenförmig auslaufenden verharrschten Wunden umgeben war. Eine derselben verlängerte sich bis an die Stelle, wo das linke Ohr abgeschnitten war, und tiefe Narben den sonst starken Haarwuchs am Hinterkopfe unterbrachen. Und dieses entsetzlich verstümmelte Haupt

ſaß auf einem Körper, dem es weder an edlem Bau noch an würdevoller Haltung gebrach, obgleich es unverkennbar blieb an ſeinen Bewegungen, daß ſich ſeine Routine auch auf das Gemeine erſtrecke.

„Seine Hoheit, der Herzog, befinden ſich auf dem Weg hierher,“ meldete Samboro, „doch leider in Umſtänden, daß ich es für nothwendig fand, meine hohe Herrin vorzubereiten, obgleich die Sache von keiner großen Bedeutung iſt. Er iſt mit dem Pferd geſtürzt, aber nur wenig verletzt.“

„Um Gottes willen ſprich die Wahrheit, Samboro,“ rief mit gewohnter Heftigkeit Angelika und die Angſt um den Bruder überwand den Abſcheu, „ſage iſt er ſchwer verletzt, iſt er tod — wo iſt er, daß ich ihn pflege, ſeine Wunden verbinde —“

„Ereifert Euch nicht in unnöthiger Bekümmerniß, Prinzeſſin,“ ſagte Samboro trocken, „ihm iſt wohler als dem armen Gaul, den er faſt zu Schanden geritten, das prächtige Pferd der Hektor, das edelſte Thier im ganzen Königreiche, das allein ſolche Zumuthungen auszuhalten im Stande iſt, wie ſie ihm der gnädige Herzog heute machte. Seht nur, hohe Frau, das arme Thier, es kann ſich kaum mehr in den Stall ſchleppen.“

Wirklich führte man eben das Pferd des Herzogs vorüber. Es war mit weißem Schaum bedeckt und hinkte mühſam an der Hand eines Lakais dem Schloſſe zu. Eine Weile ſpäter brachte man Alexis ſelbſt in einer Sänfte in die Villa. Angelika und die Herzogin Mutter eilten in das Gemach, wo man den erſchöpften Reiter zu Bette brachte.

„Das war ein heißer Tag für den Rappen!“ ſagte Samboro, indem er dem glühenden Jüngling einen kühlen Trank reichte.

„Auch für mich, mein Freund,“ erwiederte Alexis, „fürwahr der heißeſte Tag meines Lebens. Ich ſchenke dir das Pferd, Samboro, halte es gut, ich will nicht mehr reiten,

ich will nicht mehr leben. Ich bitt' Euch, Mutter, Schwester, verlaßt mich jetzt, gönnt mir nur eine Stunde Ruhe und seid unbekümmert um mich — es ist bei Gott nicht mehr der Mühe werth, daß man sich um mich bekümmert! Ich will Eurer zärtlichen Neugierde gerne Rede stehen — dann — nur geht, laßt mich allein mit Samboro."

„Seht ihn, Mutter," sagte Angelika, indem sie sich mit ihr entfernte, und ihre Thränen trocknete, „so weit schon ist es gekommen mit ihm, daß er uns nicht mehr in seiner Nähe duldet."

Schweigend begleitete sie die Herzogin, denn was sie dachte oder ahnte, paßte für kein anderes Ohr, als das welches Alexis in Anspruch genommen, indem er mit Samboro allein zu sein verlangte. Die kluge, erfahrene Matrone kannte die Wirkungen der Leidenschaft zu genau, um zu verkennen, daß die beim Sturz Hektors erlittenen Verletzungen nicht das größte Uebel waren, welches ihren rüstigen Sohn so plötzlich niederwarf. In der That hatte sie sich nicht getäuscht, denn Alexis litt von der Liebe mehr als von den leichten Quetschungen, die er beim Sturz erhalten hatte. Er kam aus der Residenz und hatte zum ersten Male Amanda so nahe gesehen, daß ihn ihr Hauch berührte, und dem Umstande, daß Alexis die stürmische Bewegung seines Blutes auf dem Wege nach der Villa auch dem Pferde mittheilen wollte, hatte Hektor es zu danken, daß er lahm im Stalle lag.

„Mein lieber Samboro," sagte der Herzog, nachdem die Frauen sich entfernt hatten, „heute habe ich angefangen oder aufgehört zu leben. Entweder es geschieht ein Wunder und macht mich zum Glücklichsten, oder es geschieht nicht und ich sterbe. Höre Samboro, es mag viele Elende in diesem Lande geben — denn Severin hat dafür gesorgt, daß es daran nicht mangele — aber so elend wie ich jetzt bin, kann Keiner sein, und so glücklich als ich sein möchte, ist nur der, welcher mein Elend verschuldet. Ha mir brennt das

„Ich höre, Herr,“ erwiederte Samboro gleichgültig, „erzählt nur weiter.“

„Was soll ich Dir denn noch erzählen,“ sagte Alexis ärgerlich, „wenn Dir das nicht genug ist, was ich Dir gesagt habe. Wie ich sie gesehen, was ich mit ihr gesprochen und was ihr hoher Bräutigam ihr Zärtliches sagte — gut Du sollst es wissen. Als er mich ihr vorstellte, sah ich sie — ich gestehe es — zum ersten Male an, denn Du weißt, ich habe mich bisher wenig um Weiber bekümmert. Denke Dir ein Wesen halb Mensch, halb Engel, mit einem Himmel in den Augen, mit glühenden Rosen auf den Wangen und Lilien auf Stirne und Busen, mit einer Gestalt die Licht und Gluth verbreitet — doch was strebe ich sie zu schildern, Du kannst es doch nimmermehr begreifen, was ich Dir sage und könnte auch mein unstäter Gedanke ein Bild zusammenfassen in allen Himmelsfarben von ihr, so würdest Du Dir doch nichts denken als ein schönes Weib. Aber ich sage Dir, Samboro, das ist kein Weib — die Weiber kann ich nicht lieben — es ist kein irdisch Weib, denn die ganze weite Erde hat nicht einen Strahl von der Himmelsschöne, die sie umfließt, es ist kein Weib die mein Wesen mit irdischen Reiz so ganz und gar umzuwandeln im Stande war. Sieh, Samboro, als ich so dastand, gebannt in ihren Zauberkreis durch des Königs Wort, das mich herbeirief, da löste sich mein ganzes Wesen auf in Liebe und stummes Staunen, da faßt' ich in Gedanken Alles zusammen was mir lieb ist, um einen Preis zu erdenken, der ihrer werth wäre, und an meine Mutter dachte ich, und an Dich und an mein Vaterland, an den Stolz meines Geschlechts und an Alles, was ich noch zu gewinnen wünsche, und Alles zusammengenommen hätte ich gerne hingegeben für sie und den Himmel und die Erde obendrein und mein Gewissen und das ewige Leben. Gott und die Ewigkeit hätte ich verhandeln mögen um den kostbaren Preis. Sage was Du willst, aber das ist nicht die kleine menschliche

Empfindung Liebe, welche so allmächtig in meiner Brust waltet, nicht jene magere Leidenschaft, die nach Genuß strebt und im Genusse stirbt, es ist etwas Größeres, Ungeheures, ein riesiger Wunsch, der über die Erde hinausstrebt und nur in ewiger Erfüllung seine Gewährung findet. Du wirst mich nicht begreifen, Samboro, denn ich begreife mich selbst nicht — meine Sinne verwirren sich und in meinem Gehirn zittern tausend unstäte Gedanken. Mein Gedächtniß ist umgestürzt und die Erinnerungen der Vergangenheit, die Bilder der Gegenwart, die Träume der Zukunft sind untereinander geworfen in ein wirres Chaos, aus dem sich kein lichtvoller Schlußgedanke entwickelt. Mein ganzes Seelenleben ist gestört durch die stürmischen Empfindungen und seine Ordnung zerrüttet und verkehrt. Ich fühle mit dem Kopf und denke mit dem Herzen — hilf mir vor Wahnwitz, Samboro, sonst gehe ich zu Grunde."

Samboro hatte indessen eine Schreibtafel zur Hand genommen und mit großer Eile die Worte des Liebenden abgekürzt aufgezeichnet.

„Herrlich, herrlich!" rief er jetzt mit sichtbarer Freude, „sind diese Gedanken, es wäre Jammerschade, wenn sie verloren gingen, vielleicht könnt Ihr sie noch ein Mal gebrauchen zu einem süßen Billet. Ein Romanschreiber würde viel darum geben, hätte er Euch jetzt hören können."

„Du spottest meiner?" fragte Alexis erzürnt.

„Dann verdiente ich, daß Ihr mich ersäufen ließet in der nächsten Pfütze; erlaubt mir nur noch einige Worte aufzuzeichnen. Glaubt mir, erlauchter Herr, Ihr werdet nichts mehr ersinnen können, was einem Weibe mehr schmeichelte. So, nun erzählt weiter. Wie benahm sich der König, als er Euch seine Braut vorstellte?"

„Der König — ja — daß Du mich jetzt an ihn erinnerst, daran erkenne ich, daß Du sein Feind bist. Wie er sich benahm? Ei — vortrefflich, wie sich das von selbst

verſteht, vortrefflich ſage ich Dir, und ganz auſſerordentlich gnädig. „„Seht hier,““ ſagte er zu Amanda, indem er mich bei der Hand nahm und lächelnd zu ihr hinführte, „„ſeht hier den Herzog Alexis, meinen jungen Vetter. Er iſt ein wackerer Kavalier und Reiter, aber Euerem Geſchlecht nicht ſehr wohl gewogen. Könnt Ihr es wohl glauben, daß ein ſo wohlgebildeter Mann wie er, und ein ſo junger Fürſt, ausgemachter Weiſe die Frauen meidet und ſich weit lieber auf wilden Roſſen tummelt, als in der Nähe der Schönheit weilt?““ Du kannſt Dir denken, welchen Eindruck dieſe Aeuſſerung auf alle Anweſenden machte. Alle lächelten, um nicht zu ſagen ſie lachten, und ich glaube ich errörhete, denn mir brannte das Geſicht und kaum wagte ich es, zu ihr emporzublicken und einige Worte zu ſtammeln. Amanda ſelbſt ſchien das Unzarte der Bemerkung ihres hohen Verlobten zu empfinden, denn ſie glühte vor Scham und Verlegenheit. Nach einigen üblichen Ceremonien entließ der König alle Anweſende, bis auf jene Perſonen, welche zu ſeiner Familie gerechnet werden. Auch ich mußte bleiben. Wir zogen uns in die inneren Gemächer zurück und ein kleinerer Cirkel bildete ſich um das hohe Paar. Wie der König ſich ausnahm an der Seite Amandas, kannſt Du Dir denken. Amanda trug ein blaues, enganſchließendes Kleid mit goldenen Sternen. Um die blendenden Schultern, und über den wogenden Buſen war ein zartes Gewebe hingehaucht. Auf der Stirne glänzte in üppigen Locken befeſtigt ein prächtiges Diadem. Sie glich der Königin des Himmels an der Seite des Fürſten der Tiefe. „„Geliebte Prinzeſſin,““ ſagte der König hier zu ihr, mit gewohnter Galanterie, „„ſeitdem ihr in meinen Mauern wohnt, habe ich aufgehört zu regieren. Doch habt Ihr bisher noch keinen Gebrauch von Eurer Gewalt gemacht; ich wünſchte, Ihr ertheiltet mir heute Euren erſten Befehl, damit ich Euch durch ſchleunige Erfüllung deſſelben einen Beweis von meinem Gehorſam und von meiner Zärtlichkeit geben

könne.““ Amanda besann sich nicht lang, sondern bat — so innig und rührend, daß ich hätte weinen mögen — ihr erhabener Gemahl möge in Gnaden bewilligen, daß der Verbrecher, dessen Hinrichtung, wegen ihrer Ankunft nur aufgeschoben worden war, gänzlich freigelassen werde. Alle Anwesenden waren tief ergriffen, nur der König hörte mit strenger, finsterer Miene die Bitte Amandas. „„Wer hat es gewagt,““ rief er erzürnt, „„Euch um Fürsprache zu Gunsten dieses Ketzers, Gotteslängners und des Hochverraths Verdächtigen anzuflehen?““ Tiefes Schweigen folgte auf diese Frage. Amanda war erblaßt und zitterte wie das Laub auf den Bäumen. Der König bemerkte es. „„Es sei wie Ihr befehlt,““ sagte er endlich um sie zu beruhigen, „„aber unter der Bedingnng, daß Ihr mir versprecht, Euch nie wieder für Ketzer zu verwenden.““ O Samboro, Du hättest dieses Engels Freude sehen sollen, als sie den Unglücklichen, wie sie meinte, gerettet sah durch Fürstenwort, sie vermochte nicht ein Wort des Dankes hervorzubringen, aber Thränen perlten aus ihren Augen und im Uebermaß ihrer voreiligen Dankbarkeit ergriff sie die welken Hände des Tirannen um sie mit ihren Lippen zu berühren. Aber Niemand theilte ihre unbesonnene Freude, denn nur ihr mochte es unbekannt sein, wie Severin II. Gnade übt an Ketzern. Ich sah ihn später seinem Beichtvater einen geheimen Befehl zuflüstern und ich müßte das boshafte Lächeln dieses Pfaffen nie gesehen haben, könnte ich nur einen Augenblick daran zweifeln, daß es um den unglücklichen Begnadigten geschehen war. Bald darauf kam der Pater Hyacinth und der König verfügte sich mit ihm in sein Kabinet. Ehe er ging, rief er mir scherzend zu: „„Herzog Alexis, Ihr müßt schon heute länger in Gesellschaft schöner Frauen verweilen, als es Euch vielleicht angenehm ist, vertretet indeß meine Person bei der Prinzessin und führt sie in den Park, wo ich meine Lieben mich zu erwarten bitte. Ich hoffe, Ihr werdet Euch heute Zwang anthun und Alles aufbieten, mei-

ner vielgeliebten Braut die Augenblicke bis zu meiner Wiederkunft zu verkürzen.““ Hierauf küßte er Amanda auf die Stirne und entfernte ſich. Mein Herz ſchlug laut als ich dieſen Befehl vernahm und ich ſäumte nicht ihn zu befolgen. „„Ich wünſchte ſehr,““ ſagte ich zu der Prinzeſſin, ich glaube mit ſtarkbewegter Stimme, denn mir fehlte der Athem, „„daß Ihr keine üble Meinung von mir faßt und des Königs Beſchuldigungen als einen Scherz betrachtet.““ Süß lächelnd unter tiefen Erröthen legte ſie ihre Fingerſpitzen auf meinen dargebotenen Arm und folgte mir in den Park. Mich überfiel ein Froſt als ſie mich berührte, meine Augen wurden trübe, mein Arm zitterte. Stumm wandelten wir, gefolgt von der königlichen Familie, durch die Anlagen, als ich aber einen Augenblick — da wir eine Krümmung des Pfades einbogen — mit ihr allein war, faßte ich mir ein Herz und flüſterte ihr zu: „„Verzeiht mir, Prinzeſſin, aber ich kann es Euch nicht verhehlen, daß ich glaube Euer unglückliche Schützling werde nicht die nächſte Nacht überleben — vielleicht kann ich ihn retten, ich möchte nicht leben, wenn ich es nicht könnte. Verrathet die Unglücklichen nicht, welche es gewagt haben, um Eure Fürſprache zu bitten. —““ Der günſtige Augenblick war kaum benützt ſchon verſchwunden, denn in der nächſten Sekunde kam der König zurück und dankte mir für die Unterhaltung der Prinzeſſin. Nie war er mir mehr verhaßt als in dieſem Augenblicke. Amanda war ſichtbar erſchrocken. Oft verweilte ihr fragender Blick auf mir, aber ich glaube es lag kein Vorwurf in demſelben. — Das iſt die Geſchichte des heutigen Tages. Auf Dich allein vertraue ich, Samboro. Du kannſt helfen, daß ich mein Verſprechen erfülle.“

„Wie ſoll ich, gnädiger Herr, Euch rathen und helfen,“ heuchelte Samboro, „ich ein armer unmächtiger Diener?“

„Ich bitte Dich,“ erwiederte der Herzog, „ſprich nicht

ſo und verſchone mich nur heute mit Deinen Verſtellungskünſten. Hilf mir den Gefangenen befreien —"

„Bedenkt, gnädiger Herzog, was Ihr unternehmt, wider den Willen Eures Königs, ja wider ſein Leben, heiliges Leben; denn der Unglückliche, den ihr befreien wollt, gehört zu ſeinen gefährlichſten Feinden. Schaudert Ihr nicht vor dem Gedanken an einen Königsmord."

„Ja, Samboro, ich geſtehe es, der Gedanke war meinem Herzen fremd, aber er iſt es geweſen. Es iſt nicht das erſte Mal heute, daß er in mir aufſteigt und ſeine Schrecken ſind mir nicht ſo ſchrecklich mehr als der Gedanke, daß ſie das eckelhafte Lager theilen ſoll mit dieſem ſcheußlichen Auswürfling der Hölle. Nein, es iſt nicht möglich ——. Doch laß das, ich kann heute nur noch einen Gedanken faſſen und der zielt auf Erfüllung meines Wortes."

Samboro blieb eine Weile ſinnend vor dem Lager des Kranken ſtehen, unterſuchte dann die Wunden des Herzogs und prüfte den Pulsſchlag. Dabei ſah er den Jüngling mit ſcharfen, prüfenden Augen an, ergriff vertraulich ſeine Hand, und ſprach ſich beabſchiedend:

„Seid ruhig, mein lieber Herr, Euer Wort iſt ſo gut als erfüllt."

Noch in derſelben Stunde verfügte ſich Samboro auf einer leichtfüßigen Iſabelle in die Hauptſtadt. „Wenn das ſo fortgeht," ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er das Pferd beſtieg, „ſo geht unſer Marſtall zu Grunde. Das iſt heute ſchon das zweite Pferd, welches gehetzt wird — mag es ihm beſſer gehen als heute dem Rappen." So murmelnd ſchwang er ſich in den Sattel, und hielt als ein kunſtgeübter, ſein Pferd liebender Reiter, das muthig fortſtrebende Thier anfangs zurück, um es erſt nach und nach in den ſchnellſten Lauf zu bringen, dann ſetzte er ihm die Sporen kräftig ein

und wie ein vom Sturm gejagter Schatten flog das Roß davon, Jedem nur eine kurze Erscheinung, dem es begegnete. Dennoch langte Samboro erst an, als schon tiefes Dunkel der Nacht die Erde bedeckte. Wir können ihm dießmal nicht auf allen seinen geheimnißvollen Wegen folgen, denn in dem königlichen Palaste verlieren wir seine Spur. Genug, er wußte binnen einer Stunde, daß der König seinem Beichtvater Auftrag gegeben, den gefangenen Verbrecher noch in dieser Nacht heimlich hinrichten zu lassen und morgen die öffentliche Meldung zu bringen, das derselbe sich aus Verzweiflung selbst entleibt, ehe ihm die Nachricht von der Begnadigung des Königs zugekommen wäre. Eine Stunde vor Mitternacht finden wir Samboro wieder in einem entlegenen Quartiere der Stadt, dessen verrufene Häuser nur vom niedrigsten Pöbel besucht waren. Er betritt die Schwelle eines dieser Häuser, und nimmt im dunkelsten Winkel einer schmutzigen Stube Platz. Eine äusserst künstliche Maske bedeckt sein gezeichnetes Gesicht und das schwarze Haar ist unter einer rothen Perücke verborgen. Im hellerleuchteten Vordergrund bemerken wir an einer runden Tafel sitzend, einige liederliche Gesellen mit verschmitzten gemeinen Physiognomien, welche wenig sprechen, desto mehr trinken und einem ihrer Genossen andächtig zuhören. Dieser wird nie müde, Zoten zu reißen und alle Anwesenden mit derben Witz zu hänseln, aber alle lassen sich seine Laune gefallen, denn es scheint, daß er die Zeche bezahlt. Wenn es wahr wäre, daß sich das Verbrechen stets auf dem Gesichte abzeichnet, so wäre der allein Sprechende gewiß nichts weiter als ein harmloser Buffo, der vor allen Dingen ein reines Gewissen haben mußte, um so körperlich wohl gedeihen und so unverwüstlichen Frohsinns voll sein zu können, wie Macuf, der den stattlichsten Bauch und das lachendste, gesündeste Gesicht in der ganzen Gesellschaft besitzt. Auch sagt er seine Grobheiten mit einer so unverkennbaren Bonhommie und drückt seinen Freunden so warm und

zutraulich die Hände, daß es scheint als kenne er kein schlimmeres Thun als die Unmäßigkeit im Trinken und die Unzucht, welche seinen Körper jedoch nicht entnervt hat. Er hat Samboro sogleich bemerkt und erkannt, aber er läßt sich dieß nicht merken und fährt eine Zeitlang mit seinen plumpen Späßen fort.

„Was sitzt denn dort für ein Tuckmäuser,“ fing er endlich an, als ob er Samboro erst jetzt bemerkte.

„Nehmts nicht übel, meine Herren,“ erwiederte Samboro, indem er mit einer Kreide auf dem Tisch rechnete, „nehmts nicht übel, daß ich mich nicht zu Euch gesellt habe, denn ich muß erst da eine Rechnung ins Reine bringen, die mir viel Mühe macht, denn die Ziffern wollen mir nicht in den Kopf.“

„Ich dächte doch,“ witzelte Macuf, „eure rothen Haare brächten Licht in die Sache. Ist es doch, als ob in Eurem Winkel der Vollmond aufgegangen wäre.“

„Wenn Ihr nichts Gescheideres wißt,“ antwortete Samboro im gleichen Ton, „als abgedroschene Dummheiten, dann schweigt lieber, denn was Euch betrifft, so glaube ich, daß Eure Nase mindestens eben so hell leuchtet als meine Haare.“

„Seht mir doch den patzigen rothen Hund,“ lachte Macuf, „der ist fast noch gröber als ich — aber er ist doch ein guter Kerl, stoßt an Kameraden, der Rothkopf soll leben!“

„Soll leben!“ riefen die Anderen.

„Nun,“ fuhr Macuf fort, „was habt Ihr denn da für ein Rechenexempel — 's wird wohl anderer Leute Geld sein, was Ihr da berechnet. Nun weißt Du was, Kamerad, ich will Dir helfen, das Rechnen verstehe ich — komm, ich will Dir die Sache gleich ins Reine bringen; aber da in dem Lärm dieser Trunkenbolde kann's nicht geschehen.“

Mit diesen Worten lud er Samboro ein, mit ihm in eine Nebenstube zu treten. Kaum hatten sie die Thüre hinter sich

verschlossen, so fiel Macuf dem Verkappten um den Hals und erdrückte ihn fast in seiner schwerfälligen Umarmung.

„Grüß Dich Gott, Kamerad — bist lange ausgeblieben und hast Dich um mich gar nicht bekümmert, das hat mich gekränkt, und wenn ich Dich so stolz hinter dem Herzog einherreiten sah und Du mich keines Blickes würdigtest, da dachte ich mir schon, der Hochmuthsteufel wäre in Dich gefahren, und Du vergäßest Deine besten Freunde. Oder wären wir nicht Freunde, beim heiligen Ignatius, haben wir nicht einander das Leben zu danken? Oder wärest Du nicht meines Gleichen — bist Du nicht so gut ein Spitzbube, wie ich — Tod und Teufel, oder schämst Du Dich einer zu sein? Daran thätest Du Unrecht, Bruder, unser Stand ist der mächtigste auf Erden, denn Grafen, Fürsten und Pfaffen und noch vornehmere Leute sind Spitzbuben wie wir. Glaube mir, es ist die einträglichste und ehrenvollste Profession von der Welt, ein Hallunke zu sein. Freilich das Geschäft wird immer schlechter, denn es gibt jetzt zu viele Pfuscher und je länger die Welt steht, desto größer wird die Zahl unserer Kameraden. Da lob ich mir die guten alten Zeiten, wo unser Einer noch eine Raritat war, da gab es noch was zu verdienen und man war angesehen und gefürchtet. Aber jetzt, Gott sei's geklagt, findet man auf jeder Straße mehr Schufte als ehrliche Leute. Nun, mag sein, wir werden doch nicht verderben, denn wir haben ein Mal das Renomme — nicht wahr Brüderchen? Dir gehts doch wohl? Was bringst Du mir Neues? Gibts wieder was zu verdienen?"

„Ja, Macuf, mehr als je — aber Du mußt ein ehrlicher Mann werden?"

„Was," schrie Macuf in komischer Entrüstung, „ich ein ehrlicher Mann — sage mir, was denkst Du von mir, glaubst Du, ich bin in meinen alten Tagen so ein Dummkopf geworden?"

„Ereifere Dich nicht, Brüderchen," tröstete Samboro,

„es soll Dir gut bezahlt werden. Sage mir, Freundchen, was bekommst Du von dem Pater Hyacinth für das heutige Geschäft um Mitternacht?"

„Bist Du mit dem Satan im Bund, Mensch; woher weißt Du, verdammter Spürhund, daß ich heute für den Pater etwas zu thun habe?"

„Das geht Dich nichts an, sage mir nur, wie viel bekommst Du von dem Pater?"

„Nu — wenn Du es durchaus wissen mußt — aber gib mir erst Geld für das Geheimniß, Du weißt, ein Mann wie ich, thut nichts umsonst — so — Blitz so theuer bezahlst Du das? nun gut, Du sollst es wissen. Der Kerl wird alle Tage geiziger; denke Dir Bruder, für solch ein Geschäft nur zwanzig Goldstücke, das ist verdammt wenig, in meiner guten Zeit hätte ich darum nicht einen Finger gerührt, aber der Verdienst ist jetzt schlecht und zudem muß ich bei dem Pater ein Auge zudrücken, er ist guter Kunde.

„Wenn ich Dir nun hundert Goldstücke gebe und ein tüchtiges Pferd, das bereits gesattelt ist für Dich, obendrein, willst Du mir Dein Geschäft überlassen und Dich aus dem Lande scheeren?"

„Was sagst Du da," rief Macuf, indem er sich erzürnt stellte, „für solch einen Bettel soll ich mir die Kundschaft mit dem Pater verderben und meinen ganzen Erwerb aufgeben in dieser prächtigen Stadt, wo ich von allen gesucht bin, die Buben sind, aber nicht das Courage haben, ein Bubenstück auszuführen. Wo denkst Du hin. Das geht meiner Seele nicht. Zudem habe ich schon das Geld vom Pater in der Tasche — ich müßte es ihm wieder zurückschicken und da hätte ich doch nur 80 Goldstücke gewonnen. Nicht einmal eine runde Summe. Nein, das geht wahrhaftig nicht."

„Nun denn, zweihundert Goldstücke!" bot Samboro.

„Nein, Brüderchen, ich kann nicht."

„Dreihundert."

„Hm — das ließe sich schon eher hören, dreihundert Goldstücke, so viel giebt mir der Pater in einem Jahre nicht zu verdienen. Weißt Du was, Brüderchen, für vierhundert Goldstücke will ich Dir den Gefallen thun. Dir kommt es doch nicht auf die paar Gulden an, denn aus Deiner Tasche kommt das Geld gewiß nicht. Also vierhundert Goldstücke, nicht wahr Brüderchen, ich bin Dir ja gerne gefällig.

„Du sollst sie haben," antwortete Samboro.

„Topp, gib mir die Hand, der Handel ist geschlossen. Hier hast Du den Schlüssel, der öffnet das Hauptthor. Du trittst ein und sprichst im Namen des heiligen Ignatius. Darauf wird Dich ein Mann in den Kerker führen, wo der Gefangene sitzt, den ich erdrosseln sollte. Du kannst mit ihm machen was Du willst, aber Schlag Ein Uhr mußt Du den schwarzen Thurm verlassen, denn es soll Alles inkognito geschehen. Die Wachen werden Dich nicht inkommodiren, dafür ist gesorgt."

In diesem Tone gab ihm Macuf noch viele ähnliche Instruktionen und nach einigen Herzensergießungen wegen des nahen Abschiedes, forderte er das Geld und verließ mit Samboro eiligst die Schenke.

„Aber hundert Goldstücke mußt Du mir noch schenken," sagte Macuf als er schon auf dem Pferde saß. „Bedenke die weite Reise, die ich machen muß, 's ist theuer leben."

Samboro aber gab ihm einen Brief mit der Versicherung, der Empfänger werde ihm noch zweihundert Goldstücke bezahlen, und eilte angethan mit Macufs Mantel und Kapuze, nach dem schwarzen Thurm.

Es schlug eben Zwölf und eine Schaar schwirrender Fledermäuse umschwärmte das finstere Gebäude, als Samboro vor dem eisernen Thor des Gefängnisses ankam. Er pochte dreimal an das Schloß und sofort öffnete sich ein schwerer Thorflügel, der sich nur mühsam in seinen Angeln bewegte.

„Im Namen des heiligen Ignatius!“ sagte Samboro leise.

„Folgt mir,“ antwortete eine eben so dunkle Gestalt, die rasch forteilte. Samboro folgte, geleitet von dem spärlichen Lichte einer Lampe, durch finstere Gänge und über feuchte Treppen in einen tiefen Kerker, vor dessen Thüre sich der Unbekannte entfernte, seine Lampe zurücklassend. Leise öffnete Samboro die starken Schlösser, stieg behutsam einige Stufen hinab und suchte den Gefangenen. Mit schweren Ketten belastet lag der Unglückliche auf feuchtem Stroh, das Haupt an einen Stein gelehnt, bedeckt von einer zerlumpten Decke. Es war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, aber sein scharf gezeichnetes Gesicht verrieth eine Festigkeit und Charakterentwicklung, welche seiner Jugend widersprach. Er schlief fest und ruhig, seine Wangen waren noch nicht erbleicht in der Kerkerluft, sein rüstiger Körper nicht vom Gram entkräftet. Samboro betrachtete ihn im Lichte der Lampe lange und mit Wohlgefallen.

„Wahrlich,“ sagte er, „das ist der Schlaf eines Gerechten! So schläft nicht das gemarterte Gewissen, nicht die feige Todesangst in einem Kerker, dessen Pestluft allein hinreicht das Leben zu vergiften. Keine kleine Seele kann so ruhig sein, umgeben von allen Schrecken einer grausamen Willkühr und keine unwürdige Leidenschaft kann in dieser Brust wühlen. O mein Quintus, nie habe ich Dich so gekannt, wie ich Dich jetzt kenne. Dein Geist ist stärker, wie die Leiden dieses Lebens. Wach auf, mein Quintus, wach auf!“

Der Jüngling hörte nicht und Samboro mußte ihn heftig rütteln, ehe er erwachte. Endlich schlug er die Augen auf, erhob sich rasch, murmelte schlaftrunken einige Worte und sah dem Retter starr ins Gesicht.

„Quält mich ein Traum,“ fragte er, „oder ist diese scheußliche Fratze Wirklichkeit. Willst Du mich tödten, Un-

hold, hier, hier iſt meine entblößte Bruſt oder hier der Hals, mache nur ſchnell — ich fürchte den Tod nicht.“

„Steh auf, mein Quintus — !“

„Quintus? wie,“ rief der Jüngling erſtaunt, „Quintus? Wer nennt mich ſo hier im Kerker, Quintus! o dieſer Name war mein Gebet hier und mein Troſt. Wenn ich ihn höre, belebt ſich mein Muth und nur eine Empfindung füllt meine Bruſt aus, ein Gedanke mein Gehirn — Freiheit oder Tod. Mir bleibt keine Wahl, ich gewinne Beides, Freiheit und Tod. Sprich, wer biſt Du, der Du dieſen Namen nennſt.“

„Kennſt Du Samboro's Stimme nicht mehr, iſt ihr Ton Dir fremd geworden?“

„Du Samboro — hier in dieſem Kerker? möglich, denn Du biſt überall und Dein wunderbares Treiben begreift kein Menſch, am wenigſten ich: faſt könnte ich glauben, Du erſcheinſt mir hier als Büttel.“

„Kennſt Du keinen andern Namen der mir gehörte, als den genannten, mit welchem Du ſo finſteren Verdacht verbindeſt.“

„O ja, Samboro, ich entſinne mich, aber ich werde Dich hier nie ſo nennen, denn Du biſt nie wie man Dich nennt, und der Name, der Dir der heiligſte ſein ſollte, iſt für Dich nichts als eine Deiner Masken, hinter welchen Du verbirgſt was Niemand kennt. Darum nenne ich Dich nicht ſo, Samboro — denn ich fühle keine Bruderliebe für Dich, wenn ich auch oft gezwungen bin, Dich zu bewundern. Lieben kann ich nur was ich begreife — Du biſt mir ein undurchdringliches Räthſel.“

„Ich bin nicht gekommen, um mit Dir ein Wortgefecht zu erheben,“ drängte Samboro, „komm und folge mir, Du biſt frei.“

„Frei? wirklich, durch Dich!“ rief Quintus aufſpringend in lebhafter Freude, „durch Dich, für den ich keinen Dank

habe? Wenn Du mich nicht betrügst, Samboro, dann will ich Dich um Verzeihung bitten wegen meines Verdachts, es kann Dich ja nicht befremden, daß gewöhnliche Menschen Dich verkennen. O die Freiheit und das Leben sind kostbare Güter. Ich war gefaßt, sie zu verlieren, aber dem, der mir sie wiedergiebt, will ich lieben, und sie ihm opfern, wenn es ihm frommen kann. Du weißt nicht, Samboro, wie dankbar Quintus sein kann.“

Während der Jüngling so sprach, war Samboro emsig beschäftigt, seine Ketten entzwei zu feilen und nach kurzer Anstrengung fielen sie von seinen Gliedern. Nachdem er diese Arbeit, wovon seine Hände bluteten, vollendet, drückte er dem Jüngling einen Dolch in die Faust, warf ihm ein leichtes Gewand um die Schultern und zog ihn hastig fort. Niemand begegnete den Flüchtigen, denn Grauen über die That, welche er in dem Augenblick vollbracht glaubte und seine Gespensterfurcht, hielten den Schließer in seiner Kammer zurück. Das Thor war geöffnet, die Wachen schliefen und aus den Pforten stürzten athemlos Quintus und Samboro in die stille Nacht hinaus. Hier warf sich Quintus auf die Knie nieder, erhob die Hände gegen Himmel und rief schluchzend:

„Herr! Gott! vergieb, hab' ich Dich verkannt — jetzt erkenn' ich Dich!“

Dann raffte er sich auf und folgte seinem Führer mit hastigen Schritten. Aus dem Fensterlein seiner Wachtkammer sah aber der Kerkermeister diese Scene, denn er harrte von hier auf den Meuchelmörder, um nach seiner Entfernung das Thor zu schließen. Als er aber zu seiner Ueberraschung zwei Männer davon eilen sah, schrie er, „Verrath! Wache! Auf, ein Verbrecher ist entsprungen. Auf, auf!“

Aber Niemand antwortete, denn die Wachen, welche einen starken Schlaftrunk erhalten hatten, konnten nicht erweckt werden, und so hörte den Ruf des Geängstigten Niemand als einige Gefangene, von welchen einer so fromm war, ein in-

brünſtiges Gebet für den Entſprungenen zum Himmel zu ſenden. Die übrigen ſeufzten, lächelten freudig, beneideten. Unſere Flüchtlinge aber ſaßen bereits auf den Pferden, die mit funkenſprühenden Hufen davonjagten. Die Nacht aber freute ſich über das gelungene Werk und öffnete den Mantel, mit dem ſie die Gegend bedeckt hatte. Der Mond lachte freundlich aus dem Gewölk und beleuchtete dienſtfertig den Weg der Fliehenden.

„Wem dank ich meine Befreiung?“ fragte Quintus.

„Dem Herzog Alexis, Eurem künftigen Herrn!“ antwortete Samboro.

3.

In der königlichen Kapelle saß harrend der Pater Pius im Beichtstuhle und betete. Ihm gegenüber aber Pater Hyacinth, der uns bereits bekannte Beichtvater des Königs. Wenn man die beiden frommen Männer betrachtete, so konnte man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß sie sich so unähnlich waren, als ihre erhabenen Beichtkinder, als Amanda und Severin. Pater Pius, ein ehrwürdiger Greis mit kahlem, spärlich von weißen Locken umflossenem Haupt, mit seiner hohen weißen Stirne und der heiligen Klarheit im Gesicht, konnte wie er da saß mit erhobenen Blick und gefalteten Händen nichts anders als Ehrfurcht und Andacht erregen in den Herzen der Wenigen, denen es vergönnt war, der heiligen Scene beizuwohnen, die man eben vorbereitete. Dagegen erweckte die Gestalt und Geberde des gegenübersitzenden P. Hyacinth ganz andere Betrachtungen, die nicht weniger geeignet waren, die heilige Illusion, die hier waltete und die andächtige Stimmung der Gemüther zu zerstören. Sein aufgedunsenes, kupferiges Gesicht wendete sich verdrießlich und unstät nach allen Seiten, so daß man bald die Tonsur an dem mit struppigen Borsten bedeckten Scheitel, bald die weit vorspringende Nase zu sehen bekam. Bald schoß er aus den kleinen Schweinsaugen giftige Blicke nach den unbeweglichen Kollegen, bald öffnete er mit Geräusch die knarrende Tabaksdose, roch daran und schlürfte in jedes Nasenloch eine derbe Prise, bald räus-

perte er ſich oder ſchnaubte durch die unſchöne bewegliche Naſe, die man beſſer einen Rüſſel nennen könnte, laut trompetend in ein ſorgfältig ausgebreitetes Taſchentuch. Waren alle dieſe Verrichtungen vollbracht, dann langweilte er ſich offenbar und blätterte zum Zeitvertreib in dem Brevier, das auf jedem Blatt unverkennbare Spuren ſeiner ſtets vom Tabak beſchmutzten Finger trug, hier und da auch von gelben Tropfen befleckt war, welche ſchwerlich von Thränen einer andächtigen Rührung herrührten. Seine Geduld blieb jedoch nicht lange auf die Folter geſpannt, denn der König trat bald aus einer Seitenthüre und nahm im Beichtſtuhle Platz, neben dem Gitterfenſterlein, welches wohl nicht die ärgſten Verbrechen zu hören gewohnt war, die das königliche Gewiſſen beläſtigten.

Gleichzeitig erſchien Amanda, geleitet von ihrer Schweſter, im einfachen Kleide, kniete erſt mit Alinen in einem Betſtuhl nieder und ſammelte ihre Gedanken zur bevorſtehenden Beichte. Es war die letzte Stunde, in der ſie ſich ſelbſt angehörte, denn in der nächſten ſollte ſie, nach vorheriger Gewiſſensreinigung, eintreten in das Sakrament der Ehe.

Wir wagen es nicht, das Herz der Jungfrau durch Enthüllung zu profaniren, wagte ſie es doch ſelbſt nicht, das darin waltende Geheimniß zu erforſchen, ſo bangte ihr vor klarer Selbſtkenntniß, die doch ſo nothwendig war zu dem Geſtändniß, welches ſie eben ablegen ſollte. Gewiß aber iſt es, daß ſie nicht empfindungsleer das Heiligthum betrat, denn ihr Geſicht iſt mit Todtenbläſſe überzogen und das Gebetbuch in ihrer Hand zittert ſo ſtark, daß es ihr zu entfallen droht und alle Buchſtaben in ein ſchwindelndes Chaos verſchwimmen.

„Faſſe Dich doch, Schweſter!“ flüſterte ihr Aline leichtfertig ſcherzend zu, „ſcheint es doch, als ob Dein Gewiſſen von den ſchwerſten Sünden belaſtet wäre. Laſſe doch den armen Pater nicht ſo lange warten und übergieb ihm Dein kleines Päckchen Eitelkeitsſünden.“

Aber Amanda hörte sie nicht. Sie wollte beten, aber sie vermochte ihren Gedanken keine Worte zu geben. Das ahnte sie nicht, daß jene andachtsvollen Ideen, welche ihr Gehirn durchkreuzten, jene bange Gottesfurcht, mehr bedeuteten als das längste Formgebet. Endlich erhob sie sich und schwankte langsam dem Beichtstuhle zu. Der Priester empfing sie mit seinem Segen und er neigte sein Ohr an das Gitter, wo er bald den heißen Athem der Jungfrau wehen fühlte. Sie war nieder gekniet auf das Kissen und der Schleier fiel zufällig dergestalt vom Scheitel, daß er ihren Blick von Allem, was ausser dem Beichtstuhl war, trennte. So konnte sich die bange Jungfrau dieser Welt entrückt wähnen, um dem Himmel ihre Schuld zu bekennen.

„Ich arme, sündige Magd," beichtete sie mit bebender Stimme, „beichte und bekenne vor Gott dem Allmächtigen, daß ich oft und schwer gesündiget in Gedanken, Worten und Werken — insbesondere aber klage ich mich an — daß ich stets zu viel an den Eitelkeiten dieser Welt gehangen — daß ich mich zu wenig mit frommen Betrachtungen erbaut — daß ich meinen schwachen Willen verabsäumt habe zu stärken mit Gebet und Kasteiung. — So finde ich mich in dem wichtigsten Augenblicke meines Lebens — schwach und kraftlos — von bösen Zweifeln befangen, unschlüssig und wankend — zagend vor dem großen Schritt — den ich zu thun im Begriffe bin. — So erscheint mir der Tag, der mich freuen sollte — gleich einen Tag schweren Unheils — düster und traurig — und das was mir der Himmel bietet als eine unschätzbare Gnade — ist für mich ein bitterer Kelch — den ich weder zu leeren noch abzuwenden Kraft besitze. — Ich weiß nicht was ich thun oder lassen soll und unnennbare Angst ergreift mich, denke ich an das heilige Sakrament, in das ich eingehen soll in der nächsten Stunde. — Da dies Bekenntniß die einzige Schuld enthält, deren ich mich nach langer Prüfung, theilhaftig gefunden — obwohl ich gewiß noch Strafbareres begangen,

„Dann, geliebte Tochter," belehrte sie der Priester, tief aufseufzend nach der überstandenen schweren Angst, „dann entschlagt Euch aller Gedanken, die nicht auf Eure Verbindung und Euren Gemahl Bezug haben, bittet Gott, daß er die Versuchungen von Euch entferne, und thut, was Ihr Euren Eltern zu thun gelobt, tretet mit andächtigem Herzen vor den Altar und erfüllet Eure Kindespflicht. Im Uebrigen überlaßt Gott die Fügung Eures Schicksals, und laßt das feste Vertrauen in seine Weisheit und unendliche Güte nie sinken, sollten die Zweifel nicht weichen in der Stunde der Entscheidung. Wenn Verführung und Gefahr Euch naht, wenn Schmerz und Gram Euer Herz berührt, wenn Ihr wankt und zweifelt — dann ruft ihn an um seinen Beistand und er wird Euch führen mit sicherer Hand durch alle Bedrängnisse, und wird Euch emporheben, wenn Ihr strauchelt auf der dornenvollen Bahn des Lebens. Folgt Eurem Herzen und bittet Gott, daß er Euch vor Irrthum bewahre. Damit Ihr aber nicht wieder in den bekannten Fehler zurückfallet, so will ich mir erlauben, Euch ein gutes Erbauungsbuch zu senden, worin ihr weisen Rath in jeder Bedrängniß finden werdet. Um Euch, hohe Jungfrau, Gelegenheit zu einer Gott wohlgefälligen Bußübung zu geben, will ich hiermit die Armen dieses Landes Eurer Wohlthätigkeit empfehlen und ich zweifle nicht, daß Ihr diesen eine eben so gute Mutter sein werdet, als dem Lande, welches Euch bald als seine Herrin begrüßt. Auch mir vergönnt es, hohe Braut, daß ich mich Eurer Huld und Gnade empfehle und seid versichert, daß ich mich stets bestreben werde, als Euer treuer Knecht meine Pflicht zu thun."

Hierauf richtete sich der Pater wieder empor, sprach ein kurzes lateinisches Gebet, und absolvirte die Sünderin segnend mit erhobener Stola. Amandas Thränen trockneten und eine heilige Ruhe kehrte in ihrem Herzen ein; aber wir zweifeln nach dem Geständniß, welches wir belauscht haben, daß sie dauerhaft sein werde. Es war zwar dem Pater Pius

gelungen, die harmlose Jungfrau zu bereden, daß ihre Angst nur eine vorübergehende Schwachheit sei, aber wir vermuthen nicht ohne Grund, daß sie sich Beide getäuscht haben.

Wenige Stunden nach der Beichte und Kommunion wurde Amanda im Dome feierlich mit dem Könige vermählt.

Es sei uns vergönnt, das Cermoniengepränge bei dieser Gelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen. Augenzeugen berichten darüber sehr umständlich, aber Wenige hatten den Muth sich zu sagen, daß die hohe Braut in einem Zustande, der an Ohnmacht gränzte, dem Könige die Hand reichte und nahe daran war niederzusinken, als sie Ihr Gemahl vom Altar mit sichtbarer Anstrengung hinwegführte. Man sagt, auch sie habe die Rechte, woran sie den verhängnißvollen Ring trug, niedersinken lassen, als würde sie von einer schweren Last herabgezogen.

Die Sonne des nächsten Tages stand hoch am Himmel und sah trüb wie durch Thränen auf die Erde, als Amanda das Lager verließ. Sie hatte den Morgen in tiefem Schlafe zugebracht, nachdem ihr königlicher Gemahl sie verlassen hatte, und befand sich bei ihrem Erwachen so schwach und unwohl, daß sie sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Ihr Kopf war wüst und schwindlig, ihr Auge matt und blöde, ihr Gesicht bleich und gleichsam gealtert. Ihr vormaliger Freund, der Spiegel, war ihr heute zuwider, und sie wagte es nicht, einen Blick in seine unbestechliche Wahrheit zu werfen. Kaum vermochte sie sich der Begebenheiten des gestrigen Tages zu erinnern, und jene der Brautnacht schienen ihr ein abscheulicher Traum. Eckel, Abspannung, Verdruß waren in ihren Mienen und Bewegungen unverkennbar. Das blendend weiße und zerknitterte Nachtgewand schien ihr unrein, wie ihr eigner Körper, der noch vor Kurzem in unkeuscher Berührung seiner jungfräulichen Freiheit beraubt worden war. Mehr als je fühlte sie das Bedürfniß sich zu verhüllen, und gerne hätte sie auch das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt, Schmuck

und Gewänder, funkelnde Edelsteine und kostbare Stoffe lagen auf dem Fußteppich umher, ohne sie zu reizen, sie mochte alle die Kostbarkeiten nicht berühren und überließ es Ihren Frauen sie in Ordnung zu bringen. Lange saß sie in stummer träger Apathie an ihrer Toilette und beschaute die Gegenstände, welche sie umgaben, mit todten Augen, als ihr eine der Kammerfrauen ein Paket überbrachte sammt dem demüthigen Morgengruß und Glückwunsch ihres Beichtvaters. Sie öffnete dasselbe gleichgültig, und fand das, was ihr Pater Pius versprochen hatte, ein kostbar gebundenes Erbauungsbuch mit einem goldenen Schlößlein, zu welchem ein kleiner Schlüssel versiegelt beigelegt war. In dem Buche selbst aber lag ein Billet folgenden Inhalts:

„Die letzte Freude meines Lebens ist, es Euch melden zu können, daß es mir gelungen ist, den verurtheilten Gefangenen aus seinem Kerker zu befreien, in derselben Stunde, in welcher er von einem gedungenen Meuchelmörder erdrosselt werden sollte. Habt Ihr je wieder einen Wunsch, dessen Erfüllung so schwierig ist, so vertrauet mir und seyd versichert, daß ich stets bereit bin, mein Leben aufs Spiel zu setzen, um Euch gefällig zu seyn.

Alexis.“

In heftiger Bewegung verbarg Amanda das Billet rasch in ihrem Busen, obwohl sie in dem Augenblicke ohne Zeugen war. Ihr ganzes Wesen war plötzlich verändert und an die Stelle der entwichenen Apathie trat lebendige Leidenschaft. Jetzt waren ihr plötzlich wie durch einen Zauberschlag alle Räthsel und Zweifel in ihrer Brust gelöst, ihr Busen wogte hoch auf und ihre Wangen färbten sich mit glühendem Roth. Was ihr gestern noch unbegreiflich schien, was sie gestern noch vor Gott läugnete, mit der Unbefangenheit eines schuldlosen Herzens — das gestand sie sich jetzt plötzlich so unumwunden ein, daß es uns befremden könnte, bedächten wir nicht, daß die verflossene Nacht den Zauber der jungfräulichen Herzensge-

heimnisses vernichtet habe. Es war nicht mehr die unbefleckte Jungfrau von gestern, das unwissende, sich selbst nicht begreifende Mädchen; es war ein Weib, dem die Natur ihr heiligstes Geheimniß erschlossen, in der Umarmung eines ihr verhaßten greisen Wüstlings. Es hätte nicht der wenig räthselhaften Andeutungen in dem Billet bedurft, um ihr Klarheit über ihr Herz zu geben, der Name Alexis allein hätte hingereicht, es ihrem Verstande zu enthüllen, und ihr die Wahrheit bewußt zu machen, sie liebe Alexis und nur Alexis, sie hasse den Abscheulichen, der ihren Leib entheiligt. Hätte sie noch geglaubt an neue Selbsttäuschung, hätte auch der erste Eindruck den diese wenigen Zeilen auf sie gemacht, sie betrügen können, so würde eine Vorstellung, die in dem Augenblick unvermeidlich war, allein den Schleier vollends zerissen haben, der den Grund ihrer Empfindungen verhüllte. Dachte sie der Nacht und des Königs, verglich sie ihn mit Alexis und ward nur die Idee leise berührt, daß der letztere ihr von der Natur bestimmt war, daß er den Platz hätte einnehmen sollen in ihrem keuschen Brautlager, so mußte der leiseste Zweifel von ihr weichen über das was sie für Alexis empfand. Wirklich blieb diese Vorstellung nicht aus, und alle Nerven des zitternden Weibes wurden von ihr erschüttert. Nie war sie von einem Gedanken so ergriffen, und nie noch hatte die sanfte Amanda die Entdeckung gemacht, welche sich jetzt aufdrang mit Gewalt, daß sie das sei, was ihre Schwester zu sein heuchelte in alberner Koketterie, ein leidenschaftliches, heftig fühlendes Weib, das ihre Abkunft von mauriſchem Geblüt in ihren Adern fühlte. Keine Scene war es für das Auge kalter, empfindungsloser Zeugen, wie das schwache Kind von der plötzlich mit voller Naturkraft erwachten Leidenschaft, wir möchten sagen mißhandelt ward, und wir freuen uns, daß keine ihrer Frauen zugegen war, als sie der erste Sturm des Lebens innerlich erfaßte. Ihr Athem war Schluchzen und Gestöhne, und ein Strom von Thränen stürzte über

ſtürmen. Da ſeine Lehren darauf hinzielten, ihr Pflichtgefühl zu erſchüttern, ſo fand er eine gelehrige Schülerin, welche ſeine Worte mit Begierde verſchlang, und alle ſeine Andeutungen und Argumente innerlich zu Gunſten ihrer immer wachſenden Liebe wirken ließ. Immer vertraulicher und offenherziger wurde Amanda, immer ſtürmiſcher und kühner der Beichtvater, bis endlich eine, für die Seelengeſchichte Amandas höchſt wichtige Unterredung ihr die Augen öffnete über die Abſichten des glühenden Pfaffen. Amanda hatte ihm bereits verſtehen laſſen, daß ſie ſich nicht glücklich fühle, daß ihr königlicher Gemahl von ihr nicht geliebt und daß ihr Herz von Zweifeln und ihrem ehlichen Verhältniß gefährlichen Empfindungen erfüllt ſei und eben als ſie das Geſtändniß ihrer Liebe für Alexis ablegen wollte in den Schooß des heiligen Beichtgeheimniſſes, brach Pater Amadeus mit einem Hauptangriff auf den ſittlichen Verſtand der hohen Frau los, von dem er das Gelingen aller ſeiner Pläne hoffte.

„Das Ehebündniß gekrönter Häupter," ſagte er unumwunden und die Kraft ſeiner Rede mit deklamatoriſchem Eifer unterſtützend, „iſt ſelten etwas Anderes, als eine politiſche Maßregel zur Befeſtigung der Herrſchergewalt, zur Sicherung der Thronfolge, zur Aufrechthaltung der regierenden Dynaſtie. Dieſe Maßregel wird meiſtens von hochwichtigen Intereſſen geboten, welche den Herzen der hohen Betheiligten fremd ſind und geht nicht ſelten aus den Pflichten des Regenten gegen den Staat und ſeine Familie hervor. Es fehlt daher dieſen Verbindungen meiſtens an der heiligſten Bedingung einer gottgefälligen Ehe, an dem beiderſeitigen Einverſtändniß der Herzen, an wahrer Liebe, und die hohen Ehegatten erſcheinen der Kirche als Opfer einer grauſamen Pflicht, deren Erfüllung jedoch von ihr eine auſſerordentlich milde und ſchonende Nachſicht in Bezug auf ſtrenge eheliche Treue erheiſcht. Hienge nicht das Wohl und Weh ganzer Nationen an ſolchen Ehen, ſo müßte ſie die Kirche, als dem heiligſten Willen

Gottes zuwider verdammen, da jedoch derlei Bündnisse, wegen ihrer heilsamen Beförderung des Wohls der Menschheit, als christliche Tugendopfer betrachtet, und von der Kirche geduldet werden müssen, so muß sie in Bezug auf die geheimen Herzensangelegenheit solcher über die Gesellschaft erhabenen Personen die Gesetze der Natur walten lassen und darf — um Menschen nicht übermenschliche Entsagung aufzubürden — jeder Handlung, welche denselben gemäß ist, kein Hinderniß in den Weg stellen. Darum gelten die moralischen Regeln, welche wir Diener der Kirche der niedrigen Gesellschaft einprägen, nicht auch jenen erhabenen Familien, welche auf der Menschheit Höhen stehen, zum Maßstab ihrer sittlichen Handlungen, und das was dem geringen Pöbelverstande ein heiliges, unauflösliches Band scheint und scheinen muß, ist ihnen nichts als eine Formalität, ein herkömmlicher Brauch, der nur seinem Scheine nach beobachtet werden darf. Die Kirche, welche jedwede Pflichtentbindung zu üben befugt ist, vermag auch hierin den erhabenen Sterblichen manche Ueberlast der sittlichen Obliegenheiten abzunehmen, damit die irdische Kraft nicht erliege, und aus dem frühen Hinfallen eines gekrönten Hauptes Unheil entstehe für die Völker der Erde, welche der Herr von seinen Auserwählten beherrschen läßt. Dazu hat der Erlöser auch in der Kirche eine Stellvertretung seiner Allmacht gestiftet, damit sie unterscheide, entbinde, deute und Jedem seine Pflichten anweise. Den Fürstengeschlechtern ist sie befugt, minder strenge Lebensregeln vorzuschreiben und manches Mysterium des heilsamen Volkswahns zu erschließen, ohne daß dadurch die ewige Seligkeit der ihrer Obhut anvertrauten Seelen gefährdet würde, denn gleichwie der Heiland durch seinen Erlösertod die Sünden der Welt hinwegnahm, so nimmt die ewig lebende Tochter Christi nach seinem göttlichen Beispiele auch jedwede Schuld von den Häuptern Jener, die sie liebt. Darum darf das fürstliche Herz eines gekrönten Gatten nicht mit selbsttödtender Resig-

nation auf die ihm beschiedenen größten Erdenfreuden verzichten, weil seine Hand sich zum Heil der Völker vermählt hat, und unvermählten Herzen gestattet die unerschöpfliche Milde der heiligen Kirche jede beliebige Wahl und jedweden Liebesgenuß, so lange öffentliches Aergerniß und absichtliche Profanation des Sakraments, von dem man weise Gründe hat, zu wünschen, daß es in den Augen des Pöbels stets heilig bleibe, vermieden wird. Durch diese Befugniß der Kirche steht es mir seinem eifrigen Diener zu, Eurer Majestät zartes Gewissen zu beruhigen, und Euch von jedweder grausamen, Euer von heiligen Empfindungen volles Herz fesselnden Pflicht zu entbinden, falls dasselbe eine andere Wahl getroffen haben sollte, als der erhabene Wille Eurer durchlauchtigsten Eltern."

Also schließend hatte sich der geile Pfaffe immer mehr der Königin genähert und jetzt erfaßte er in unverschämter Liebe eine ihrer zarten Hände, um sie an seinen Mund zu führen, aber kaum war sie demselben nahe gekommen, als sich Pater Amadeus von einem Stoß zurückgeschleudert fühlte, der einer Maulschelle ähnlicher sah, als seine Lüsternheit der demüthigen Zerknirschung des Glaubenseifers, die ihm besser ziemte. Aus dem siebenten Himmel seiner Entzückung herabgestürzt, in den tiefen Hintergrund des Beichtstuhles, und dort in weiche Kissen einsinkend, fand er hinreichend Zeit und Bequemlichkeit, sich über die widerfahrene Demüthigung zu ärgern und seine Thorheit einzusehen. Amanda ihrerseits erwartete dießmal nicht erst die Absolution des Pfaffen, sondern eilte in ihre Gemächer. Sie war höchlich erzürnt über die Unverschämtheit desselben, aber wir können es nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Lehren, welche sie zu hören bekommen, in ihrem Herzen gehaftet haben oder nicht.

Sie hatte bisher eine fromme Ehrfurcht für alle Gesalbte des Herrn und zum ersten Male in ihrem Leben war ihr ein Unwürdiger begegnet aus ihrer Zahl. Milden Sinnes wie sie

von Natur war und gewohnt dem Prieſterworte blinden Glauben zu ſchenken, vielleicht auch eitel genug um Niemand dauerhaft zu zürnen, der von ihrer Schönheit geblendet wurde, hatte ſie vielleicht die Beleidigung bald vergeſſen, aber, der ärgerliche Vorfall hatte ſie über manches Vorurtheil jugendlicher Leichtgläubigkeit enttäuſcht. Schwer könnten wir uns überreden, daß das ärgerliche Betragen eines Prieſters ihren Glauben unerſchüttert gelaſſen habe, ja wir finden uns ſogar geſtimmt, ein Dilemma aufzuſtellen, deſſen Reſultat der frommen gläubigen Chriſtenſchaar ziemlich unerfreulich ſcheinen dürfte. Entweder ſie glaubte den Worten des Pater Amadeus und betrachtete die Freiheit, welche er ſich herausgenommen, höchſtens als eine verzeihliche Schwachheit — und in dieſem Falle ſtand es ſchlimm genug um die ſittlichen Grundſätze, welche ſie in ihrer Kindheit empfangen — oder ſie glaubte ihnen nicht und verachtete den lüſternen Pfaffen, in welchem Falle wir beſorgen müſſen, daß das Anſehen der Kirche und Religion in ihren Augen tief geſunken ſei. In beiden Fällen aber mußte ſie ſich gewiß veranlaßt fühlen, der frommen Leichtgläubigkeit an die Unfehlbarkeit der Kirche auf immer zu entſagen, und in Zukunft in allen Zweifelsſachen ſtatt mit ſolchen, jeder menſchlichen Schwachheit ergebenen Gottesdienern, mit ihrer Vernunft ſich zu berathen.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall ließ die Mutter des Herzogs Alexis bei der Königin um Erlaubniß anſuchen, ſich ihr vorſtellen zu dürfen, und nachdem ſie ſtatt der Antwort eine ſchmeichelhafte Einladung erhalten hatte, dieß bald zu thun, machte ſie ſich eilends in Geſellſchaft ihrer Tochter Angelika auf den Weg nach der Reſidenz. Sie entſchuldigte ſich bei der Königin wegen ihres bisherigen Ausbleibens mit eigener und der Unpäßlichkeit ihres geliebten Sohnes und fand bald einen ſchicklichen Vorwand Amanda ohne Zeugen zu ſprechen.

„Ich muß Eurer Majeſtät, meiner gnädigſten Gebieterin,“

ſagte die höfiſche Frau, „auch mein tiefes Bedauern zu erkennen geben über die zudringliche Vertraulichkeit meines unglücklichen Sohnes, mit welcher derſelbe, ſicherem Vernehmen nach, beläſtigt hat. Habt Nachſicht mit dem Armen und entzieht ihm darum nicht Eure Gnade, denn der bedauerungswürdige Zuſtand, in welchem ſich ſeit Eurer Majeſtät Ankunft hier ſeine Sinne befinden, erfordert Euer Mitleid und wird gewiß Euren gerechten Zorn mildern.“

„Wie, er wäre unwohl — Herzogin,“ fragte Amanda ſichtbar verwirrt.

„Ja, das iſt er,“ klagte die Gefragte, „und ich fürchte bedenklicher, als daß ich ohne Kummer bleiben könnte.“

„O dann eilet zu ihm zurück, Herzogin, und verweilet nicht länger bei mir, indeß er leidet — er wird der mütterlichen Pflege bedürfen und ſie gewiß ſchmerzlich vermiſſen. Ich bitt' Euch, Herzogin — geht.“

„Vordem, ja,“ ſagte die Herzogin ſchmerzlich lächelnd, „würde ihm die Pflege ſeiner Mutter ſo gut geweſen ſein, als die beſte Arzenei, aber jetzt fürchte ich, entbehrt er mich mit leichterem Herzen als je. Zudem kann ich Eurer Majeſtät nicht verhehlen, daß ihn beſonders der Gedanke quält, er habe ſich durch ſein unziemliches doch wohlgemeintes Betragen die Unzufriedenheit ſeiner königlichen Herrin zugezogen.“

„Wenn ihn das beruhigen kann,“ erwiderte Amanda mit Wärme, „ſo ſagt ihm, daß ich nichts weniger als zürne, daß er ſich meinen wärmſten innigſten Dank verdient, und daß ich es nie vergeſſen werde, was er gethan — ſagt ihm, daß ich lebhaften Antheil nehme an ſeinem Befinden, daß es mich ſchmerzt ihn krank zu wiſſen, und daß ich neulich nicht ſo ſehnlich die Begnadigung meines Schützlings gewünſcht, wie ich ſeine baldige Geneſung wünſche. Kurz, Herzogin, ſagt ihm Alles, was Ihr für gut findet und was ihn meines aufrichtigen Wohlwollens verſichern kann.“

„Könnte er dieſen Troſt aus Eurem Munde vernehmen,“

erwiderte die schlaue Herzogin, mit trüber zweifelnder Miene, „so glaube ich wohl, daß Ihn dieß emporrichten und heilsameren Einfluß auf sein Befinden üben würde, als die Heiltränke, womit ihn die Aerzte quälen; aber wenn ich es ihm hinterbringe, so bin ich gewiß, daß er meine freudige Post mit ungläubigem Lächeln aufnehmen und vermuthen wird, mütterliche Liebe habe ihm ein Mährchen zur Beruhigung ersonnen. Wenn Ihr ihm so gnädig seid — erhabene Frau — und es gern hörtet, daß mein Alexis durch Eure Huld genas, so gebt mir ein Zeichen, welches ihm bürgt für die Wahrheit dessen, was ich ihm sagen werde von Eurer Majestät unverdienter schonungsvoller Gesinnung. Wenn Ihr nicht glaubt, daß die Königin ein schuldlos Zeichen Ihrer Großmuth einer tiefgekränkten Mutter versagen müsse; wenn Euer Hochsinn es gestattet, einem Verzweifelnden, Sterbenden, einen Tropfen der Gnade zu opfern, so erfüllt meine Bitte und zählt darauf, daß ich Euch und daß er Euch danken werden mit den letzten Athemzügen unseres Lebens. Ihr seid gegen mich so gnädig und herablassend — selten widerfährt das einem Gast am hiesigen Hofe — ich kann es Eurer Milde nicht verhehlen, daß mein unglücklicher Sohn sich so weit vermessen, sein Auge bis zu Euch zu erheben, daß er Tag und Nacht, wachend und träumend nur Euren Namen nennt, und daß er sich wiederholt geäußert, er wünsche nichts als ein Zeichen Eurer Nachsicht und Gnade, nur einen Beweis von der Großmuth Eures Herzens und von Eurer Verzeihung — dann, dann wolle er gerne sterben oder in fernen Landen seine tollkühne Liebe zu Grabe tragen mit seinem Herzen unter Gebet und Bußübung, oder im Kampf gegen ein ungläubiges Volk verbluten. Ermeßt daraus, hohe Frau, wie unglücklich ich bin — ich wünschte ihn nie geboren zu haben, zu solchem Jammer.“

Bei diesen Worten brach die Herzogin in Thränen aus und sank im Uebermaß mütterlicher Bekümmerniß in ihren

Frau Anaſtaſia Etwas ſagte, von dem er nicht will, daß es binnen wenigen Stunden alle Nachbarn und das ganze Hofgeſinde erfahren ſoll. Nehmt mir es nicht übel, Frau Samboro, Ihr könnt über nichts reinen Mund halten, als über die Schwachheitsſünden des P. Hyacinth, zu welchen Ihr ihn ſelbſt verleitet.“

Ein anhaltendes Gelächter folgte dieſem, mit vieler Bonhommie abgelegten Bekenntniß und Frau Samboro entfernte ſich ſchweigſam und ärgerlich über die unverſchämte Oſtentation, mit welcher ihr geweihter Verehrer auf das ſchändliche Verhältniß, welches zwiſchen ihr und ihm obwaltete, anſpielte.

„Fürwahr,“ ſagte P. Amadeus ihr nachblickend, „ein köſtlicher Biſſen für die Begier eines Tonſurirten. Dein Geſchmack, Vetter, iſt nicht übel, ſo runde weiche Hüften, herrliche Brüſte und friſche Wangen gehören in unſerer Stadt zu den Seltenheiten. Beim heiligen Ignatius, Du haſt mehr Glück in der Liebe als ich.“

„Dann liegt die Schuld nur an Deiner Ungeſchicklichkeit,“ belehrte ihn der Vetter.

„Nu, nu,“ meinte Amandeus, „ſo geſcheid wie Euer Hochwürden, glaube ich auch zu ſein, und vielleicht bin ich noch verſchmitzter als Du, aber es will nichts gelingen. Im Beichtſtuhl der Königin habe ich ein Meiſterſtück abgelegt, aber es hat mir nichts eingetragen, als eine Maulſchelle von der ſchönen Hand meines Beichtkindes. Das Laſter habe ich ihr gepredigt mit einem heiligen Eifer und mit einem Aufwand von Spitzfindigkeiten, der Dir gewiß nicht zu Gebot ſteht.“

Da hub Pater Hyacinth ein unauslöſchliches Gelächter an. „Da kömmſt Du ſchön an,“ rief er aus, „bei den Weibern, wenn Du glaubſt mit Vernunftgründen ihre Sinne zu erwärmen. Ich habe all mein Lebelang keine anderen Mittel angewendet, die Weiber zu verführen, als Schmeichelei, Beta-

ſtung und gewaltſame Aufregung, und hätte ich mich dazu eines Meerſtinzextrakts oder ſpaniſcher Fliegen bedienen müſſen. Glaube mir, denn ich bin ein alter Praktikus und kann mehr ſprechende Beweiſe meiner glücklichen Liebe aufweiſen als mir lieb iſt, die Weiber ſind nicht mit Vernunftgründen zu beſiegen, und Du haſt ſehr Unrecht, Dich vorher mit nutzer Gewiſſensberuhigung abzumühen. Die Weiber ſind nicht ſo ſpröddtugendhaft, als ſie ſcheinen. Hat man ſie erſt dem Wolluſtteufel in die Hände geführt, dann beruhigt ſich ihr Gewiſſen ſchon von ſelbſt, und Argumente wirken beſſer nachher als vorher. Das Laſter muß man üben aber nicht davon ſprechen — am wenigſten Weibern, die ſtets die Tugend auf der Zunge haben und nie den Anſchein derſelben opfern. Wenn ſie ſündigen, ſo thun ſie dieß wie im Traume ſich vergeſſend, aber ſelten wird Einer bei ihnen Glück machen, der ſie einladet: Wollt ihr wohl ſo gefällig und verſtändig ſein mit mir zu ſündigen?"

„Du magſt im Allgemeinen Recht haben," erwiderte Amadeus," aber auf meinen Fall paßt Deine praktiſche Weisheit nicht. Die Königin ſuchte bei mir Rath und Belehrung über den Zwieſpalt ihres Herzens und offenbar hat ſie mir geſtanden, ſie liebe den König nicht."

„Das iſt mir auch ein wichtiges Geſtändniß!" ſpottete Hyazinth, „ich würde es nur wunderbar finden, wenn ſie das Gegentheil gebeichtet hätte."

„Sie hat mir geſtanden," fuhr Amadeus fort, „und wenn Du mir ein geneigtes Ohr ſchenken und deine albernen Zwiſchenreden unterlaſſen willſt, ſo ſollſt Du Dinge hören, die Du mit Deinem kurzen Verſtand und mit Hülfe Deiner abgedroſchenen Pfaffenkünſte wohl ſchwerlich herausgebracht haben würdeſt. Sie ſprach viel von Liebe und wurde ſo warm wenn ſie auf dieſes Kapitel kam, daß mir kein Zweifel bleiben kann über die Quelle ihrer melancholiſchen Gemüthsſtimmung. Ich ſage dir, die Königin liebt und zwar mit

ſo heftiger Leidenſchaft, daß ſie ſich höchſt unglücklich fühlt an dieſem Hofe und allem Anſcheine nach zu verzweifelten Dingen entſchloſſen iſt. Anfangs ſchmeichelte ich mir, daß alle ihre Herzensergießungen mir gelten, aber dieſe fatale Maulſchelle hat mich eines Anderen belehrt und ich weiß nur ſo viel mit Gewißheit, daß der Glückliche, auf den ſie ihr Auge in Gnaden herabgeſenkt, ſich hier befinde und ihr einen großen Liebesdienſt erwieſen habe.“

„Das alſo ſind die wichtigen Neuigkeiten, die Du ſeit der Entfernung des alten Thoren erforſcht,“ rief Hyacinth mit grober Heftigkeit, halb lachend halb ärgerlich, „das ſind alle Früchte der hohen Weisheit, der Du Dich rühmſt? Glaube mir, Du taugſt beſſer für eine Dorfgemeinde, als für den Hof, wo man die Menſchen nicht gleich an plumpen Geberden erkennen kann. Das reizende Kind, die Königin, hat Dir den Kopf verrückt, ſonſt könnte es Dir eben ſo wenig neu ſein als mir, daß ſie einen Narren gefreſſen an dem ſchmucken Jungen dem Herzog Alexis. Ehe ſie noch am Hofe erſchien als unſere neue Gebieterin, wußte ich, daß es ſo kommen würde. Weißt Du denn nicht, daß alle Weiber in ihn vernarrt ſind und kann es wohl anders ſein? Giebt es denn einen ſüßeren Knaben als dieſen vergötterten Alexis im ganzen Lande? hat irgend ein Milchbart ſo ſchönes Haar und ſo prächtig viel verſprechende Schenkel wie der Herzog? Die Weiber müßten ja keine Augen haben, könnten ſie kalt bleiben in ſeiner Atmoſphäre. Und zumal ein junges Weib, die verdammt iſt, einem alten ſiechen Griesgram die letzten ſpärlichen Funken verſchwindender Manneskraft abzuholen, müßte kein Blut in den Adern und kein Gehirn im Kopfe haben, könnte ſie Alexis ſehen und nicht lieben. Die Königin iſt nicht frei geblieben von dem Liebestaumel, in welchem hier alle Hofdamen nach Alexis girren, wie nach einem unerreichbaren Geſtirn und das wundert mich nicht, aber merkwürdiger iſt es, daß ſie den trotzigen Knaben, der bisher den

Weiberfeind gespielt und alle Schürzen geflohen hat, ganz in Liebe und Narrheit umgewandelt hat. Kaum ist sie einige Wochen in der Residenz und schon sind Mittheilungen und Zeichen gewechselt worden, welche so gut sind wie Liebesbriefe. Noch weit mehr weiß ich von diesem Schleichhandel, aber ich habe meine guten Gründe nichts zu wissen, denn was kümmerts mich ob die Königin ihren Beichtvater oder ein Weltkind liebt: so lang es der König nicht sieht, kann ich auch blind bleiben."

„Das ist allerdings mehr als ich wußte," sagte Amadeus spöttisch, während Hyacinth einen Humpen leerte, „aber Deinem Witz hast Du Deine Entdeckungen gewiß nicht zu danken. Käme Dir in derlei Dingen nicht der allsehende Samboro zu Hilfe, so stünde es schlimm genug um Deine Allwissenheit. Aber ich rathe Dir, hüte Dich vor diesem Fuchs, denn ich wette, er läßt Dich nicht mehr wissen, als er eben für gut findet, und ich fürchte, er wird sein Vertrauen sich einst wieder theuer bezahlen lassen."

„Alberne Faselei," erwiderte Hyacinth, „ich kenne meine Leute und weiß wem ich vertraue. —"

Der Streit zwischen den beiden Vätern über diesen Punkt dauerte noch lang fort und immer mehr ereiferte sich Hyacinth, immer kälter, trockener, mürrischer wurde Amadeus. Der übermäßige Genuß des Weins wirkte verschieden auf die respectabeln Vettern und während der sanguinische Pater Hyacinth in lärmende Trunkenheit ausbrach, wurde die Zunge seines Kollegen immer steifer und seine Stirne immer finsterer. Jener lachte, fluchte und polterte abwechselnd, dieser erstarrte fast in finsterer Mißstimmung und hätten nicht flammende Blicke zuweilen aus den unheimlichen Augen Blitze hervorgeschossen aus der Schattennacht der überragenden buschigen Braunen, so würde man ihn für eine Statue gehalten haben. So wirkt das Feuer verschieden auf verschiedene Stoffe; so zerschmilzt dasselbe Element ein leichtflüssiges

Metall und härtet die weiche Lehmmasse zum Stein. Die Dämmerung war mittlerweile hereingebrochen und dunkeler wurde der Schauplatz, worauf zügellose Unmäßigkeit sich im Genuß erschöpfte.

„Samboro lebe!“ schrie Pater Hyacinth immer wieder auf den alten Freund zurückkommend, „er ist mein bester Freund und ein Biedermann nach meiner Art. Ich wäre ein undankbarer Hund, könnte ich an seiner Freundschaft zweifeln, denn er ist eben so uneigennützig, als dienstfertig. Trinken wir nicht seinen Wein hier, und ist er nicht gastfreundlich wie Philemon? Nie hat er von mir oder durch mich einen Heller erworben und doch ist er die Gefälligkeit selbst. Glaube mir, Vetter, in Geldsachen erkennt man allein die wahre Freundschaft. Niemals hat er von mir Geld gefordert, aber stets war er hilfreich und bereitwillig, wenn ich welches brauchte.“

„Ja wer nur deinen Geiz befriedigt,“ bemerkte Amadeus, „der hat den Weg zu deinem filzigen Herzen gefunden.“

„Hätte ich auch bisher gezweifelt an seiner Freundschaft,“ fuhr Hyacinth fort, ohne auf den Einwurf zu achten, „jetzt könnte ich es nicht mehr. Du aber hast am wenigsten Grund ihn zu schmähen, denn er hat Dir einen großen Dienst erwiesen. Ohne seine Protektion wärst Du nicht was Du bist, Beichtvater der Königin. Sieh Bruder, ein Wort habe ich gesagt zu ihm im Vertrauen, daß mir der alte Narr — Pater Pius — längst zuwider gewesen, daß er mir überall im Wege steht, und daß ich wünschte Macuf wäre nicht aus dem Lande entwichen, aus guten Gründen — und binnen vier und zwanzig Stunden war der fromme Narr kalt. Samboro hat ihm einen so wirksamen Heiltrank für seine Gicht gemischt, daß er noch an demselben Abend alle Viere von sich streckte. Ist das nicht ein Meisterstückchen seiner Freundschaft. He? Sprich nur noch ein Wort gegen den Würdigen, so schmeiße ich Dir das Glas an den Kopf. So undankbar kann

keine Katze sein, wie Du bist, schwarzer Grillenkopf. Der gute alte Pius — es thut mir fast leid um ihn, daß er Dir geopfert wurde. Die himmlischen Freuden mögen ihn schadlos halten — trink Bruder — sein Wohl — er soll leben!"

„Laß die Todten ruhen!" sagte Amadeus finster, denn es fing an unheimlich zu werden in dem dunkeln Raum, wo die ehrenwerthen Zecher saßen. Der Wind warf Sand an die Fenster und in der Stube krachte das alterthümliche Geräthe. Von dem versunkenen Tag war nichts mehr übrig, als ein blutrother Schein, dessen schwacher Strahl hereinblitzte in das verfinsterte Gemach.

„Wie, Du zögerst?" lallte bereits stark betrunken Pater Hyacinth, und tappte mit dem Becher in der Luft umher, den Humpen seines Kollegen zu finden, um mit ihm anzustoßen, „glaube gar, Du fürchtest Dich vor Gespenstern — haha — lustig — stoß an — noch ein Mal: er soll leben!"

Pater Amadeus stürzte seinen Becher um auf den Tisch, und rief zornig und mit starker Stimme:

„Laß die Todten ruhn!"

Aber unbändig in seiner Laune war der viehische Trunkenbold, denn als ein ächter Weinheld kannte er keine Furcht so lange er betrunken war. Noch ein Mal erhob er den bis an den Rand gefüllten Pokal. Aber sein Kollege fiel ihm in den Arm und drückte ihn so heftig, daß er den Becher fallen ließ. Hartnäckig und erzürnt über den Frevel an dem kostbarsten Getränk, rang er sich los, füllte einen andern Becher und rief geifernd vor Wuth:

„Bei allen Teufeln mich sollst Du nicht hindern, zu trinken, so lange ich Lust habe. Zum dritten Male sage ich es: der Pater Pius soll leben — hoch — hoch!

Hierauf leerte er den Humpen auf einen Zug, aber kaum war sein Toast ausgebracht, als ihn eine derbe Faust anfaßte mit riesiger Gewalt. Es war Amadeus, der ihn mit fortschleuderte, denn dicht hinter dem Trunkenbold war plötzlich

eine geſpenſtige Greiſengeſtalt aufgetaucht, und hatte drohend die Rechte erhoben. Der letzte blutigſcheinende Sonnenſtrahl beleuchtete ſein Antlitz, und ſein Auge ſchoß feurige Blicke auf die unheiligen Schlemmer.

„Beim heiligen Ignatius, ſein Geiſt!“ kreiſchte der vorwitzige Thor, als er das Geſpenſt erblickte, und fort ſtürzten die beiden Pfaffen von dem Entſetzen gejagt. Immer noch kreuzte ſich Hyacinth, als er bereits auf der Straße war; ſein Kollege hatte Mühe, den feiſten, zitternden Feigling fortzuſchleppen. Seine Sinne waren verwirrt und im leiſen Gemurmel vermiſchte er heilige Gebete und Beſchwörungsformeln mit unverſtändlichen ſinnloſen Worten. Seine Kniee wankten, ſeine Stimme bebte und ſein wirres Selbſtgeſpräch löste ſich auf in Athem haſchendes Röcheln. Amadeus, den der Schreck nicht ſo heftig ergriffen, und der bereits über den natürlichen Zuſammenhang des Vorfalls nachſann, geleitete den Erkrankten in ſeine Wohnung, und eilte, Finſteres brütend, wieder in die Nacht hinaus.

4.

Eine laue Mondnacht mit maleriſchem Gewölk, welches hier und da das tiefe Blau des Sternhimmels mit zauberiſchen Tinten, gebildet aus Silberlicht und Dunkel, übergoſſen, lag über der reizenden Landſchaft wie ein dunkelfarbiger Schleier über dem Antlitz einer ſchönen Jungfrau; aber das Leben ſchlummerte nicht. Auf raſſelnden Zweigen wiegte ſich Philomele, und geheimnißvolle Winde ſpielten mit duftenden Blumen, den Abendthau ſchüttelnd von zarten Blättern und kühlem Laub. In den Lüften flatterte mit leichten Flügeln in zahlloſen Schwärmen, Luſtwandelnde neckend mit ihrem Geſumme und leichten Stich, das Myriadenheer von Nymphen und Mücken, und zwiſchen dunkeln Blättern ſchwebte leuchtendes Gewürm. Auch im hohen Graſe und dichtem Gebüſche wachte das Leben in den Thieren Aeskulaps, die gerne mit grünglänzenden Augen in das freundliche Geſtirn blicken, welches ohne zu blenden leuchtet, und in den hellen, des Himmels herrliches Bild abſpiegelnden Gewäſſern hüpften ſilberſchuppige Fiſche im Mondenlicht, auf und niedertauchend in der Fluth, wie Lieblingsgedanken auf und niedertauchen im Lichtmeer der Ideen, ehe der müde Körper ſich in den Schlaf findet. Die Menſchen wachten ruhend. Süß und heimlich

koſend wachte die Liebe in luſtwandelnden Pärchen und der Küſſe und Seufzer waren mehr als der wahnſtörenden, rauhen Worte, wachte in leiſen Klagen und Liedern, in lieblichen Geſangsweiſen und Lautentönen. Die Unſchuld wachte in harmloſem Scherzſpiel und fröhlichem Gelächter, die Freude in jauchzenden Jubeltönen, der Schmerz fern von dem Frieden der freien Landſchaft, zwiſchen bergenden Mauern in Kummerthränen und Krankengeſtöhn. Die Bosheit ſchlich durch tiefe Schatten, den enthüllenden Mondenblick vermeidend in Geſtalt eines finſterblickenden, ärmlich gekleideten Mannes im dunkelſten Grunde des Thales. Wir wenden den Blick von ſeiner gefurchten, mit frevelnden Gedanken bedeckten Stirne und ſchauen in die, heilige Ruhe ſtrahlende, unbegrenzte Höhe des Aethers. Dort allein war der vollkommene Frieden des Unvergänglichen ausgegoſſen zwiſchen ſchwebenden Welten, denn die kleinen lichten Wölkchen, welche dort hinfliegen in ſtiller Haſt, am tiefſten Grunde ſeines ewigen Baues, erſcheinen dem Auge, das nur das ewig Erhabene, Unmeßbare erfaßt mit unnennbarer Sehnſucht, gleich leichtfertigen Gedanken einer kleinen Seele, als niedrige bedeutungsloſe, ſchnell vergängliche ſpurlos zerfließende Erdenſchatten.

Dahin gerichtet war auch der ſchwärmeriſche Blick der klarſten geiſtigſten Augen im Thale von Navranjo und weiter darüber hinaus als der von der Schloßhöhe Schauende im Umkreiſe ſieht. Die himmliſchen Augen, deren irdiſches Weſen nur durch die unwillkührliche, zeitweilige Verſchließung der Augendeckel verrathen wurde — denn himmliſche müßten das ununterbrochene Einſtrömen des Lichts ertragen können — gehörten der ſüß träumenden Angelika, welcher wir zum zweiten Male begegnen. Wie wir ſie hier vom Monde beſtrahlt hingehaucht ſehen an das Geländer derſelben Gartenterraſſe, auf welcher wir ſie zum erſten Male erblickten, nachläſſig hingelehnt an die kräftigere Geſtalt ihres neben ihr ſitzenden Bruders, ſo erſcheint ſie uns gleich dem weißglänzenden Nebel

der sich dort an Felsen hängt, und es wird uns gewiß, ihr Wesen schwimme, wie jener in der mondhellen Nacht, so in seinem natürlichen Element. Sie ist ganz aufgelöst in Geist und Empfindung und selbst ihr leichtes Florgewand scheint entkörpert mit harmonischem Nebel sie zu umschweben. Sie hält in ihrer Linken eine reichverzierte, antik geformte Harfe, so daß ihre Fingerspitzen die Saiten berühren und hat ihre Rechte um den entblößten Hals des Jünglings geschlungen. Gefällige Weste rauschen durch die Saiten des Instrumentes, und sie darf nur die durchsichtigen weichen Finger wenig bewegen und die flüsternde Rede wird von lange klingenden Accorden begleitet. So spricht, singt sie wie Sappho, heiliger Begeisterung voll:

„In dem Meere möcht' ich schwimmen — das in dunklen Wogen dort die Stern' umfließt, — in die Fernen möcht' ich dringen — wo das ew'ge Licht entsprießt, — in die Sphären die umringen — eine Ewigkeit mit ihren Schwingen — in der Räume fernst' Geheimniß — wo die Sterne sich verdüstern — wo's kein Endziel giebt für kurzes Streben — wo in unendlicher Bewegung — in des Weltengeistes Lichtkreis — meine Sehnsucht sich erfüllt — und mein Himmelsdurst sich stillt. —."

„Aus dem dunkeln Grund der Erde — seh' ich einen Baum entsprießen — und die Wurzeln sie umranken — und wie weiche Thränenweiden — seh' ich seine Lockenzweige — hüllend, leuchtend, düsternd, glänzend — ihren Boden ringsumfließen; — an den Zweigen hängen Sterne — und durch dunkles Laub — rauscht der ew'ge Lebensathem — weht hernieder auf die ird'sche Brust — heiligen Erstaunens voll — greift das staubgeborne kleine Herz, und durchbebet das Gebein — ein heil'ger Frost. — Von den lichten Zweigen möcht' ich — güldne Früchte lesen in den Schooß — und mein lechzend Herz möcht' ich erfrischen — mit dem Thau von jenen Blättern — und mit Sternen möcht' ich kosen — und erlau-

schen möcht' ich hoch vom Gipfel jenes Baumes — was die Sphären leise singen — und im Hören ließ ich gerne — in den ew'gen Harmonien — meinen ird'schen Geist verklingen.“

Ihr Auge schwamm in Glanz und heftig wogte die weiße Brust unter dem Flor; noch ein Mal sah sie nach den funkelnden Gestirnen und warf sich dann ihrem Bruder an die gleichgestimmte Brust, sein Gesicht mit Küssen bedeckend. Alexis erwiderte mit Wärme die schwesterliche Umarmung, denn zum ersten Male begriff er seine schwärmerische Schwester, und fühlte mit ihr wie aus einer Seele.

„O, ich begreife Deine Sehnsucht, Angelika,“ sagte er, die ätherische Gestalt umschlingend, „und Deine Schwärmerei hat auch in meiner Brust genistet. Jene mit Sternen besäten Räume erfüllen auch mich mit räthselhaften dunklen Empfindungen, und wenn meine Stimmung von der Deinigen in Etwas unterschieden ist, so ist sie es nur in der minderen Heiterkeit und Ruhe, mit der ich den über uns mit all seiner verschwenderischen Pracht ausgegossenen Himmel betrachte. Und wäre ich nicht durch süße Bande, die alle meine irdischen Wünsche umfassen, gebunden, ich könnte nicht ohne Groll und Schmerz hinausblicken in diese enthüllte und dennoch unbegreifliche Ewigkeit. Im Anschauen dieses Geheimnisses verliert sich der menschliche Geist in trostlose Forschung, und alle Erdenweisheit verläßt uns dort, wo der Blick in dem wirren räthselhaften Glanz, wo tausend Welten in einen matten Funken sich zusammendrängen, eine unüberschreitbare Grenze findet. Ich könnte zürnen über meine Ohnmacht, daß ich gebunden durch ein unerbittliches grausames Gesetz, nicht hinausstreben kann aus dem kleinen Dunstkreis der Erde; daß es mir versagt ist, selbst jene Spanne des Raumes zu durchfliegen, welche den Körper trennt von dem hellleuchtenden Gestirn, wo doch mein Auge noch hinreicht, und wo die Idee noch einen festen Grund findet zum Aufbau sinnlicher Vorstellungen, zu ihren phantastischen Bildwerken aus zweifelhaftem

Lichte und irdischen Begriffen. Wie klein und erbärmlich erscheint der uns angewiesene Raum in dieser ungeheuren Ewigkeit, wo der schärfste Blick die Dimensionen seiner Endpunkte nach Sonnenfernen mißt, und wo der ungeheuerste Maßstab unserer Begriffe verschwindet, und Millionen Mal verdoppelt an keine Grenze reicht. Was ist die Zeit, die unsre Gedanken umfaßt, gegen diese aufgeschlossene Ewigkeit, wo der Welten Jahrtausendleben aufgeht und erlischt, kurz wie ein Blitz — wesenlos und ohne Einfluß auf des Universums Gesammtleben — unbedeutend wie ein Irrwisch. Was ist des Menschen kühner Geist in dieser klaren Weisheit, die aus Sternenmeeren uns anblickt, wie die Sonne auf einen Funken erbleichten Erdenfeuers; was ist die höchste Vernunft gegen diese ewige Nothwendigkeit, die — was der Geist von hunderttausend Menschengeschlechtern erschaffen mit undankbarem Ameisenfleiß — auflöst und entfernt in das ursprüngliche Wesen des Stoffes, wie der Sirocco den Schneestaub von dürren Zweigen leckt. Und doch fließt aus der trostlosen Nacht dieses unbegreiflichen Sternenhimmels selige Beruhigung dem vermessenen Geiste und sehnsüchtigen Herzen zu, denn mit Myriaden Sonnen beleuchtet die Natur die Gewißheit: die kleinste Existenz ist an das Weltleben gebunden und die kleinste Seele wird aufgenommen in den mütterlichen Schooß der Natur, aus dem sie entsprungen. Der kleinste Stoff hat seinen Antheil am ewigen Leben und alle Bewegung ergießt sich in seine Unendlichkeit."

„O mein Alexis, wie schön sprichst Du," sagte schmeichelnd Angelika, „so möcht' ich Dich immer hören, und wenn es Krankheit ist, was Deine Seele so gestimmt, so wäre ich fast versucht zu wünschen, Du wärest immer krank und so mild und freundlich gestimmt gegen Deine Schwester wie heute. Wenn Du wüßtest wie es mich schmerzte, wenn Du Deine Angelika so stolz und kalt von Dir gewiesen, und ihrer Schwärmerei gespottet, Du würdest nie wieder weichen aus

meinen Augen, Deine ſchwermüthige Schweſter nie verlaſſen. Nie noch war ich ſo heiter und froh wie ich es heute bin, da Du ähnlich empfindeſt wie ich, wenn auch Dein männlicher Geiſt anders ſchwärmt, als die Phantaſie des Mädchens, die ihren Verſtand im warmen Herzen trägt. Begreifſt Du nun, mein geliebter Alexis, warum ich die Nacht liebe und das einſame Lied in unbelauſchter Schwärmerei? Oft habe ich es mit Wehmuth dieſen freundlichen Geſtirnen geklagt, daß Du mich verſtoßen von Dir, daß Du vom gemeinen Leben erfaßt, die ſtillen tiefen Freuden der geiſtigen Betrachtung verſchmähteſt. Ich habe Dich wieder, mein Alexis, und entſage an Deiner Seite gern meiner Einſamkeit; meine Wehmuth iſt zur Wonne geworden, ſeit ich Dich nicht miſſe. Mein theurer Bruder, ich bitte, ich beſchwöre Dich, verlaß mich nicht wieder, verlaß Deine Angelika nicht wieder!"

„Wie aber wenn Du mich einſt ſelbſt verlaſſen wirſt," erwiderte Alexis lächelnd, „wenn Du einſt Gattin wirſt und der Auserwählte Deines Herzens Deinen Gefühlen eine andere Richtung geben wird, wirſt Du auch dann Dich nach Deinem Bruder ſehnen?"

„Nie, nie, mein Alexis, werde ich Dich vergeſſen," antwortete Angelika heftig, „und bis jetzt begreife ich noch nicht wie ich es anfangen werde, einen andern Mann zu lieben. Ich liebe nur Dich, mein Bruder, und faſt möchte ich wünſchen, Du könnteſt auch kein anderes Weib lieben, als Deine Schweſter. Lächle immerhin über das thörichte Mädchen, ich werde meinen Alexis keiner Gemahlin vergönnen — ja ich weiß nicht, ob ich nicht aufhören könnte Dich zu lieben, wenn ich Dein Herz theilen ſollte mit Deinem Weib."

„Darüber kannſt Du Dich beruhigen, Angelika, ich werde mich nie vermählen — nie — nie."

„O mein Alexis — wie glücklich bin ich, wenn Du Deinem Vorſatz getreu bleibſt; auch ich werde dann nie eines Mannes Weib und mein Schickſal bleibe an das Deinige ge-

feſſelt. Dir will ich meine geheimſten Empfindungen weih'n und mein Schweſterkuß ſoll Dir Erſatz leiſten für die Liebe gemeiner Seelen, die der reinſten Tugendinbrunſt nicht fähig ſind. ' Aber ſchwöre mir es, daß Du nie Deine Schweſter verlaſſen willſt, um einem anderen Weibe anzuhängen in niedriger Sinnenliebe, welche dem Herzen ſeinen ſchönſten Frieden raubt."

„Frevle nicht, ſchwärmeriſches Mädchen," verwies ſie ſanft und ernſt der bleiche Jüngling, „frevle nicht an den heiligen Geſetzen der Natur, indem Du eine Empfindung ſchmähſt, die kein Sterblicher aus ſeinem Buſen reißen kann und die den Liebenden mit Gottkraft und Begeiſterung erfüllt; frevle nicht an einer Empfindung, der Du es dankſt, daß ich Dich begreife und liebe, die mir mit zauberiſcher Allmacht mein innerſtes Selbſt umgewandelt, die mir des Lebens ſchönſte und heiligſte Bedeutung gelehrt. Wohl iſt die Bruderliebe harmoniſch geſtimmter Seelen ein ſchönes geiſtiges Gefühl, aber heiliger und gewaltiger iſt die Liebe, welche die Natur in uns gepflanzt zu weiſen Zwecken, jene ſchaffende an die Naturnothwendigkeit geknüpfte, hinreißende Liebe, welche Körper und Seele umrankt, ſie verſchmelzend in ein Weſen, welches allein vollkommen iſt in der Einheit. Die ſchroffe Kraft des Mannes geſtaltet ſich erſt in der Umarmung des Weibes, die hilfloſe Schwäche des Weibes erſtarkt erſt in Vermählung und die Befruchtung vervollkommnet ſie, ihre Halbheit ergänzend. Unentwickelt und krüppelhaft aber bleibt der Mann ohne Liebe, und wie die Sonne die keuſch in ſich verſchloſſenen Knospen entfaltet, ſo enthüllt ſich des Mannes Geiſt in der Sinnengluth der Liebe. Dieſe Liebe iſt der unzerreißbare Gürtel, der das Leben umſchließt, iſt die Demantkette an der alle Exiſtenzen hangen, die Bürgſchaft der Ewigkeit. Dieſe Liebe iſt das ewige Geſetz des Lebens und wer an ihm frevelt, opfert dem Geiſt der Tiefe, opfert dem Tode einen unendliches Leben verſchließenden Keim. Noch kennſt

Du, Angelika, die Allgewalt dieſer Liebe nicht, aber ſie wird Dich einſt erfaſſen, und hinwegreißen aus dem Kreiſe der Wenigen, die Du über Alles zu lieben wähnſt, und ſelbſt Deine ſchwärmeriſche Schweſterliebe wirſt Du ohne Thränen opfern für das Geheimniß der neuen Empfindung. Sie wird ſich ausbreiten in Deiner engen Bruſt und alle die kindlichen Gefühle verdrängen, die jetzt dort in der Leere ſchwärmen und das Bild Deines Alexis wird aus Deiner Seele entweichen, um einem anderen Raum zu geben, um das ſich all Deine Sehnſucht ſchlingen wird. Schwören ſoll ich Dir, daß ich dieſer Naturbeſtimmung entſagen will; ſchwören ſoll ich Dir, daß ich mich ſelbſt vernichten will, daß ich mich abtödten will mit ſinnreicher Qual — nein, meine Schweſter, das kann ich nicht wollen, und ſchlimm genug iſt's, wenn ich es muß. Gewiß iſt's, ich werde vergehen in zweckloſem Leben, gepeinigt von der Liebe, die Tauſenden unnennbare Wonne gebiert, im Kampf mit einer unbefriedigten Leidenſchaft — aber beſchwören will ich meinen endloſen Jammer nicht, und den Fluch will ich nicht heiligen durch Selbſtbindung, den ein zürnendes Geſchick auf mein Haupt geladen. Wenn mein Unglück mich vernichtet, ſo kann ich es nicht hindern, aber meine Vernichtung zu wollen, wäre Selbſtmord."

„Nicht Alles kann ich faſſen, was Du ſagſt, Alexis," bemerkte Angelika nach einigem Sinnen, „aber ſo viel wird mir Armen klar, daß Du mich nicht liebſt, wie ich Dich liebe. Mag er gewaltig ſein, jener unheilige Sinnenwunſch, jene körperliche Liebe, aber gewaltiger iſt ſie nicht denn meine Schweſterliebe. Fordre das ſchwerſte Opfer von mir und ich werd' es bringen und freiwillig ſchwöre ich Dir beim dreieinigen Gott — —"

„Halt ein, thörichtes Mädchen!" unterbrach Alexis die exaltirte Jungfrau, und ergriff ihre erhobene Rechte, „ſpiele

nicht mit Eiden und ſprich keinen Schwur in unbeſonnener Aufregung — ſprich Angelika, was wollteſt Du ſchwören?"

„Daß ich nie einen Mann lieben werde," ſchluchzte die Schwärmerin, „als Dich, daß ich Keinem angehören will, daß mein Blut und mein Leben Dir gehört, und meine Bruſt nie entweiht werden ſoll von der unreinen Gluth Deiner gerühmten Liebe!"

„Du biſt ein ſeltenes Weib!" ſagte Alexis erſtaunt. „Glücklich mag ſich derjenige preiſen, dem Du einſt angehören wirſt, und möge die Zeit nicht fern ſein, wo ſich Dein Inneres Dir ſelbſt erſchließt, wo der arge Selbſtbetrug Deiner Schweſterliebe von Dir weichen wird. Edle Seele, Du ſollſt nicht verkümmern in dieſen unfruchtbaren Empfindungen, die Dich mehr ängſtigen als beglücken."

Sprachlos und in Thränen ſchwimmend ſtand Angelika neben Alexis. Mit ſanftem Zwang zog er ſie hernieder auf ſeinen Schoos und verſuchte ihre Thränen zu trocknen, aber ſie lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt und verbarg ihr Geſicht. Kaum fühlte Alexis das irdiſche Gewicht der zarten Geſtalt auf ſeinen Knieen, und wie der Epheu ſchmiegte ſie ſich an ihn mit dem weichen warmen Buſen, während ihre Arme mit kindlicher Innigkeit ſeinen Hals umſchlangen. Kälter athmete die Nacht und Müdigkeit hing ihr bleiernes Gewicht auf die Augendeckel des Jünglings. Sie ſchloſſen ſich zu, und eben wollte Morpheus ſeine Stirne mit Lethe benetzen als es plötzlich im Gebüſch hell aufblitzte und ein donnernder Schuß mächtig hallend in der ſtillen Gegend das Schweigen der Nacht unterbrach.

„Jeſus Maria!" ſtöhnte gleichzeitig eine männliche Stimme dicht hinter Alexis und auf dem Marmorboden der Terraſſe ſtürzte in ſchwerem Fall eine lange plumpe Geſtalt nieder. Angelika ſchrie laut auf und ſelbſt Alexis bebte vor Schreck, indem er aufſprang und nach dem Gefallenen blickte. Röchelnd wälzte ſich dieſer in ſeinem Blute. In ſeiner krampf-

haft geballten Faust blitzte ein Dolch. Aus dem Gebüsch trat, von Pulverdampf umraucht, Samboro.

„Seid Ihr unverletzt, gnädiger Herr?“ rief er herbeieilend und ein entladenes Pistol wegwerfend; „ist er todt der Hund?“

Und wie ein geübter Waidmann faßte er den Leichnam beim Schopf, die Wunde untersuchend, die er ihm beigebracht, als wäre es ein gefallener Eber, und das Blut, welches seine Hände befleckte, nur der Schweiß einer wilden Bestie. Nachdem er gefunden, daß die Kugel in den Hinterkopf gedrungen und dort ein so tiefes Loch in den Hirnkasten geschlagen, daß er mit dem kleinen Finger fast bis an die Zirbeldrüse reichen konnte, faßte er den schwarz behaarten, von Blut bedeckten Kopf beim Ohr und wendete das Gesicht nicht ohne Mühe dergestalt um, daß er, trotz dem im Fall zerbrochenen Nasenbein und den gräßlich verzerrten Zügen, sich überzeugen konnte, daß der Unglückliche Niemand anderes sei, als Pater Amadeus. Auch fand sich zwischen den blutigen Haaren die Tonsur, und setzte es außer Zweifel, daß hier ein geweihtes Haupt, mit meuchelmörderischen Gedanken voll, eher von dem rächenden Verhängniß, als von dem Gewissen ereilt worden sei. Hätten aber alle diese Anzeichen trügen können, so würde die Kutte unter dem ärmlichen Bettlerkittel des Mörders und das rothe Ordensband an seinem Halse, woran irgend ein kostbares Zeichen der Huld des heiligen Vaters hing, die Erschrockenen überzeugt haben, daß kein gedungener Bandit, sondern ein mächtiger Feind in höchsteigener Person vor den Augen der Ueberraschten und von Abscheu Erfüllten ausblute.

Wirklich hatte sich Samboro in der Person des Buben nicht geirrt. Von dem übermäßig genossenen Wein erhitzt und gepeinigt von schwarzer Eifersucht und lechzender Geilheit, hatte er den elenden Entschluß gefaßt, seinen Nebenbuhler in das Reich der ewigen Freuden durch einen Dolchstoß zu befördern. Wäre er bei Sinnen gewesen und sein träges,

gallichtes Blut nicht in eine gewaltſame Aufregung gerathen, ſo würde er wohl ſchwerlich ſich von ſeiner unſinnigen Rachelust haben überwältigen laſſen, denn er pflegte nicht ſo ganz ohne Ueberlegung zu handeln und die natürliche Bosheit ſeines finſteren Gemüths ging nicht ſo weit, daß er bei nüchternem Verſtande einen ganz zweckloſen Mord hätte vollbringen mögen. Wir ſagen dieß nicht zur Entſchuldigung des ſchändlichen Vornehmens, ſondern zur Erklärung deſſelben. Nicht unwahrſcheinlich hatte auch die in Samboros Hauſe erlebte Erſcheinung des Pater Pius ſeine Galle aufgeregt, denn je ſtärker ſeine Vermuthung wurde, daß der vermeintliche Geiſt Niemand anderes geweſen, als Pater Pius ſelbſt in höchſt leiblicher Perſon, deſto größer ward ſein Aerger über ſeine dumme Feigheit, die in dem ſchrecklichen Augenblicke ihn an jeder näheren Prüfung der Geiſtigkeit des Geſpenſtes verhinderte. Da nun bösartige Menſchen nie beſſer aufgelegt ſind zu Schandthaten, als wenn ſie ſich zur Selbſtverachtung gedrungen fühlen, ſo ſcheint es, daß auch dieſer Vorfall beitrug, den Rachedurſt des geilen Pfaffen zu beleben. In einen ſchlechten Kittel verkleidet, wie er gewöhnlich die öffentlichen Dirnen beſuchte, machte er ſich daher mit ſeinem blutigen Vorſatze auf den Weg nach der herzoglichen Villa. Hier ſchlich er unbemerkt durch ein offenes Pförtchen in den Garten, und näherte ſich vorſichtig der Terraſſe wo — wie er ohne Zweifel wußte — Alexis mit ſeiner Schweſter unter Harfenſpiel und Geſang die Abende hinzubringen pflegte. Allein der wachſame Diener des Hauſes, Samboro, der ſeit einiger Zeit mehr als je beſorgt ſchien, man werde ſeinem lieben Herrn nach dem Leben trachten, und daher ſtets vorbereitet war, allenfallſigen Gefahren zu begegnen, hatte den Mörder noch zu rechter Zeit bemerkt, und war ſo eilig, als er konnte, ſeiner Spur gefolgt. Eben war Amadeus auf der Terraſſe angekommen und ſchon hatte er den blinkenden Dolch erhoben zu einem furchtbaren Stoß, als

Samboro, ein trefflicher Schütze, der seinem Gewehr mehr vertraute, als der göttlichen Vorsehung, den Kopf des Paters aufs Korn nahm, entschlossen losdrückte, und, wie wir gesehen haben, glücklich erlegte. Froher und stolzer kann kein Jäger sein, wenn er einen guten Schuß gethan, als Samboro nach dem seinigen, denn wenn es auch sonst schien, daß er wenig Freud' und Leid habe am Leben, so war er doch jedes Mal besonders guter Laune, wenn es ihm gelang durch kluge Vorsicht und eine entschlossene That ein Uebel abzuwenden von dem Haupte seines hochgebornen Lieblings und den tückischen „Zufall" zu entwaffnen. Wer wird es ihm in diesem Falle nicht gerne vergeben, daß er einigen Witzen Luft machte, die zum wenigsten unziemlich waren in Gegenwart der Schwester des Herrn, die er weniger beachtete, als es gerecht und schicklich war.

„Ei, sieh da," rief er lachend aus, indem er sein Haupt entblößte, „mein hochwürdiger Freund, der Pater Amadeus, Beichtiger Ihrer Majestät der Königin, haben sich herabgelassen zu dem christlichen Versuch, ein Lamm von seiner Heerde aus dieser lasterhaften Welt zu schaffen, ehe es noch der Sünde sich ergäbe. Gewiß, gnädiger Herzog, der fromme Mann hat die Sünde auf sein Haupt nehmen wollen, von der er fürchtet, Ihr möchtet sie begehen und dadurch Euer Seelenheil gefährden. Der würdige Mann! Möge er eingehen in den Schooß Abrahams und beim jüngsten Gericht auf der Seite der Gerechten stehen!"

Aehnliche Reden führte Samboro fort, während er bemüht war den Leichnam von der Terrasse wegzuschaffen. Alexis aber hatte Mühe seine ohnmächtige Schwester fortzuschleppen, denn vergeblich bat er Samboro, abzulassen von der Leiche und ihm Hilfe zu leisten.

„Wo denkt Ihr hin, gnädiger Herr," sagte Samboro, „mit meinen vom Schweiße dieses wilden Schweines triefenden Händen kann ich doch die Prinzessin nicht anfassen, und

zudem hat es mit ihr keine Gefahr, wohl aber mit dieſem Aas, das noch vor Tages Anbruch verſcharrt werden muß, ſollen wir nicht böſe Händel bekommen. Glaubt Ihr, des Königs Majeſtät würde es ſo hingehen laſſen, daß er durch den Vorfall, würde er ruchbar, in Verdacht geriethe, dieſen Biedermann zu dem Bubenſtück, das er vollbringen wollte, vermocht zu haben. Thut mir den Gefallen, gnädiger Herr, und tragt Sorge, daß Niemand in den Park komme, ehe ich für dieſes Maſtvieh einen Schindanger aufgefunden."

Alles geſchah, wie Samboro es wollte, denn ſein geiſtiges Uebergewicht trat in allen das Haus betreffenden Angelegenheiten bei jedem wichtigen Vorfall gebieteriſch hervor. Der Leichnam des Mörders wurde vergraben, die Blutſpuren von der Terraſſe getilgt, der Dienerſchaft des Hauſes ein Mährchen aufgebunden wegen des gefallenen Schuſſes, und am nächſten Morgen fand man keine Spur im Garten, welche auf ein außerordentliches Ereigniß hätte ſchließen laſſen. Freilich vermißte man am Hofe bald den Beichtvater der Königin, und es gingen die ſeltſamſten Gerüchte von Mund zu Mund über das geheimnißvolle Verſchwinden des Paters; aber Niemand ahnte die Wahrheit. Die meiſten Vermuthungen knüpften ſich an die plötzliche Krankheit des Pater Hyacinth, der ſeit der Erſcheinung in Samboros Hauſe irre redete, und im Fieberwahn oft den Namen ſeines Kollegen nannte.

Nach der Mordſcene im Thale von Navranjo, deren Zeugen wir eben geweſen ſind, befinden wir uns mit den Helden unſerer Geſchichte in einer kurzen, ereignißloſen Zeit, wo wir Muße genug finden die verſchiedenen Individualitäten, welche uns ein raſcher Scenenwechſel dargeſtellt, in ihrem geiſtigen und körperlichen Leben zu beobachten. Am liebſten verweilen wir in dem freundlichen Navranjer Thale, wo Alexis am Tage

den Blumen, Zephyren, Bächen und Bergen, in der Nacht den Sternen ſeinen Liebeskummer klagt; wo Angelika's ſchuldloſes Gemüth nach gaukelnden Idealen haſcht wie leichtfüßige Kinder nach bunten Schmetterlingen. Sie lebt noch in dem kindlichen Zeitalter des Geiſtes, und wenn ſie hält, was ſie, wenn auch in den Worten unterbrochen, doch in Gedanken geſchworen, ſo wird ſie ſich nie herausneigen aus der Welt der Träume, und die Engelein des Himmels werden müſſen herniederſteigen, ihre Seele empor zu tragen in die lichten Regionen des chriſtlichen Elyſiums, damit ſie zum Preis ihrer irdiſchen Kämpfe die Herrlichkeiten erſchaue, womit der Gottſohn die Sternenkrone der heiligen, unbefleckten Jungfrau geſchmückt. Der blutige Abend und der grauſenvolle Moment, in dem ſich ein ſcheußlich entſtelltes Mördergeſicht eingedrängt in die milden Wehmuthsbilder ihrer friedlichen Phantaſie iſt nicht ohne Folgen geblieben für ihr inneres Leben, das ſich neu zu geſtalten ſchien aus der gewaltſamen Störung ſeiner einförmigen Bewegung. Sie iſt leidender und ſtiller geworden, furchtſam und ſinnender; ſie flieht ſcheu die Einſamkeit, welche ſie ſo ſehr geliebt, aber ſie bleibt einſam in Geſellſchaft anders fühlender Menſchen und nur die vorwaltende Hauptrichtung ihres reichen Gemüths, die Liebe zu Alexis, iſt unverrückt dieſelbe geblieben. Bangend vor jeder Wahrheit, vermeidet ſie zu erforſchen, was ihr räthſelhaft ſcheint, und nie ſprach ſie wieder von dem, was ſie für den geliebten Bruder empfindet; aber die ängſtliche Sorgfalt und tiefe Bekümmerniß, welche auf ihrer Stirne lagert, wenn ſich ſeine Schritte von ihr entfernen, verräth deutlicher als Worte die Stimmung ihres zärtlichen Herzens. Alle ihre Lieben in der herzoglichen Villa ſind ihr freundlich zugethan und behandeln ſie mit zarter Schonung wie eine Nervenkranke, wofür ſie in der That von ihrer Mutter und von dem ihr wenig angenehmen Diener Samboro gehalten wird. Zwar hat ſie jetzt einen wichtigen Grund, dem Retter ihres Bruders nicht un-

freundlich zu begegnen, und mit Rührung dankte sie ihm sogar seine Unheil abwehrende Wachsamkeit, aber umsonst bemühte sie sich, das heimliche Grauen zu bekämpfen, das sie ergriff in seiner Nähe. Ein schützender Genius ist er dem Hause, das begreift sie, und furchtlos sieht sie Alexis scheiden, ist er mit ihm, aber wie Angst ergreift sie die schüchterne Vorstellung, er sei mit bösen Geistern im Bunde und wirke mit ihrer unheiligen Kraft.

Alexis ist, obwohl seiner Schwester ähnlich in seiner jetzigen Stimmung, doch keineswegs ihr geistesverwandt. Zwar liebte er es mit ihr zu schwärmen, aber nicht wie sie hing er an Luftgebilden einer kranken Phantasie, sondern baute seine Träume mit dichterischer Kühnheit, auf den festen Grund des Lebens, welches von ihm in seiner höchsten Bedeutung ergriffen, von Angelika ewig mißverstanden und idealisirt wurde. Die Liebe hat ihn früh zum Manne gemacht, und Körper und Geist hatten den ersten Sturm durchringend, einen gewaltigen Entwicklungsproceß vollendet. Seitdem er durch seine frohsinnige Mutter ein Zeichen von Amandens Huld erhalten, war es der Herzogin ohne Mühe gelungen, in ihm den süßen Glauben an die Gegenliebe der Königin zu erwecken. Manche strenge Tugendheldin wird die Mutter tadeln, welche eine verbrecherische Liebe so leichtfertig unterstützte, aber die Herzogin war weit entfernt, etwas Unerlaubtes in diesem Verhältniß zu sehen. Ihre Grundsätze machten es ihr sogar zur Pflicht, die gefährliche Leidenschaft des Sohnes mit Hoffnungen zu beruhigen, und Alles aufzubieten, einer Flamme Nahrung zu verschaffen, die sonst das theure Leben ihres heftigen Kindes aufgezehrt haben würde. „Freue Dich Alexis," rief sie ihrem Sohn zu, als sie aus der Residenz zurückkam, „Du hast Gnade gefunden vor den Augen der Königin, sie liebt Dich und Alles kann sich einst zum Guten wenden." Lachend gab sie ihm dann die goldne Kette und versprach ein baldiges „Abenteuer" wenn er anders versprechen wolle, ein folg-

ſam Kind zu ſein und keine Thorheiten zu begehen. Sie hatte bisher ſich wenig um die ſittliche und Geiſtesbildung des Herzogs bekümmert, und ſeine Erziehung, als er noch Knabe war, mehr ihrem Liebling Samboro überlaſſen, als den dazu aufgeſtellten Lehrern und Hofmeiſtern, die ihn in Wiſſenſchaften und Künſten unterrichteten. Die ſittlichen Grundſätze, welche dem jungen Manne eingeprägt wurden, hatte derſelbe nur Samboro zu verdanken, der ihn mit allen trockenen Theorien verſchonte, aber keine Gelegenheit verabſäumte, wo ſich eine wichtige Lehre aus dem praktiſchen Leben ergab, ſie ſeinem jungen Herrn und Zögling mitzutheilen. Die Früchte dieſer Methode werden wir ſpäter bemerken. Jetzt aber, da Alexis in das Geſchlechtsleben eintrat mit ſeiner erſten Liebe, glaubte ſich die Herzogin zum erſten Male berufen, ihre, in dieſem Bereich geſammelten Erfahrungen und Grundſätze auszukramen, um ſein junges Herz vor der „ſchrecklichſten aller Verirrungen,“ vor der Schwärmerei, zu bewahren. Mit lachendem Munde gab ſie ihm ihre Liebesweisheit, welche aus ſehr proſaiſchen Elementen beſtand, aber ſie fand nicht immer einen gelehrigen Zögling an ihrem Sohne. „Das erſte Stadium der Liebe, mein Sohn,“ belehrte ſie ihn, „iſt die Selbſttäuſchung. Man fühlt da eine unendliche Sehnſucht und weiß nicht, welches ihr Ziel ſein ſoll; man ſeufzt nach dem Monde, und begeht allerlei zweckloſe Thorheiten; man begnügt ſich mit Botſchaften und das Höchſte, was man begehrt, iſt ein Händedruck, ein inniger Blick oder wohl auch ein Kuß. Hat man alle dieſe Seligkeiten genoſſen und damit die koſtbare Zeit vertändelt, hat man ſich gegenſeitige Treue und ewige Liebe geſchworen bei dem keuſchen Mond, dann tritt das zweite Stadium der Krankheit ein und die Leidenſchaft wüthet mit ihrer vollen Kraft. In dieſem Stadium will man den Himmel ſtürmen und wenn es ein Opfer gilt, ſo iſt es ſchneller gebracht, als überlegt. Man hat Beiſpiele, daß ſich Liebende in dieſem Stadium Glieder haben verſtüm-

meln lassen, um lahm zu sein wie die Geliebte, und im grauen Alterthum sollen sogar Kriege geführt worden sein um den Besitz eines schönen Weibes. Noch muß ich bemerken, daß die Weiber in diesem Stadium nicht so närrisch sind wie die Männer, und daß die Kraftperiode der Liebe bei ihnen erst in dem sehnlich herbeigewünschten Stadium der Erkenntniß eintritt, wo sie bei den Männern nicht selten verschwindet. Dieses Zeitalter der Erkenntniß ist das Stadium der Begattung, welches aus der Krisis der Krankheit hervorgeht, in welchem die Liebe entweder untergeht oder vernünftig wird. Wird diese Krisis entweder gänzlich verhindert oder doch über Gebühr verzögert, so tritt die unglückliche Liebe ein, welche mit Selbstmord, Wahnsinn und Skandal endigt. Nur außerordentlich starke Geister oder äußerst phlegmatische Naturen, welche nur von einem Schatten der Krankheit überfallen werden, gleich den Kindern, welchen man die Pocken einimpft, überstehen sie und werden entweder ausgezeichnete Bösewichter, strenge stoische Phantasten, oder auch leichtfertige Wüstlinge und prosaische Menschen. Die unglückliche Liebe, mein Sohn, hat schon viele große Männer gemacht, aber selten Glückliche. Das ganze Leben kann von einer unglücklichen Leidenschaft, die sich nicht in der Begattung auflösen kann, verpfuscht werden. Frühes Altern, Lebensüberdruß, Apathie, Krankheit und baldiger Tod sind oft die Folgen der naturwidrigen Ausartung der unbefriedigten Liebe. Sie ist ein Strom, der plötzlich in seinem Lauf aufgehalten wird und seine Ufer überschwemmt, sich selbst in vager Ausbreitung verliert. Sie ist ein natürliches Unglück wie Dürre, Frost, Hagel und andere Naturereignisse, welche das Leben in seiner Entwickelung unterbrechen. Dagegen löst sich die glückliche Liebe in Glückseligkeit, Zufriedenheit und Ruhe auf, welche so lange dauert, bis die Brust von einer neuen Leidenschaft ergriffen wird, welche sich oft an denselben Gegenstand knüpfen kann, aber weit öfter in Folge des Naturstrebens nach Wechsel an-

dere Nahrung erheischt. Die unmittelbare Folge der Befriedigung ist das Wiederkehren der Besinnung. Einzig und allein auf diesem Wege entwickelt sich der Mensch naturgemäß, und seine Existenz wird eine gesund normale, glückliche, gewöhnliche. Wer über das Gewöhnliche vermessen hinausstrebt, der will die Schranken der Natur überspringen, jenseits welcher das Unglück und der Wahnsinn wohnt. — Die meisten Menschen leben nach dieser Theorie aus Instinkt, der so stark ist, daß er selbst bei den Einschränkungen der herrschenden moralischen und religiösen Satzungen, naturwidrigen Begehrens, normal fortwirkt und sich nicht stören läßt in den Funktionen, wozu ihn ein unwiderstehliches Gesetz zwingt. In unseren Sittenbüchern und auf unseren Kanzeln eifern unermüdlich fromme Zeloten täglich gegen diese Verderbniß der Zeit, und seit Jahrtausenden predigen sogenannte Priester und Weise, Schriftgelehrte und Philosophen Keuschheit und Enthaltsamkeit; aber seit eben so vielen Jahrtausenden thun die meisten Menschen immer nur das, wozu sie der Instinkt treibt, und sie halten sich lieber alle für Sünder, als daß sie die „Sünde" vermieden. Mit den schändlichsten und eckelhaftesten Namen hat man diese „Sünden" belegt, sie Ehebruch, Schändung, Verführung geschimpft, und doch hört jeder Pater im Beichtstuhl täglich das Bekenntniß dieser „abscheulichen Verbrechen" von Menschen, die wahrscheinlich nicht die schlechtesten der Gesellschaft sind. Was diese Thoren als Sünden bekennen, sieht man an Thieren und Pflanzen als einen Akt des Lebens an, und nur der Mensch, „weil er Vernunft" hat, soll diese dazu anwenden, sein natürliches Leben zu beschränken. Freilich haben wir die „Ehe" zur gesetzlichen Ausübung unserer natürlichen Funktionen, aber sie ist ein sehr beschränktes, den Naturgesetzen durchaus nicht entsprechendes Institut, ein Selbstverkauf, den nichts rechtfertigt, als ein altes Herkommen, und die in unserer gesellschaftlichen Ordnung bedingte Nothwendigkeit selbst das Zeugungsgeschäft nach einer gewissen

aristokratischen Form zu betreiben. Bei diesen meinen Grundsätzen, welche freilich im Munde einer Frau unzart klingen, weil sie mehr Wahrheit und Verstand enthalten, als man gewöhnlich unserem Geschlechte zumuthet, wirst Du, mein Sohn, dich nicht mehr verwundern, daß ich in Deinem Verhältniß zur Königin nichts finde was mich betrüben könnte, nachdem meine einzige Besorgniß über die Gegenempfindungen Deiner Geliebten so glücklich und schnell gehoben worden ist. Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter der keuschen Lukrezia, und wenn auch Amanda etwas befangen und gewissenhaft scheint, so ist doch von ihrer Strenge nicht so viel zu fürchten, als von ihrer Leidenschaftlichkeit zu hoffen. Darum sei ruhig, mein Sohn, und strebe nach dem Möglichen. Vielleicht wirst Du finden, hast Du es erreicht, daß es so ziemlich Alles war, was Du wolltest."

Das war beiläufig die Liebesphilosophie der Herzogin und wie es scheint, hat sie sich stets dabei wohl befunden, denn die Leidenschaft hat nirgends eine Spur hinterlassen auf dem noch wahrhaft schönen Gesicht. Alexis, der stets mit dem Bilde Amandas beschäftigt war, hörte von allen diesen Phrasen wenig oder nichts, was wir für ein Glück halten, da keinem Liebenden damit ein Gefallen geschieht, wenn man das Naturgeheimniß seiner Empfindung mit kalten unschönen Worten enthüllt. Er blieb daher in seiner rein poetischen Stimmung unangefochten von dem kalten Hauche einer nüchternen Lebensanschauung. Der erste Ausbruch seiner Leidenschaft war glücklich vorbei; glücklich vorbei, weil sein guter Genius die stärksten Hemmnisse hinweggeräumt und der Flamme Raum gegeben, damit sie nicht zerstöre, ehe sie leuchten kann. Seine Liebe war nun eine feurige, frei emporsteigende Erscheinung, deren inwohnende Kraft ausströmt in einen unendlichen Raum, ihre Blitze sendend in die stofflose Leere, wo sie kein Leben trafen das sie hätten vernichten können. Dieser Charakter der Ruhe, den die stärkste der menschlichen Empfindun-

gen angenommen, bildete sich aus der Gewißheit der Gegenliebe. Das sprachlose Zeichen derselben, welches er in seinem Busen bewahrte, war die erste Befriedigung und sie war für sein erstes bescheidenes Verlangen so vollkommen, daß er sich eine Zeitlang innerlich beseligt fühlte. Dauer ließ sich freilich von dieser Zufriedenheit nicht erwarten, denn die Wehmuth, welche sich über sein Wesen gegossen, verrieth zu deutlich dem Auge des Menschenkenners die reale Unvollkommenheit der Erfüllung seiner Sehnsucht, wenn es auch schien, daß sie ideal vollendet war. Indessen erwies sich die Idee — wie bei jedem Liebenden — so eiserner Kraft voll, daß sie sein ganzes Seelenleben umstaltete mit schöpferischer Hand. Sie gab dem Geist Richtung und Aufschwung, der schroffen Materie Gestalt, und jetzt erst war der Schöpfung edles Meisterstück auch innerlich vollendet. Er ward ein Mann, als er ein Gott zu sein glaubte.

Die Herzogin wirkte mit sorglicher Geschäftigkeit für den Träumenden, und entwickelte bei der Lösung ihrer Aufgabe eine seltene Gewandtheit, Feinheit und Menschenkenntniß. Sie war recht eigentlich in ihrem Element und betrieb ihre Liebesintriguen mit so lebendiger zuversichtlicher Laune, daß sie beiden Liebenden einen guten Theil ihrer schwärmerischen Stimmung hinwegscherzte. Ungewöhnlich oft erschien sie bei Hofe und die Königin gewann sie lieb und zwar aus zwei Gründen, erstens weil sie die Mutter des Herzogs war und zweitens, weil sie viel und heiter sprach von ihrem Alexis. Die gute fröhliche Frau war so gefällig, schon am nächsten Morgen der ängstlichen Amanda die freudige Botschaft zu bringen, daß die ihm überbrachte Arznei Wunder gethan habe an ihrem Sohn, was natürlich die Besorgte ungemein tröstete. Sie verschwieg ihr auch nicht den blutigen Vorfall im Garten und diese Mittheilung im engsten Vertrauen, wie auch die Aufschlüsse der Herzogin über das Schicksal des Pater Pius überzeugten Amanda bald, wie nothwendig ihr eine

vertraute Freundin sei an einem Hofe, wo sie von Gefahr, Hinterlist, Kabale und lüsternen Begierden umlauert war und sie wußte das Glück zu schätzen, daß sie so schnell in der Herzogin eine solche gefunden. Die Furcht begünstigte die Vertraulichkeit zwischen den beiden Frauen, und bald kam es zwischen ihnen so weit, daß Amanda es nicht mehr verhehlte, wie unglücklich sie sich auf dem Throne ihres Gemahls fühle. Immer wärmer drückte sie ihre Dankbarkeit aus, die sie dem Herzog schuldig zu sein glaubte für die Rettung eines Menschenlebens, für die Beschützung eines würdigen Greises, und da sie die Herzogin mit schlauer Zurückhaltung nie geradezu ausforschte über die geheimsten Empfindungen, so blieb ihr am Ende nichts übrig, als selbst zu bekennen, daß es mehr als Dankbarkeit sei, was sie für Alexis empfinde. Aber sie beschwor ihre mütterliche Freundin das Geheimniß zu bewahren und ihrem Sohne nicht zu entdecken, was sie mit kindlicher Offenheit bekannt; sie verlangte von der Mutter nur Rath und Trost, damit sich ihr gebeugtes Gemüth aufrichte und erkräftigt werde, die Last des Schicksals zu tragen, die göttliche Prüfung siegreich zu bestehen. Natürlich ermangelte die Herzogin nicht, die Unglückliche zu trösten und zu beruhigen, indem sie dieselbe mit ihrer unverwüstlichen Laune und heiterem Scherz zerstreute. Zerstreuung, in raschem Wechsel des Vergnügens, sagte sie ihr, sei ein sicheres Mittel eine erwachte Leidenschaft im Keime zu ersticken, und sie werde ihrerseits mit ihrem Sohne dieselbe Kur versuchen. Sie müßten sich Beide nur recht oft überreden, daß sie sich nicht liebten und am Ende würden sie es gewiß selbst glauben — dafür verbürgte sie sich. Für Alexis wisse sie schon Rath, sie werde ihre mütterliche Autorität gebrauchen, damit er seine Liebe der Schwester der Königin zuwende und in ihrer Aehnlichkeit mit Amanda Ersatz suche für die bereits verbundene Königin, damit er ihr nicht wieder lästig falle mit seiner unschicklichen Vertraulichkeit und ihr Herz hinführo unange-

gefochten lasse. Aber alle diese weisen Auskünfte, deren Unzweckmäßigkeit sie selbst am besten kannte, gab sie der Betrübten mit einer Heiterkeit und Laune, die ihre ernstliche Meinung sehr verdächtigte. Auch ließ sie es nicht an beiläufigen Bemerkungen fehlen, welche nichts weniger ausdrückten, als die frivole Ansicht, es sei doch eigentlich kein gar so großes Unglück, wenn ihr Sohn der Königin und die Königin ihrem Sohne gefalle. Amanda konnte nicht klug werden aus ihrer mütterlichen Freundin, aber sie fühlte sich ungemein erheitert in ihrer Nähe, und entschlug sich alles Denkens über ihr vermeintliches Unglück.

Die Herzogin hatte es mit ihrem scharfen Auge bald bemerkt, daß die kleine niedliche Prinzessin Aline ihren Sohn mit ausnehmender Gewogenheit beehre. Auf die kindische Koketterie derselben baute sie ihren Plan, die Liebenden einander näher zu bringen, und das gefährliche Verhältniß den Augen der Welt zu verbergen. Alexis, der aufbrausende fröhliche Jüngling, war ungemein schweigsam und schüchtern geworden, es konnte den Damen am Hofe nicht lange entgehen und man mußte ein Auskunftmittel erdenken, den wahren Grund seiner urplötzlichen Veränderung der vorwitzigen Neugierde zu entziehen. Alexis, der in diesen Dingen stets seiner Mutter folgte, mußte sich bequemen, der kleinen verliebten Prinzessin seine Huldigung darzubringen und zwar durfte dieß nicht so heimlich geschehen, daß auch nur der geringste Zweifel hätte obwalten können über die schnell verbreitete Lüge: der spröde Herzog liege endlich gefangen in dem Liebesnetz des artigen Kindes, die dem Hofe wegen ihrer anstelligen Zierlichkeit eben so allerliebst vorkam, als sie dem ernsten Alexis lächerlich und abgeschmackt erschien. Die List gelang vollkommen; selbst der König wurde getäuscht, und sah das geheuchelte und affektirte Verhältniß nicht ungern. Schon in den ersten Tagen seiner Wiedererscheinung am Hofe hatte Alexis die Ehre, die hochpoetischen Phrasen der kleinen Em-

pfindlerin zu vernehmen und wäre er nicht stets so ungemein verlegen und zerstreut gewesen, so würde er auch nicht die zahlreichen Seufzer überhört haben, welche Aline ausstieß in seiner Nähe. Amanda wäre darüber fast eifersüchtig geworden, aber die Herzogin wußte ihr mit vieler Feinheit beizubringen, daß ihr gehorsamer Sohn nur ihrem mütterlichen Befehl gehorche, aber mit so viel Ungeschicklichkeit und theilnahmslosen Herzen, fügte sie lachend hinzu, „daß ich nicht weiß, soll es mich verdrießen oder belustigen.“

Je öfter sich die Liebenden sahen, desto unumwundener gestanden sie sich ihre Liebe in Blicken, Geberden, Seufzern; Alexis befand sich indeß in einer höchst peinlichen Lage. Aline klettete sich an ihn wie eine Schmarotzerpflanze und marterte den scheinbar Blöden mit unerschöpflicher Zärtlichkeit. Nur die Liebe konnte den stolzen Jüngling, dessen Auge Treue und Redlichkeit sprach, zu Allen, die es sahen, vermögen sein Possenspiel fortzusetzen, und nur die Liebe konnte die Regungen seiner Gutmüthigkeit unterdrücken, welche ihm oft kleine Gewissensbisse verursachten über den unzarten Mißbrauch, den er von der ihm schmeichelnden Gunst der Prinzessin machte. Die Vorstellung jedoch, daß es nur eitle Koketterie sei was sie Liebe nannte, und die lohnenden Blicke der Königin die um zarte Schonung baten, und Liebe zugleich überwanden alle Bedenken über die Redlichkeit seiner komödianten Huldigungen. Aline konnte zwar gar nicht begreifen, wie ein Mann so blöde sein könne, und sie ärgerte sich nicht wenig, daß sie ganz und gar nicht weiter kam mit ihrem Geliebten, daß er sie stets mit allgemeinen Redensarten unterhalte und alle Erklärungen und Ergießungen mit kindischer Schüchternheit vermeide, aber sie tröstete sich darüber, hoffte von der Zukunft das Beste. Die beiden Liebenden dagegen hatten keine Ursache zu ähnlichen Klagen. Jeder Tag hatte für sie eine neue Bedeutung und jede Zusammenkunft brachte, wenn auch in der vorsichtigsten Verhüllung, einen neuen Auf-

schluß auf mittelbarem oder unmittelbarem Wege. Die Herzogin Mutter hinterbrachte Amanden mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit jedes Wort ihres Sohnes und war indiskret genug, diesem Alles zu erzählen, was die Königin über ihn gesagt. Sahen sich die Liebenden dann wieder, so verriethen dankende, lohnende Blicke, daß man sich verstehe und um Alles wisse, und doch zürnte Amanda der Herzogin nicht über den unbefugten Ideenaustausch den sie mit bewunderungswürdiger Feinheit zu unterhalten wußte. Kühner wurde Alexis, weniger furchtsam Amanda; es gab Gelegenheiten zu doppelsinnigen Reden, zu Händedrücken, Seufzern, und nie ließ sie Alexis unbenützt. Den ersten Seufzer beantwortete das Erröthen der Geliebten, den ersten Händedruck strafte sie mit keinem strengen Blick, den zweiten erwiderte sie. Es kam bis zu Briefen, und Alexis, aufgemuntert von Samboro, hatte die Tollkühnheit, der Königin eine in der üblichen Form und in den von Samboro einst aufgehaschten Ausdrücken der Leidenschaft abgefaßte Liebeserklärung einzusenden. Er verlangte darin in den flehendsten Worten nichts als einige Zeilen von ihrer Hand, worin sie ihm Vergebung zusichere, weil er sie beleidige mit seiner Liebe und eine Locke von ihrem Haupte. Amanda zerfloß in Thränen, als sie diesen Brief erhielt und zeigte ihn sogleich der Herzogin, welche nicht wenig erzürnt war über die Kühnheit ihres Sohnes; aber da Amanda selbst die Fürbitterin machte für den geliebten Verbrecher, so entschloß sie sich endlich, die Antwort der Königin sammt der schönsten Locke von ihrem Haupt dem Herzog zu überbringen, und ihm gleichzeitig sein strafbares Betragen zu verweisen. Das Billet der Königin enthielt nur die wenigen Worte: „Ihr seid mir theuer, Herzog — Ihr wißt genug, um mich zu schonen.“ Aber der Grausame wird kühner je mehr sie ihm gestattet, bald werden die Zeichen, Briefe häufiger und Alexis schwört, kaum vierzehn Tage nach jener Antwort, er wolle nicht leben, wenn er

nicht aus ihrem eigenen Munde die berauschende Versicherung ihrer Gegenliebe vernehme. Und wirklich benutzt der Wagehals eine einsame Minute im königlichen Park und stürzt zu ihren Füßen, seine Bitte wiederholend. Amanda zittert; sie wagt nicht zu gewähren, nicht zu versagen und in der Herzensangst versagt ihr die Stimme. Er hat ihre Hand gefaßt und an seine Lippen gepreßt, Thränen benetzen sie — da neigt sich die Herrliche zagend hernieder und haucht einen Kuß an seine Stirne. „Mein Alexis!“ stammelt sie und — flieht.

Monde waren seitdem geschwunden, reich an den kleinen Ereignissen der Liebe, und Amanda hatte mit ihrem königlichen Gemahl die Residenz verlassen, denn der König war leicht erkrankt und glaubte auf seinem Lustschloß — nahe am Thale von Navranjo — durch die reine Bergluft zu gesunden. Dorthin begleite uns der Leser auf dem einsamen Pfade, der aus dem Thalgrund sich durch Dornengebüsche und Wälder hinanwindet an eine hohe Mauer, die das Gebäude und den Garten umschließt. Wie ein riesiges Gespenst steigt die prächtige Villa in der tiefen Nacht empor. Alle Lichter sind erloschen oder von schweren undurchsichtigen Vorhängen verhüllt; auch der Himmel ist sternenleer und finster wie ein Sargtuch. Ringsum herrscht tiefe öde Stille und die Schritte der Wachen sind weithin hörbar. Horchend lehnt sich eine verhüllte Gestalt an ein verborgenes Pförtchen, das nur die Liebe in so schwarzer Finsterniß auffinden kann. An dem laut pochenden Herzen und tiefen stürmischen Athmen erkennen wir ihn, es ist Alexis. Er hört nichts, als die im Inneren des verschlossenen Raumes Bäume rauschen und vom Wind gejagte Blätter über den sandigen Pfad hüpfen, nichts als zirpende Insekten und das Herabfallen reifer Früchte. Leise öffnet er das Pförtchen und drängt die weichende Thüre langsam hinein, wo wildes Strauchwerk sich anstemmt und

verhindert, daß ſie ſich weiter öffne als nothwendig iſt, um dem Jüngling knappen Raum zu geben, daß er ſich ſchmiegſam hineindränge. Eine heftige Luftſtrömung droht die Thüre geräuſchvoll zuzuwerfen, aber der Jüngling erfaßt ſie mit beiden Händen und lehnt ſie vorſichtig, kaum athmend, wieder zu. Scheu blickt er um ſich, aber er findet ſich mehr auf ſeinen Taſtſinn angewieſen, denn auf die erblindeten Augen, die nichts entdecken in der dicken Finſterniß. Schwül iſt die Luft, aber ein innerer Froſt ſchüttelt ihn ſo ſtark, daß ſeine Zähne über der Zunge zuſammenſchlagen und ſeine Schritte wanken. Er greift mit der Rechten in ſeine Bruſt und legt die flache Hand auf die weiche zitternde Haut, dort wo das Herz in mächtigen Schlägen an die Bruſtwände ſchlägt, als wollte er ihm Ruhe gebieten. Er zögert eine Weile unentſchloſſen, mit trüben Gedanken kämpfend, weiter vorzudringen, aber bald eilt er von hinnen mit Haſt und bricht ſich durch das Gebüſch eine mühevolle Bahn. Endlich gewinnt er einen freien Platz, der mit feinen Sand beſtreut, das Gebäude umgiebt. Hier vermag er die Gegenſtände beſſer zu unterſcheiden, aber nöthiger als je iſt hier die äußerſte Behutſamkeit, denn die plumpen Schritte der Wachen ſchallen vernehmlicher und ein wachſames Auge hätte leicht den Nahenden entdecken können. In wenigen Sekunden befindet er ſich jedoch unbemerkt am Fuß einer hohen Kaſtanie, deren dunkle laubreiche Zweige bis an einen Balkon reichen, wo das ſpähende Auge des Jünglings ein zartes Gewebe flattern ſieht. Dieß Zeichen der wachenden Liebe und Gefahrloſigkeit ermuthigt ihn von Neuem und unbedenklich klettert er an dem Stamme hinan. Schon ſchlägt das Signal an ſeine glühenden Wangen und eben will er das Geländer des Balkons erfaſſen, als ein morſcher Zweig unter ſeinem Gewichte bricht und mit ſeinen dolchſcharfen Splittern ſeine Bruſt aufſchlitzt. Aber ſein Glück iſt mit ihm und der Unfall hat keine weiteren Folgen, als daß er auf einen ſtärkeren Aſt herabſinkt und ſeine Bemühungen erneuern muß.

Wenige Augenblicke und er ſteht auf dem Balkon. Hier ſchlüpft er haſtig in eine geöffnete Glasthüre und tritt auf den weichen Teppich des — Schlafgemachs der Königin.

Amanda wachte zitternd und kam dem Geliebten entgegen. Ein leichtes Nachtgewand umfloß wie Nebel ihre Glieder, deren vollendet ſchönes Ebenmaß in zarten Wellenformen ſich verrieth. Der zart weiße Nacken und die oval gerundeten Achſeln wie ſie der weiblichen Jugend eigenthümlich ſind, ehe die Formen ſich mehr zuſammendrängen in üppige Fülle, glänzten entblößt unter den dunklen Locken, die maleriſch das herrlichſte Inkarnat beſchatteten.

„Um Gott, Du haſt's gewagt — mein Alexis?" lispelte das Schönheit ſtrahlende Weib, während Alexis wie in ſtaunender Anbetung auf die Kniee ſank und ſprachlos ihre Füße küßte.

„Und was willſt Du von mir, Ungeſtümer, in dieſer Stunde," und erröthend fügte ſie hinzu: „an dieſem Ort? Wohl geſteh' ich's, ich bin ein ſchwaches Weib und kann Dir in Nichts widerſtehen. Daß Dein Fuß dieſen Boden berührt — iſt ein von mir verſchuldetes Verbrechen, aber beſinne Dich, was Du gethan, was Du gedroht, um daß ich Dir eine heimliche Zuſammenkunft geſtatte? Haſt Du nicht geſchworen, Dein Leben zu zerſtören, wenn ich Dir nicht willfahre! Und mir das für meine unendliche Liebe, mir konnteſt Du dieſe Höllenqual der Angſt um Dich vergönnen — o Alexis, das war nicht ritterlich."

„O vergieb, Engel, vergieb mir dieſen Frevel, ich will ja auch thun, was Du mir befiehlſt, und wollteſt Du einen Mord von mir, oder Selbſtverbannung auf eine wüſte Inſel, ewige Entſagung in einem ſtrengen Kloſter, Selbſtqual, mein Blut, mein Leben, meine Seligkeit — Alles, Alles, gern für Dich."

„Wenn das wahr iſt, mein Alexis, ſo gieb mir Dein ritterliches Wort, daß du meine Schwäche nicht mißbrauchen,

daß Du keinen Angriff auf meine Frauenehre unternehmen, daß du mich nicht berühren willst. Nur die Todesangst um Dich hat mich verleitet Dir zu gewähren — nur die Todesangst — hörst Du Alexis, sonst nichts und Gott ist mein Zeuge, daß mein Gedanke keusch blieb, als ich beschlossen Dich hier zu sehen."

„Nur die Angst hat dieß gethan," fragte bitter Alexis, indem er sich langsam aufrichtete, „dann erlaube Eure Majestät, daß ich den Platz räume für den hohen Gemahl, dem Ihr ewige Liebe geschworen. — Amanda," setzte er mit Heftigkeit hinzu, „Du hast mich zum letzten Mal gesehen."

Rasch eilte er gegen die Thüre des Balkons. —

„Mein geliebter Alexis, bleib — vergieb," rief schluchzend Amanda, indem sie ihm nacheilend zu seinen Füßen stürzte und sie umfing, „ich bin Dein, nur Dein, verlaß mich nicht zürnend."

Bebend vor Wonne hob sie Alexis empor — sein Arm umschlang die schlanke Gestalt und die brennenden Lippen begegneten sich zum ersten Kuß entzügelter Leidenschaft. Lange hielten sie sich so umschlungen und ganz sich hingebend hing das liebende Weib an dem Halse des Jünglings. Ihre Arme verschränkten mit magnetischer Kraft das geliebte Haupt und ihre Fußspitzen berührten kaum den Teppich — so kräftig hob sie der Arm des Theuern empor. Eine rothschimmernde Lampe beleuchtete aus dem Hintergrunde des Gemaches die herrliche Gruppe. Es war eine Scene voll antiker plastischer Schönheit, übergossen mit zauberischen Tinten — ein Phidias hätte sie zu seinem schönsten Bildwerk benutzt, ein Raphael hätte seinen Kunstgeist mit neuen Engelsgestalten befruchtet — aber das ganze heimliche Gemälde hätte schwerlich der Pinsel eines begeisterten Künstlers mit seinem ganzen Reichthum auffassen können. Alexis führte oder trug vielmehr seinen irdischen Himmel in Gestalt eines liebenden Weibes in das Halbdunkel des Gemaches, wo seidene Vor-

hänge das Lager der Grazien in Geheimniß hüllten. Ein marmorner Amor blickte dort aus einem Alkoven ſinnend und ſchweigſam, den Zeigefinger an die Lippen preſſend, hervor. Zu ſeinen Füßen brannte eine Opferflamme auf dem Altar der Liebe in antik geformter Phiole und erleuchtete den ſtillen Raum. Mit frevelnder Hand enthüllte er das Heiligthum des Schlafes und der Wolluſt — da rang ſich Amanda aus ſeiner Umarmung los und ſtumme Angſtblicke flehten um Erbarmen. Sie krümmte ſich ſträubend nieder und ſuchte zu entkommen, aber unerbittlich und mit überlegener Kraft ſie umrankend, ringend, ſchmachtend, kämpfte der Jüngling mit der ſpröden Liebe der Unterliegenden. Alexis fühlte nur ſein brennendes Blut, nur die entzügelte Begierde, er ſieht die Thränen nicht, die auf den heißen Wangen der Dulderin ſchnell vertrocknen, nicht die glühende Schaam, welche ſie in ſich ſelbſt verbirgt und nach einem langen heißen Kampf ergibt ſich erſchöpft die Schöne in ihr ſüßes Unglück. Sie ſinkt ermattet auf die ſeidenen Kiſſen und duldet es ohne Widerſtand, daß Alexis ſie mit ſchonungsloſen Armen umſchließt, die glatte, ſammtweiche Haut ihres Nackens mit ſaugenden Lippen berührt. Alexis hat ſie ſo an ſich gezogen, daß ihre Füße den Boden nicht mehr berühren. Ihr Haupt neigt ſie, die Bruſt des Jünglings umſpannend mit den Armen, an ſeine Achſel, ihre Augen bergen ſich in ſeinen dunkeln Locken und wollen das tugendräuberiſche Beginnen des Stürmiſchen nicht ſehen. Schon fühlt ſie mit angſtbeklommenem Herzen, wie ſeine Hände die entblößten Schultern berühren, das Gewand wird von ihnen herabgedrängt über den ſüßen Rücken, und während ſich dort blendende Reize enthüllen, rauſcht die Hülle unbemerkt, aber fühlbar der Zitternden vorn über den wogenden Buſen, die weichen Seiten und zarten Arme. Sie fühlt ſich bis an den Gürtel entblößt und heftiger pocht ihr Herz der frevelnden Hand entgegen, als ſie halb die Bruſt, halb die Seite berührend nach

seinem hörbaren Schlage fühlt. Aber sie weilt nicht lange an der süßen Stelle und eilt den Gürtel zu lösen. Ein leiser Schrei und er ist gelöst. Leicht wogt das Gewebe herab und mit den warmen Fingern drängt es Alexis Hand mit lüsterner Langsamkeit an den Rücken herabstreifend, über die glatten Lenden und Hüften. Er hebt sie umarmend, küssend empor und wirft das Gewand halb zerrissen von der entkleideten Huldin. Es sei uns vergönnt das Auge zu weiden in künstlerischer Begeisterung an der schönsten Schöpfung der Natur. Wie sie dasitzt auf einem der zartgeformten Beine, das andere zur Hälfte angeschlossen mit fast jungfräulicher Verschämtheit, zum Theil herabfließend in ein süßgeformtes Knie und mit der feinen Fußspitze nach dem Boden strebend, mit dem ganz sichtbaren Nacken, und Rücken der sich dicht an den weichen Kissen, wo sich malerische Falten bilden, in einer leichten Linie spaltet, mit dem vom Kusse des Geliebten zurückgebogenen Haupt, von wo die ganze Gestalt in Wellenlinien herab bis an die noch nicht vollkommen gerundeten Lenden, wo ein leiser Schattenpunkt andeutet, daß sich die Muskeln gespannt haben in süßem Streben, um in der Berührung das Geheimniß des Schooßes zu verschließen, und von hier über die Wangen der jugendlich weichen Schenkel und über die runden Waden bis an den schattigen Knöchel — ist sie ganz Correggios Anmuth hauchende Jo, wie sie Jupiter aus Wolken den Arm herausstreckend ihre Seiten umfassend küßt. Nur der Ausdruck im Gesichte ist abweichend von diesem Vergleichungsbild, denn statt des heiteren Lächelns und der jugendlich frischen Wangen, statt dem strahlenden, frohe Lust verkündenden Blick des Mädchens, welches entzückt ist von der Liebe eines Gottes, findet man auf den sanften Zügen Wehmuth und Schaam ausgegossen und neben den leidenschaftlichen Geberden der verzehrenden Wollust verräth ein unbeweglicher Schatten auf der Stirne Traurigkeit und das Bewußtsein der Schuld. Die vordere Hälfte des herrlichen

Körpers entfaltet wo möglich noch mehr Reiz und Schönheit, denn sie bietet dem Auge eine Mannigfaltigkeit der Formen dar, die alle Sinne berauscht. Zarte, weiche Knospen sind ihre kleinen in rosige Spitzen auslaufenden Brüste, und zwischen ihnen fließt, wie zwischen Lilienhügeln ein wonnevolles Thal herunter nach der Stelle, wo zwei schattige Linien den Oberleib von dem unteren trennen. Hier beginnt die klare Form des Leibes, der von den Hüften beschattet, den Raum ausfüllt bis zum Schooße, worin er sich in einer kleinen wonnigen Welle verliert. Die ganze Gestalt aus Wellenformen, himmlischer Klarheit, Lilienweiß und durchscheinendem Rosenroth geschmolzen, ist noch voll jungfräulicher Zartheit, noch nicht ganz vollendet, nicht entfaltet, gleich einer kaum aufblühenden Rose, die noch voll süßen Geheimnisses erst im Begriff ist, sich im Sonnenblick der Liebe ganz zu entfalten. Die Formen sind nicht ganz vollendet, nur desto reizender.

Auch Alexis hat mit Hast die Kleider von sich geworfen und zeigt nackt wie ein junger Gott kühnere, aber eben so wenig vollendete Formen. Fast weiblich gerundet sind seine Schenkel und Arme, und nur die schmäleren Hüften, die breite Brust verrathen den werdenden Mann, während die weiche Rundung der Fleischparthien noch an den Knaben erinnert. Er gleicht Ganymed an jugendlicher Schönheit, oder dem Amor, wie er abgebildet wird mit der jugendlichen Psyche.

Sie sinken hin und der Jüngling glaubt zu sterben im Uebermaß nie gefühlter Wonne. Sie ist in ihrem höchsten Grade fast nicht zu ertragen und unwillkührlich dringt aus seiner bebenden Brust ein leiser Schrei — denn wie sich der größte Schmerz in einen wonnevollen Tod auflöst, so wird die größte menschliche Wonne in ihrer höchsten Steigerung zum Schmerz. Diese wichtigen Augenblicke stellen sich ein im ersten Genuß der Liebe und im Sterben. Sie bezeichnen

die Grenzpunkte, den Eintritt durch Zeugung, den Ausgang durch Tod.

Erst als das schaamglühende Weib sich von der süßen Last ganz bedeckt fühlte, öffnete sich ihr verschlossener Schooß und Leiber und Seelen der Liebenden vermählten sich zu einem Wesen in getrennten Formen. Die Natur feierte einen Triumph mehr über die Unvernunft menschlicher Gesetze. Die Liebenden empfingen mit Wonneschauer die Heiligung erfüllter Naturbestimmung. Aus ihrem entbundenen Wesen entsprang ein neuer Funke des Lebens und da fanden sie ihr Selbst verwandelt wieder. Der heiligste Akt des Lebens war vorbei, das schwerste Räthsel gelöst. Der Jüngling staunte, als er erwachte aus dem süßen Traume. Ein neues Leben war ihm aufgegangen. Das Ideal war weinend davon gezogen, aber die Wirklichkeit reichte ihm süßen Nektar aus dem Lippenkelch eines schönen Weibes; schüttete ihr Füllhorn aus in seinen Schooß.

„O mein süßer Alexis," lispelte Amanda, ihn mit Küssen bedeckend, „Du bist mein Gemahl, Dir gehör ich an mit Leib und Seele, und nie, nie werd ich lassen von Dir. Wirst auch Du mich ewig lieben, wirst Du nicht erkalten, wenn Du fern bist von Deiner Amanda? Schwöre mir, Alexis, ewige Liebe."

Alexis schwor und Amanda fuhr fort in den zärtlichsten Betheuerungen den sprachlosen Jüngling mit stets sich erneuernder Innigkeit umschließend. Stunden schwanden in wiederholtem Genuß und in Erschöpfung endlich beruhigte sich ihr heißes Blut. Alle Nervenkraft war verschwendet und erst in der Abspannung fühlten sie ihre Blöße wieder. Unter leisem Geflüster und den Tändeleien entkräfteter Wollust bekleidete Alexis sich und Amanda mit den theilweise zerrissenen Gewändern, doch ging dieß nur langsam von statten, da Alexis jede Blöße küßte, ehe er sie verhüllte und immer wieder enthüllte mit unermüdeter Geschäftigkeit. Endlich richtete

er sich empor und zog Amanda zu sich auf den Schooß. So sprachen und küßten sie noch, selten sich erinnernd der schwindenden Zeit und sie umgebenden Gefahr und lauschten auf das Geflüster in den Zweigen der Kastanie. Heimliche Stille herrschte rings umher, aber Amanda fürchtete sich nicht in den Armen ihres Alexis. Immer wieder sagte sie ihm wie sie ihn liebe und immer wieder fand sie, daß sie ihm noch nicht Alles gesagt habe, was sie wollte und nicht Worte hatte dafür. Sie weinte und klagte nicht mehr und tief in der frohen Brust schlief das Gewissen. Auch von Alexis war die schmerzliche Wehmuth gewichen und die Befriedigung erfüllte seine Seele mit ernster Freude. In dieser Stimmung idyllischer Zufriedenheit wurden sie jedoch plötzlich durch ein fernher jammerndes Klaggeschrei aufgeschreckt. Amanda bebte zusammen und mit weinerlicher Angst fragte sie: „Hörst Du nichts Alexis?“ Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte der Jüngling und gerne hätte er die Bangende überredet, daß er Nichts höre, aber lauter und lauter wurde das seine Haare emporsträubende Jammern; stärker, schneidender wurden die schrecklichen Töne, und schneller als Alexis sich aufgerafft hatte im Entsetzen, durcheilten sie die benachbarten Säle und Gemächer des Schlosses. Thüren hörte man aufreißen und zuwerfen und wie ein heulender Sturm schien es alle Räume zu durcheilen. Alexis fand nur noch Zeit seinen Degen zu ergreifen, denn schreiend polterte es bereits an der Thüre des Schlafgemaches und herein stürzte durch die gewaltsam zerbrochenen Angeln, todtenbleich und gräßlich entstellt vom Entsetzen die lange magere gespenstige Gestalt — des Königs.

„Amanda, Amanda, wo bist Du — Hilfe — ein scheußliches Gespenst — verfolgt mich —“ so schrie der von grausenvollen Träumen gemarterte Alte, die starren Hände ausstreckend nach Amanden. Sein struppiges Haupthaar hatte sich hoch empor gesträubt und seine nackten Beine wackelten.

Unfähig zu denken, flüchtete sich die Königin zu Alexis, der noch nicht völlig bekleidet und mit dem entblößten Degen bewaffnet, erschrocken dastand. Bei dem Schein der Lampe sah man sein von Blut beflecktes Hemd und seine erblaßten Züge, so daß er selbst einem Todten mehr ähnlich war, als einem Lebenden. Kaum erblickte ihn der König, als er wie von einem fürchterlichen Schlag plötzlich getroffen, neuerdings so entsetzlich aufschrie, daß Amanden der Puls in den Adern stockte.

„Portius!" schrie der König wieder fortstürzend, „die Todten stehn auf — Hilfe — Hilfe — Hilfe!"

Dicht vor der Thüre des Schlafgemaches stürzte er wie todt nieder, und schon hörte man herbeieilende Schritte und Stimmen der Erwachten in allen Theilen des Schlosses. Den Augenblick schnell gefaßt wahrnehmend, raffte Alexis seine Kleider zusammen, schnell wie ein Gedanke eilte er über den Balkon auf die Kastanie, und ließ sich an der rauhen Rinde, im Herabsinken Hände und Kniee sich schindend, herab. Schon war er jenseits der Gartenmauer, als die Dienerschaft dem ohnmächtigen König zu Hilfe kam, ihn in sein Schlafgemach zurück brachte, und wenig erstaunte über einen der „gewöhnlichen" Zufälle des kranken Monarchen.

5.

„Hochwürdiger Bruder in Christo!“

„Nachdem ich vernommen, daß der Herr sich Eurer gnädig erbarmt und Euch gewürdigt hat einer schweren Züchtigung, nachdem ich ferner vernommen, daß Ihr nach Ueberstehung einer langen schmerzlichen Krankheit zurückgekehrt seid auf die längst verlassene Dornenbahn der kirchlichen Tugend und Euch schwere Bußen auferlegt habt, und die strengste priesterliche Abstinenz, um mit Reue und Kasteiung die Schuld zu tilgen, welche Ihr in einem sündhaften gottlosen Lebenswandel auf Euer Gewissen gewälzt; so will ich, den die ewige Vorsehung und Langmuth zum Werkzeug seiner Gnade auserwählt, nach dem versöhnenden Beispiel unseres Erlösers, Euch, meinem reuigen Mitbruder und ehmaligen Verfolger gerne das mir zugefügte Unrecht verzeihen und das angsterfüllte Gemüth eines gereinigten Sünders von einem argen Wahn befreien, der Euch, wie man mir sagte, Tag und Nacht mit fratzenhaften Ausgeburten Eurer Phantasie quält und so nicht nur Eure Ruhe, sondern auch den frommen Glauben in seiner Reinheit gefährdet. Ihr wolltet mich — Gott hat es Euch verziehen und ich bete täglich, daß er es Euch nie wieder entgelten lasse — durch einen Mord aus dem Wege räu-

men, weil ich manchem sündhaften Beginnen Eurer heillosen Verblendung entgegen war. Aber der Herr, der jedes Haar auf unserem Haupte gezählt hat und über jeden Gerechten wacht, hat mich in seinen Schutz genommen und das finstere Gemüth des Sünders erleuchtet, dessen Ihr Euch zur Ausführung des gottlosen Vorhabens bedienen wolltet. Statt mir Gift zu geben, hat mir Samboro nur einen starken Schlaftrunk beigebracht, dessen Wirkung so wunderbar war, daß ich für todt gehalten wurde und mich so Eurer blinden Rache entzogen — durch Mithilfe eines geistlichen Bruders —, während ein mit Steinen angefüllter Sarg mit allen üblichen Ceremonien zur Erde bestattet wurde. Samboro hielt mich einige Zeit lang in einem Niemand bekannten Gemach seines Hauses verborgen. Da fügte es die unerforschliche Weisheit Gottes, daß Ihr mit Eurem seligen Vetter, dem Pater Amadeus, dem Gott seine Sünden verzeihen möge, in einer Stube, die nur durch eine geheime Thüre von meinem Asyl getrennt war, zusammentreffen mußtet, allwo ich Ohrenzeuge so lasterhafter Reden wurde, daß ich mich im frommen Eifer für die Sache Gottes nicht enthalten konnte, herauszutreten aus meinem Gefängniß, um die gottvergessenen Diener der Kirche streng zurecht zu weisen. Euer böses Gewissen hat Euch jedoch in mir einen Geist sehen lassen, und ehe ich noch im Stande war meinem Zorn Worte zu geben, eiltet Ihr von Entsetzen erfaßt von hinnen. Mich selbst trieb es von dannen, denn Euer Gespräch mit dem Pater Amadeus überzeugte mich, daß ich mich in einem Hause der Sünde befand, wo ich nicht länger des Schutzes eines Menschen genießen wollte, der wenigstens auf eben so schlimmen Wegen wandelt wie Ihr damals, als Ihr sein Freund zu sein versichertet. Ich folgte Euch daher sogleich nach und begab mich hierher, in das Kloster St. Jakob, wo mich der gottesfürchtige Prior so lange vor der Welt verborgen hielt, bis Eure schwere Prüfung so siegreich bestanden war. Jetzt aber da ich höre, daß

Ihr zur Heerde der Gerechten zurückgekehrt seid, mag ich nicht länger schweigen und überlasse es Eurem Gewissen, hinsichtlich meiner Person zu verfügen, wie es Euch gerecht und billig dünkt. Längst hätte ich hervortreten, und den ganzen Vorfall dem weisen Urtheil der Obersten Eures Ordens überlassen können, aber ich will nicht, daß die Welt Aergerniß nehme an Euch, und daß Ihr in Eurer aufrichtigen Besserung gestört werdet.. Um mir Eure Dankbarkeit für diese Schonung zu beweisen, könnt Ihr nichts thun, als in Frömmigkeit verharrend, auch alle die Mitschuldigen Eurer Verbrechen dem Reiche der Finsterniß zu entziehen, dem sie verfallen sind, wenn sie auf der Bahn des Lasters verharren. Vor allen Dingen empfehle ich mein gewesenes Beichtkind, die junge Königin, deren Herz von eitelirdischen Dingen und von gefährlichen Zweifeln erfüllt ist, Eurer priesterlichen Obsorge. Sollte sie — wie ich fast fürchte — bereits auf Abwege gerathen sein, so bemüht Euch, sie wieder auf den Pfad der Pflicht und Tugend zurückzuführen, besonders aber mögt Ihr Sorge tragen, sie den Verführungen der Herzogin — welche eine leichtsinnige, unfromme Frau ist — zu entziehen. Was den König betrifft, so kennt Ihr Eure Pflicht und ich glaube, Ihr werdet Euch kraft Eures heiligen Amtes den Segen des Landes verdienen. Hütet Euch übrigens vor Samboro und bewacht seine Schritte, wenn Ihr auch nicht vermögt, diesen hartnäckigen Geist zu bessern und zu bekehren. Ich habe mehr als einen Grund zu glauben, daß derselbe Arges brütet und staatsgefährliche Absichten unter der Anscheinlosigkeit seiner Stellung und seines geheimnißvollen Thuns verbirgt. Begebt Euch jeder Gemeinschaft mit ihm und stärkt Euch mit Gebet, damit er Euch nicht überliste. Das Verschwinden Eures Kollegen ist mir selbst räthselhaft, doch kann gewiß Samboro darüber den besten Aufschluß geben. Zweifelt indeß nicht, daß er jenseits dieser im Argen liegenden Welt sich befinde — vielleicht gelingt es mir noch, Euch Gewißheit dar-

über zu verschaffen. Betet für seine arme Seele und laßt den heiligen Eifer der wahren Frömmigkeit nicht erkalten. Gott gebe Euch seinen besten Segen zu den schweren Werken, die Ihr zu vollbringen habt. Lasset Euch nicht entmuthigen, wenn Euch Hindernisse begegnen, wenn der Böse sich waffnet gegen Euer gottseliges Beginnen. Si Deus pro nobis, quis contra nos? Gott stärke und erleuchte Euer Hochwürden!

P. Pius.

Diesen Brief erhielt Pater Hyacinth, nachdem er wieder in der Hofkapelle seine erste Messe gelesen hatte. Wir ersehen daraus, daß Pater Pius wenig oder nichts von Amandens verbotenem Liebesverhältniß wußte — vielleicht nicht mehr als sie ihm selbst gestanden im Beichtstuhl, und daß Samboro nicht unwahrscheinlich auch diesen ehrwürdigen Priester, ohne ihn seines Vertrauens zu würdigen, zum blinden Werkzeug seiner Pläne mißbraucht hat. Wir sehen wie Samboro bei allen Partheien seine Freunde hat, aber Keinem mehr vertraut als sich selbst. Er ist einer von den Vorsichtigen, die dem Himmel ihre Huldigungen darbringen, aber nie vergessen, auch der Hölle ihren Tribut zu bezahlen — doch haben wir Grund von Samboro zu glauben, daß er weder an die eine, noch an den Andern glaubte.

Der Pater Hyacinth zerfloß in frommer Rührung, als er diesen Brief seines edlen Mitbruders las, und nicht wenig wurde er dadurch in seinem längst gefaßten Vorsatz sich aufrichtig zu bessern, bestärkt. Es ist ein äusserst seltener, ja fast unbegreiflicher Fall, daß ein Mann in dem Alter noch seine Denk- und Handlungsweise völlig verändert, darum wird es nicht überflüssig sein, zu untersuchen, worin die Besserung des frommen Mannes besteht, und durch welche heroische Mittel sein Geist dahin gebracht wurde, aus dem gewohnten Geleise herauszutreten. Ein Jahr körperlichen Leidens, die Folge seiner früheren Lebensweise, durch die vermeintliche

ken Mädchen entbunden, das, wie man sagte, in den ersten Tagen gestorben war. Sie verlangte nach geistlichem Trost und man schickte ihr den Pater Hyacinth, der sich ihr selbst als ein reumüthiger Sünder vorstellte — den Gott hart gezüchtigt mit unsäglichen Leiden. Dieselbe Vorstellung hatte auch die schöne Kranke ergriffen und darum begehrte sie nach dem Troste der Religion. Sie hatte eine schwere Geburt überstanden und in Folge derselben so an Kräften gelitten, daß sie ihrer Auflösung entgegen sehend, nur noch für das Heil ihrer Seele besorgt war. Sie hatte schwer gebüßt für den süßen Augenblick der Wollust und Alles was unmittelbar auf die Sünde erfolgt war, die schreckliche Scene in ihrem Schlafgemach, ihre von mancherlei körperlichen und Seelen-Leiden begleitete Schwangerschaft, das Unglück ihrer Schwester, wovon wir noch sprechen werden, die Entbindung und darauf folgende schmerzliche Krankheit, der Tod der Frucht verbrecherischer Liebe, Alles das sprach so deutlich den gerechten Zorn des Himmels aus — daß sie hätte kein schwaches, von Vorurtheilen befangenes Weib sein müssen, um diese Unglücksfälle auf eine natürliche Weise zu erklären. Die Leidenschaft war in dem hinfälligen siechen Körper, der keine Spur mehr von der ehemaligen Formenschönheit trägt, gänzlich erstorben, und ihre Liebe zu Alexis erzeugte keinen andern Wunsch, als den trübseligen, bald aus diesem irdischen Jammerthale befreit, und dereinst jenseits — wenn Beide ihre Seele von Schuld gereinigt, mit ihm vereinigt zu werden. Sie hat alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen und unerödffnet die Briefe, welche ihr die Herzogin von ihm überbrachte, zurückgeschickt, ja endlich selbst die Herzogin gebeten, sie ferner nicht mehr zu besuchen. Alexis hörte daher nichts mehr von der geliebten Kranken, als das was ihm Samboro hinterbrachte, dessen Frau ihr beigestanden in den Geburtsnöthen und sie auch dann noch fleißig besuchte. Er erfuhr auf diesem Wege, daß sie im Traume noch oft seinen Namen nenne, aber wachend jedes Gespräch vermeide,

welches auf ihn Bezug nahm. Die Resignation des Todes hatte sich ihres Gemüths bemächtigt, und war in religiöse Bußfertigkeit und fromme Sehnsucht nach den ewigen Seligkeiten der christlichen Walhalla übergegangen.

In dieser Stimmung traf sie der Beichtvater des Königs, nun auch der ihrige. Die ungeheuchelte Pietät seiner Ermahnungen verfehlte ihren Eindruck nicht, besonders da Hyacinth das erbauliche Gespräch mit dem Bericht von seinen eigenen Leiden und mit dem Bekenntniß begann, daß er sie nur als die Strafe des Himmels betrachte. Bei dieser Betrachtung blieb er stehen und da er bemerkte, wie Amanda im Bewußtsein ihrer eigenen Schuld schwieg und in Reuethränen ausbrach, so machte er mit sanftmüthiger Aufrichtigkeit seine Anwendung auf den körperlichen und Seelen-Zustand der Zerknirschten, indem er ihr deutlich zu verstehen gab, daß sie als fromme Christin denselben ebenfalls aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten habe. Dann stellte er ihr vor, wie nothwendig es sei, daß sie sich selbst zu ihrer Schuld bekenne, denn nur in der Erkenntniß des Bösen liege die Bürgschaft für die Verzeihung des Himmels. Er schilderte ihr in frommer Verzückung die Freuden, welche dereinst die Gerechten genießen werden, und die entsetzlichen ewigen Qualen, zu welchen jene verdammt werden, welche ohne Erkenntniß und Bereuung ihrer Sünden diese Welt verlassen und beladen mit der irdischen Schuld vor den Richterstuhl des Ewigen treten. So bereitete er die Kranke zur Beichte vor, und zum ersten Male seit langer Zeit erlebte er wieder die schönste Genugthuung, welche sich ein Priester in seinem Berufe erwerben kann, sein Beichtkind tief ergriffen zu sehen von den eindringlichen Worten seiner unverstellten Gläubigkeit.

Die Hände faltend richtete sich Amanda empor und mit erhobenen, in Thränen schwimmenden Augen, betete sie inbrünstig zu Gott und den Heiligen. Ihr bleiches abgespann-

tes Gesicht sprach in scharfen Zügen den Seelenschmerz des Schuldbewußtseins aus, und wäre ihre welke Brust entblößt gewesen und das vertrocknete Haar nicht eingebunden in weiße Tücher, so würde sie der büßenden Magdalene geglichen haben, an die sie in dem Augenblicke dachte. Nicht lange kämpfte sie mit Zweifeln, und als der Pater seine andächtige Rede geschlossen hatte, legte sie weinend das Bekenntniß aller ihrer Sünden ab. Sie verschwieg dem Pater auch nicht das Geringste von dem, was sie sich zur Schuld anrechnete, und erzählte mit gewissenhafter Ausführlichkeit alle ihre Vergehungen von dem Augenblicke ihrer Ankunft in dieser Residenz an bis zu ihrem ersten unumwundenen Sündenbekenntniß. Sie gestand, in geheimem Liebesverständniß mit einem jungen Mann gestanden zu haben, dessen Namen sie verschweigen zu dürfen sich erbat. Sie beichtete jeden verstohlenen Blick, jeden Händedruck, und ihr Hauptverbrechen, den begangenen Ehebruch, dem sie alle ihre Leiden zu danken hatte, und zerfloß dann in Reue und schonungslose Selbstverklagung. Sie erklärte sich bereit, selbst ihrem Gemahl das begangene Verbrechen zu gestehen, ermächtigte den erstaunten Priester, dieß in ihrem Namen zu thun, und bat ihn um Fürbitte bei demselben, damit er ihr verzeihe noch ehe sie abgerufen werde aus diesem Leben. Nachdem sie so ihr beängstigtes Gewissen von einer schweren Last befreit, sank sie ermattet zurück in ihr Lager, die Trostsprüche des Priesters in andächtiger Ergebung zu erwarten. Pater Hyacinth erfüllte auch diese Pflicht mit einer Salbung, die seinem Gemüthe bisher fremd gewesen war und sicherte der zerknirschten Sünderin die Verzeihung des Himmels zu. Amanda sank darauf zum ersten Male in ihrer Krankheit in einen ruhigen langen Schlaf und als sie erquickt und wunderbar gestärkt wieder erwachte, dankte sie dem Himmel für dieses erste Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade.

ches sich, ein unüberwindliches Hinderniß, zwischen ihm und Amanda stellte, er würde sein eitles Vorhaben schnell aufgegeben haben. Aber der Jugend scheint nichts unmöglich, und weil sie hohe Kraft in sich verspürt, vergißt sie die durch Erfahrung konstatirte Thatsache der Unkraft des Einzelnen. Selbst die Krankheit Amandens schien seinem kühnen Trotz nichts denn eine Drohung des Schicksals, und hätte man ihm ihren Tod gemeldet, er würde ungläubig ausgerufen haben, „wie — es ist unmöglich, sie kann jetzt nicht sterben!" Und doch schwebte sie täglich in der wirklichsten Gefahr der Auflösung ihres Daseins.

Es kann nicht befremden, daß er in dieser Stimmung nicht länger Lust hatte, sein Scheinverhältniß mit Alinen fortzusetzen. Lange schon war er von ihr entfernt, und seit Amanda krank darnieder lag, sah sich Aline gänzlich von ihm vernachläßigt. Mit ihrer allmähligen physischen Entwicklung verlor sich auch der leichtfertige Anflug von Koketterie, und eine wahre Empfindung entsprang aus ihren Bemühungen sich zu überreden, daß sie liebe. Erst als Alexis sich von ihr entfernt hatte, fühlte sie, daß sie wirklich liebe, und vergebens suchte ihr weiblicher Stolz nun hinweg zu läugnen, was sie noch vor Kurzen sich nicht ohne Anstrengung einredete. Mit dem Schmerz über ihre verschmähte Hingebung erwachte die Eifersucht. Ihr scharfes Auge entdeckte bald die Ursache ihrer Zurücksetzung, und sie verfiel in eine Art Raserei, als sie fand, daß man mit ihr gespielt wie mit einer Puppe, um ein geheimes Verhältniß kunstvoll zu maskiren. So empfindliche Beleidigung und systematische Verhöhnung war ihr unmöglich zu ertragen, ohne dafür Rache zu nehmen, und als eine kleine schwache Seele verschmähte sie kein unwürdiges Mittel, dem Betrüger zu zeigen, daß man sie nicht ungestraft verletzen könne. Ein heftiger Auftritt mit der Königin war die erste Folge ihrer Entdeckung, und obwohl Amanda damals schon kränkelte und wohl Schonung verdient hätte, so konnte sich

die Zürnende doch nicht enthalten, ſie mit den bitterſten Vorwürfen, ja ſogar mit Schimpfreden zu überhäufen — denn dieſe war es ja, wie ſie glaubte, die mit dem Geliebten den betrügeriſchen Plan entworfen oder doch ſeine Ausführung geduldet hatte. „Ich haſſe, ich verabſcheue Dich,“ ſchrie ſie der Gekränkten zu, „und nie wieder mag ich Dich Schweſter nennen.“ Amanda mußte ſich zu entwürdigendem Flehen herablaſſen, um die Raſende abzuhalten, noch in derſelben Stunde dem König ihre Entdeckung mitzutheilen. „Mag es ſein,“ ſagte ſie endlich Schweigen gelobend, „was liegt auch daran, wenn ein Mann betrogen wird, gewiß iſt auch der König ein Betrüger und leidet nur Vergeltung, denn das ganze Geſchlecht iſt niederträchtig und verabſcheuungswürdig. Ich will mich in ein Kloſter ſperren, um keines dieſer Ungeheuer je wieder zu ſehen.“ An Alexis ſchrieb ſie aber zur Stunde noch einen Brief folgenden Inhalts:

„Edler Herzog!

Ich wünſche vor allen Dingen, daß Ihr im Bewußtſein Eurer Unedelheit dieſe Anrede nicht für Ironie haltet. Ihr habt mich auf ſchändliche Weiſe betrogen, und ein Meiſter ſeid Ihr, das muß ich geſtehen — in der unverſchämteſten Heuchelei. Ihr ſolltet ein Schauſpieler werden und ſchlechte Menſchen ſpielen — Ihr müßtet Aufſehen machen. Wenn es Euch ſchmeichelt, ſo empfangt mein Geſtändniß, ich bin ein albernes Kind geweſen, aber bildet Euch nicht ein, daß ich Euch je geliebt habe. Immer waret Ihr mir gleichgültig, und wenn ich Euch einer Gunſt würdigte, ſo kommt das von dem verzeihlichen Irrthum, durch den ich Euch für beſſer gehalten habe, als Ihr ſeid. Jetzt aber verachte ich Euch. Was Eure Mutter betrifft, ſo glaube ich, daß ſie Eurer würdig iſt. Sagt ihr das, und laßt es Euch nicht beikommen vor mein Angeſicht zu treten, damit ich nicht Eure und meiner Schweſter Schande im Zorn über Euren Anblick offen-

ihrer besonderen Kraft die Schuld des gemeinschaftlich gefühlten Eindrucks, aber nur Alexis gestand es sich ein, daß Samboros geistiges Uebergewicht in diesem Augenblicke entscheidend eingewirkt habe auf die Ueberraschten, denn der Moment einer mit der Plötzlichkeit des Blitzes hereinbrechenden, schwache Seelen verwirrenden und des Bewußtseins beraubenden Gefahr, ist die Feuerprobe großer Geister und ihr Glanzpunkt. Nur ungewöhnliche Kraft widersteht dem Plötzlichen mit eiserner Fassung.

Samboro war verschwunden, und vergeblich suchte der Kommandant der Wache die Thüre ausfindig zu machen, durch die er entschlüpft war. Der Mann war ein Muster soldatischer Pünktlichkeit, wie es schien, denn eingedenk seiner Ordre „alle Anwesenden zu verhaften," fand er es nach einigen Bemühungen überflüssig, ja sogar seinem Auftrag zuwider, diejenigen, welche sich hinwegbegeben hatten, zu verfolgen. Er warf daher einen stolzen überschauenden Blick auf seine Gefangenen, und nachdem er gefunden, daß sich wirklich alle „Anwesenden" in seiner Macht befänden, führte er sie triumphirend ab in den „schwarzen Thurm." Vor dem herzoglichen Palaste ließ er jedoch zwei Posten zurück, welche den Auftrag erhielten, Jedermann herein, aber Niemand heraus zu lassen.

„Wie gesagt, Frau Samboro, Euer ewiges Seelenheil steht auf dem Spiele und ich muß Euch kraft meines Amts und nach dem heiligen Gesetz der Kirche, exkommuniziren, wenn Ihr nicht die Wahrheit bekennt." So beschloß der Pater Hyacinth einen langen Straf- und Bekehrungssermon, worin er ziemlich weitläufig von den Höllenqualen der Verdammten gesprochen hatte, um die Geängstigte zum Geständniß eines Geheimnisses zu bringen, an welchem, wie es schien, dem Pater sehr viel gelegen war. Eine der Kammerfrauen der

boro wußte, daß man daran denke, Alexis durch ein neues Thronfolgegesetz seines Rechts zu berauben, und traf demnach seine Anstalten mit unbesiegbarer Geistesgegenwart. Häufig verschwand er aus Aller Augen, kam wieder und verschwand wieder, ohne daß Jemand seine Geschäfte kannte oder errieth. Der Palast des Herzogs war seit einiger Zeit ungewöhnlich stark besucht von Personen aus den höchsten Ständen, die um die Gunst des Thronerben buhlten, von geheimnißvollen Fremden, Boten und Offizieren. In dem Maße, in welchem des Herzogs Ansehen stieg in den Augen des Volks und Adels, verringerte sich die Achtung und Furcht vor der Majestät, die täglich unkräftiger regierte, und die Zügel der Staatsgewalt schlauen Emporkömmlingen und Pfaffen überließ. Auf Anrathen Samboros zeigte sich Alexis häufig auf öffentlichen Straßen und Plätzen, und ward überall mit unverhohlenem Jubel begrüßt. Die Unzufriedenheit mit dem schwachen Regimente des siechen Monarchen wuchs mit jeder Stunde und veranlaßte eine Aufregung der Gemüther zu Gunsten des jungen Prinzen, welche sichtbar künstlich unterhalten wurde. Severins argwöhnischem Gemüthe entgingen alle diese Anzeichen einer nahenden Gefahr nicht, aber feig und träge, wagte er nichts zu unternehmen, was ihn von seinen Besorgnissen hätte befreien können. Seine Furcht aber wurde zur Verzweiflung, als er vernahm, wie selbst seine scheinbar getreuesten Beamten dem Götzen des Volks in der Person des ehrgeizigen Prinzen ihre Huldigungen brachten, während sie den Dienst für ihren rechtmäßigen König beispiellos vernachläßigten. So verhielten sich die Sachen, als der König, am Tage der Beichte seiner Gemahlin, von dem Pater Hyacinth um Gehör für eine wichtige geheime Mittheilung ersucht wurde.

Am Abend desselben Tages sah man alle Fenster des herzoglichen Palastes erleuchtet, die Straßen von Menschen angefüllt, und prächtige Karossen, die ihren Inhalt in die prächtig illuminirten Salons entleerten. Der Herzog gab ein

Fest, ungeachtet die Königin schwer krank darnieder lag — was die Menge nicht weniger befremdete, als der zahlreiche Besuch, dessen er sich erfreute. Die Elite des Adels war hier versammelt — wie es dem Eingeweihten bekannt war, zu ernsteren Zwecken, als es schien. Die Damen entfernten sich bald, und zwar mit verdrießlichen Mienen, denn sie hatten wenig Vergnügen gefunden. Den zurückgebliebenen Männern wurde es bald klar, daß sie der Prinz nur zu sich geladen, um sich ihrer Gunst zu versichern, was ihm ohne Künstelei gelang. Seine feinen, freundlichen Manieren bestachen alle Gemüthsmenschen, während die strengeren, von dem Manne ihrer Hoffnungen mehr als Liebenswürdigkeit fordernden Denker sich überrascht fühlten durch sein geistreiches Gespräch, welches mehrere nicht alltägliche Dinge berührte und die geläuterten Ansichten eines früh gereiften Verstandes verrieth. Kraft und Würde bezeichneten seine Ausdrucksweise und das Feuer, mit welchem er sprach, wenn ein kühner Gedanke ihn ergriff, offenbarten einen ungewöhnlichen Geist. Nicht übersehen wurde von seinen Bewunderern der das jugendliche Gesicht veredelnde Ernst seiner Stirne, der freilich einen ihren Kombinationen fremden Grund hatte, aber dem ungeachtet ihm wohl stand im Angesichte der vornehmsten und mächtigsten Personen des Reiches. Schneller, als der Prinz es selbst gewollt — denn er ward hingerissen von dem raschen Fluge seiner Ideen, gerieth er in das Gebiet der Philosophie und Staatskunst — da schlichen sich allmählig die feigen Partheilosen davon, und um den beredsamen Jüngling blieb endlich nur ein enger Kreis von furchtlosen Männern zurück. Jetzt entwickelte der Herzog die ganze Kraftfülle seines erleuchteten Geistes in hinreißenden Demonstrationen und reizenden Phantasiegemälden, welche nichts Geringeres darlegten, als seine Vorstellung von einem glücklichen Volke und glücklichen Regenten. Wie wenig diese kühnen Ideale dem Zustand des Landes glichen, konnte man selbst taub an

den leuchtenden Augen und dem schmunzelnden Wohlgefallen abmerken, womit der in der Ferne stehende Samboro die Rede des Begeisterten aufnahm. Köstliche Weine wurden kredenzt und in wachsender Aufregung riefen die bewundernden Zuhörer ihrem Wirth eben ein donnerndes Lebehoch zu, als geräuschvoll die Wache des Königs hereintrat, und im Namen des Monarchen alle Anwesenden, mit Inbegriff des Prinzen, verhaftete.

„Hier bin ich König — in meinem Haus!“ schrie wüthend der erhitzte Prinz, und der erste ihm unehrerbietig genahte Offizier stürzte durchstochen von einem gewaltigen Degenstoß blutend zur Erde. Aufgemuntert von diesem Beispiele griffen alle Anwesenden nach ihren Waffen und ein blutiges Gemetzel schien unvermeidlich, als durch den tobenden Lärm eine starke Stimme ertönte:

„Ergebt Euch, Herzog!“ rief sie Alles übertäubend, „kein Haar wird dem künftigen König dieses Landes und seinen Freunden gekrümmt, so wahr ich lebe! Eher beleuchtet die nächste Sonne den Leichnam eines Tyrannen, als Einer von Euch gekränkt wird an seinem Recht und seinem Gut und Leben.“

Mehrere der Anwesenden überfiel ein heimliches Grausen und wie aus Ehrfurcht vor dieser Stimme ergaben sich Alle willig dem weit überlegenen wohlbewaffneten Haufen der Wache. Es lag so viel Zuversicht und Stolz in den ausgerufenen Worten, daß es Keinen gab unter den willig Gehorchenden, der an der Macht des Rufenden, sie Alle in Schutz zu nehmen, gezweifelt hätte. Und dennoch war es nur ein gemeiner Diener des Herzogs — Samboro, der durch eine verborgene Tapetenthür entweichend, jene Worte ausrief, welchen von den vornehmsten Personen Folge geleistet wurde! Später wußten sie sich selbst ihr blindes Vertrauen nicht zu erklären, und gaben bald der Ueberraschung, bald dem eine schlafende Erinnerung berührenden Klang der Stimme und

ihrer besonderen Kraft die Schuld des gemeinschaftlich gefühlten Eindrucks, aber nur Alexis gestand es sich ein, daß Samboros geistiges Uebergewicht in diesem Augenblicke entscheidend eingewirkt habe auf die Ueberraschten, denn der Moment einer mit der Plötzlichkeit des Blitzes hereinbrechenden, schwache Seelen verwirrenden und des Bewußtseins beraubenden Gefahr, ist die Feuerprobe großer Geister und ihr Glanzpunkt. Nur ungewöhnliche Kraft widersteht dem Plötzlichen mit eiserner Fassung.

Samboro war verschwunden, und vergeblich suchte der Kommandant der Wache die Thüre ausfindig zu machen, durch die er entschlüpft war. Der Mann war ein Muster soldatischer Pünktlichkeit, wie es schien, denn eingedenk seiner Ordre „alle Anwesenden zu verhaften," fand er es nach einigen Bemühungen überflüssig, ja sogar seinem Auftrag zuwider, diejenigen, welche sich hinwegbegeben hatten, zu verfolgen. Er warf daher einen stolzen überschauenden Blick auf seine Gefangenen, und nachdem er gefunden, daß sich wirklich alle „Anwesenden" in seiner Macht befänden, führte er sie triumphirend ab in den „schwarzen Thurm." Vor dem herzoglichen Palaste ließ er jedoch zwei Posten zurück, welche den Auftrag erhielten, Jedermann herein, aber Niemand heraus zu lassen.

„Wie gesagt, Frau Samboro, Euer ewiges Seelenheil steht auf dem Spiele und ich muß Euch kraft meines Amts und nach dem heiligen Gesetz der Kirche, exkommuniziren, wenn Ihr nicht die Wahrheit bekennt." So beschloß der Pater Hyacinth einen langen Straf- und Bekehrungssermon, worin er ziemlich weitläufig von den Höllenqualen der Verdammten gesprochen hatte, um die Geängstigte zum Geständniß eines Geheimnisses zu bringen, an welchem, wie es schien, dem Pater sehr viel gelegen war. Eine der Kammerfrauen der

Königin hatte ihm nämlich im Beichrstuhle eröffnet, daß sie, von der Hebamme, welche bei der Königin die Geburtshilfe verrichtete, durch ein ansehnliches Geschenk bestochen, den gesunden Knaben, von dem die Königin genas, bei Seite geschafft und mit Hilfe der Hebamme ein krankes, schon einige Tage altes Mädchen untergeschoben habe. Ueber das Schicksal des geraubten Kindes, setzte sie hinzu, könne nur Frau Samboro Auskunft geben. Der Pater Hyacinth eilte sonach, erschrocken über die ungeheuren Frevel, welche ihm seit Kurzem bekannt geworden, zu der verführerischen Frau, welche er nie wieder zu besuchen sich vorgenommen hatte. Da jedoch seine Pflicht ihm diese neue Prüfung auferlegte, so unterzog er sich derselben ohne Murren, versäumte aber nicht, auf dem Wege nach dem Hause Samboros mit frommen Gebeten seine Seele zu stärken, auf daß sie desto gewisser den Begierden des Fleisches widerstehe. Als er die Thüre des Gemaches öffnete, wo er so schreckliche Angst ausgestanden, schlug er sich zum letzten Male auf die Brust und begrüßte die erstaunte Frau mit dem ungewöhnlichen Gruß: Pax tecum! Er hatte sich vorgenommen, ohne Umschweife zur Sache zu schreiten und hielt redlich Wort, denn er hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, so fing er auch schon in wenig schmeichelhaften Apostrophen an, ihr begreiflich zu machen, daß sie eine große Sünderin sei. Frau Samboro war anfangs sehr geneigt, den Eifernden mit einem lauten Gelächter zu unterbrechen, aber Pater Hyacinth begann mit vieler Geläufigkeit der Zunge ein Register ihrer Sünden abzuzählen, das ihr die Laune verdarb. Noch unlustiger wurde ihr zu Muthe bei den schauderhaften Verheißungen des exaltirten, mit seinen fleischlichen Schwachheiten angsterfüllt kämpfenden Priesters, der ihr Thun Satanstreiben nannte, dessen gerechte Belohnung nur im tiefsten Höllenschlund, wo Heulen und Zähneklappern, zu finden sei. Mehrere Male versuchte die Arme den heiligen Strom seiner Rede zu unter-

brechen, konnte aber mit ihrem ziemlich kräftigen Organ nicht durchdringen, denn so oft er das Vorhaben der Sünderin bemerkte und sie näher kommen sah, wich er, alle Berührung sorgfältig verhütend, einige Schritte zurück, und befleißigte sich einer solchen Vernehmlichkeit, daß Frau Anastasia sich gezwungen sah nachzugeben, wollte sie nicht allen Nachbarn in der Runde die schonungslose Aufzählung aller jener Handlungen hören lassen, deren sie sich wohl bisweilen zu freuen, nie aber zu rühmen pflegte. Sie fügte sich daher mit christlicher Geduld in das Unvermeidliche, und hörte ohne Murren das Alpha und Omega der donnernden Philippika unverdrossen an. Sie besaß sehr starke Nerven, aber als der Pater seine Anzüglichkeit bis zur Verdammung trieb, da überfiel sie Angst und Entsetzen, denn obwohl sie keine erbaulichen Tugenden besaß, und so selten als möglich sich mit heiligen Uebungen beschäftigte, so fürchtete sie doch den Teufel, trotz der andächtigsten Christin. Sie war eine von jenen unliebenswürdigen Weibern, welche Freigeisterei affektiren, aber in wichtigen Lebensstunden und in der Sterbestunde begierig nach dem kleinsten Troste des Glaubens haschen, und an die Hölle nicht ohne Schaudern denken können. Sie verdient jedoch mehr Mitleid, als Tadel, denn in der Schule der beiden Männer, welche den größten Einfluß auf sie ausübten, des Pater Hyacinth und Samboros, konnte das schwache Weib schwerlich zu einer Festigkeit im Glauben oder Nichtglauben gelangen. Sie wußte zwar, daß ihr Gemahl weder an den Himmel noch an die Hölle glaubte, aber je weniger er daran glaubte, je mehr wünschte er und gab diesen Wunsch oft unumwunden zu erkennen, daß sie daran glaube. Der P. Hyacinth dagegen verführte sie zu sehr unfrommen Handlungen, aber er gestand ihr nun, daß sie Sünden gewesen seien, die Beide büßen müßten. Er habe seinen Theil der Schuld gesühnt mit frommen Werken, sagte er, und hoffe sie werde nun seinem Beispiele nachahmen. Endlich wurde die verstockte

Sünderin auch dermaßen gerührt, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach und sich zu Allem bereit erklärte, was er von ihr verlangen würde. P. Hyacinth, der nun nicht länger mehr an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes zweifeln konnte, rückte nun mit seinem Anliegen heraus, und fragte mit strenger Stimme, wo sie den neugebornen Prinzen verborgen habe. Frau Anastasia aber, erschreckt von dieser plötzlichen Frage, schwor uneingedenk ihres christlichen Vorsatzes, hoch und theuer, daß die Königin keinen Prinzen geboren, und daß die Anschuldigung der Unterschiebung eines Wechselbalgs eine gottlose Verläumdung sei, durch welche sie ihre boshaften Feinde ins Unglück stürzen wollten.

So weit war die Szene vorgerückt, als der Pater von dem langen fruchtlosen Stehen bedeutende Mattigkeit an den Gliedern verspürend in jene Drohung ausbrach. Nicht so erschrickt ein Deliquent, wenn er sein Todesurtheil vernimmt, oder ein jüdischer Wechsler, wenn er die Nachricht von einem ausgebrochenen Bankerott seines Schuldners vernimmt, oder ein fetter Abt, wenn er hört, daß ihm die Fässer voll des köstlichsten Weines gesprungen, als Frau Anastasia erschrak bei der Androhung der Exkommunikation. Schon roch sie Schwefel und sah im Geiste kleine, langgeschwänzte Teufelchen sie umflattern, denn die Exkommunikation oder Ausschließung von allen Wohlthaten der Kirche übergab sie, wie sie fest glaubte, noch bei lebendigem Leibe dem Teufel. Bisher hatte sie die Gewissensleiden wegen ihres unsittlichen Lebenswandels ziemlich erträglich gefunden, und da die katholische Lehre versichert, der Gerechteste begehe hienieden täglich sieben Sünden in Gedanken, Worten oder Werken, so schien ihr die Zahl der ihrigen nicht sehr bedeutend, und das Bewußtsein derselben belästigte sie wenig oder gar nicht bei der tröstlichen Aussicht, sich jeden Augenblick im nächsten Beichtstuhl von denselben reinigen zu können. Sie betrachtete ihre Seele wie ihre Wäsche, welche im Gebrauch schmutzig wird, und als

eine reinliche, ordnungsliebende Frau war sie gewohnt, dieselbe am Ende jeden Monats in Reue und Leid einzuweichen und dann in der Beichte zu reinigen. Freilich könnte man ihr vorwerfen, daß sie ihre Seele nicht mit so vieler Behutsamkeit rein hielt wie ihre feinen Hemden, im Grunde kann man ihr aber das nicht verdenken, wenn man erwägt, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrer Seele und ihren Hemden obwaltete, und daß es ihr weit weniger Plackerei machte, die erste zu reinigen. Nichts desto weniger verursachte ihr der Gedanke an die künftige Unmöglichkeit der Seelenreinigung die größten Schmerzen. Pater Hyacinth sah sie darob erbleichen und freute sich des erwünschten Erfolgs, fest entschlossen, der Geängstigten, sobald sie ihr Geständniß abgelegt haben werde, einen Ablaß für alle ihre Sünden auf ein ganzes Jahr zu ertheilen. Das alte Wohlwollen für Frau Anastasia war nicht erloschen in seinem großmüthig gestimmten Herzen, und gerne erwies er der Menschheit geistliche Wohlthaten, deren Spendung ihm nichts Anderes kostete, als Worte und eine segnende Bewegung der Hand.

„So weit ist es also gekommen mit mir," schluchzte Anastasia gänzlich zerknirscht, „glaubt mir, hochwürdiger Pater, das habe ich nicht verdient, denn ich war stets ein frommes gottesfürchtiges Weib, aber mein Mann hat mich zum Bösen verleitet, er hat alle Schuld und Verantwortung, ich will aber auch nichts mehr mit ihm zu thun haben. Sagt mir nur, daß es noch nicht zu spät ist zu meiner Besserung, und daß ich Verzeihung finden werde, so will ich Euch Alles gestehen."

„Die Rückkehr eines Sünders auf die Bahn der Tugend ist nie zu spät und unerschöpflich ist die Gnade Gottes. Er ist mehr erfreut über ein wieder gefundenes, verirrtes Lämmlein, denn über Tausend Gerechte."

„Ach, hochwürdiger Pater," erwiderte Anastasia, „wenn das wahr ist, dann möchte ich wohl noch warten, bis ich mit

verdient zu haben. An der ganzen Sache sei nur Samboro schuld, doch wünschte sie, daß er durch ihr Geständniß in kein Unglück gerathe, denn er sei doch nun ein Mal ihr Gemahl, obwohl er nie ein zärtlicher gewesen, und sie habe um so mehr Grund sich für ihn zu verwenden, da es ihr selbst schlimm gehen würde, sollte er verfolgt werden. Sie fürchte, setzte sie hinzu, weit weniger den Arm der Gerechtigkeit, wenn sie von Samboro beschützt werde, als Samboro, wenn sie auch von der Gerechtigkeit in diesem Lande, wovon ihr derselbe sehr weitläufige Begriffe beigebracht, gegen ihn beschützt würde. Es sei fast außer Zweifel, daß Samboro in Verkehr mit bösen Geistern stehe, und es gingen selbst hier im Hause unheimliche Dinge vor, die Wände hätten hier Ohren und es ließen sich nicht selten Geräusch und Stimmen vernehmen, von welchen sie nicht wisse, woher sie kommen. Oft erscheine Samboro plötzlich im Hause, ohne daß ihn Jemand hereinkommen sah, und verschwinde wieder eben so plötzlich und geheimnißvoll. Alles Forschen darüber habe er ihr aufs Strengste untersagt. Sie könne von nun an keinen Augenblick länger in diesem Hause verweilen, denn wer stehe ihr gut dafür, daß Samboro nicht die ganze Unterredung mit angehört habe, denn er könne sich unsichtbar machen und selten bleibe ihm Etwas verborgen, was er zu wissen wünschte.

Ein helles Lachen erfolgte auf diese Mittheilungen der Frau Anastasia, welche eben zur Erde sah und unwillig erröthend ihr Befremden über die gute Laune des Paters zu erkennen gab. Sie glaubte, der fromme Mann habe sie zum Besten gehabt und fing an, ihre Voreiligkeit zu bereuen, aber die Angst, welche diesen ergriffen hatte, entriß sie bald ihrem Irrthum. Auch er hatte das Gelächter gehört, aber sogleich eingesehen, daß der böse Feind sich in dem Gemach befinde.

„Apage satanas ex societate piorum!“ rief er entsetzt und focht mit den Händen gegen die Geister der Tiefe. Ana-

stasia aber ergriff zitternd seine Kutte und ließ sich von ihm fortschleppen, um dem Zorn der Hölle zu entgehen.

Sie hatte sich nicht geirrt. Samboro hatte in dem verborgenen Nebengemach Wort für Wort, die Bekenntnisse und Lobreden seiner bekehrten Ehehälfte mit angehört, war aber dadurch weniger erzürnt, denn belustigt worden, denn er wußte, daß die Verschwiegenheit seiner Gemahlin ein sehr unzuverlässiges Ding sei. Auf geheimen Wegen verließ er nun schleunigst sein von Spionen bewachtes Haus, und eine Stunde später treffen wir ihn zu Pferde rasch trabend in einer uns unbekannten Gegend, wo er jedoch unmöglich fremd sein komte, da er es für rathsam gefunden, einer künstlichen Maske sich zu bedienen. Wir lassen ihn unbeobachtet seinen Weg fortsetzen und überblicken die wichtigsten Ereignisse der Zeit von Amandens verhängnißvollem Beichtbekenntniß an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke.

Ohne Zweifel war P. Hyacinth schuld an der auffallenden Verhaftung des Herzogs, denn der König ward von ihm noch in derselben Stunde von den Geständnissen der Kranken unterrichtet. Auch waren Inzichten vorhanden, welche es fast außer Zweifel setzten, der Herzog konspirire mit den Unzufriedenen zum Umsturz der Regierung, und eine aufgefangene Korrespondenz von einem auswärtigen Hofe bestätigte diesen Verdacht, denn es ward ihm darin in unzweideutigen Ausdrücken Hilfe geboten für den Fall des Gelingens eines wichtigen Planes, der nicht näher bezeichnet war. Das Volk hatte schnell den Vorfall in Erfahrung gebracht und seine Unzufriedenheit ließ sich unschwer erkennen an den häufigen Zusammenrottungen und lautem Murren. Die Stadt wimmelte von fremden und müßigen Menschen, welche den Saamen des Aufruhrs überall aussäeten, wo sie einen empfänglichen Boden fanden. Man sprach öffentlich von den Lastern des Hofes, der grausamen Willkühr des Tyrannen, von Bedrückungen und Lasten aller Art, und Niemand wagte es, den Unzufriede-

nen Ruhe und Schweigen zu gebieten, weil es fast ausgemacht schien, daß eine große Staatsveränderung statt finden werde, und daß nichts gefährlicher sei, als sich in so unheilschwangerem Augenblick zu der schwachen und tödtlich verhaßten Partei des Königs zu bekennen. Man hörte von fremden Kriegsschaaren, welche sich den Reichsgränzen näherten, ja man vermuthete sogar, daß sich eine bedeutende Anzahl derselben verkleidet im Innern der Stadt befinde.

Der P. Hyacinth, der einzige im Interesse des Königs aufrichtig Thätige, machte Entdeckungen über Entdeckungen, aber je mehr er deren machte, je größer wurde seine Angst, denn inmitten der stets wachsenden Gefahr erkannte er seine eigene und des Hofes Schwäche. Sein Einfluß war gebrochen und alle die geheimen Triebfedern seiner Kabale versagten ihm. Einziges Hilfsmittel schien ihm ein schleuniges Blutgericht über Alexis und seine Mitgefangenen, Herbeischaffung des geraubten Prinzen, gegen dessen Anerkennung sein Gewissen nichts einzuwenden hatte, obwohl es weniger als zweifelhaft war, daß dieser rechtmäßige Erbe des Thrones auf eine unrechtmäßige Weise erzeugt worden sei. Der König empfing alle seine Berichte mit einer gefährlichen Uebellaune und stets mußte der Pater die ersten Ausbrüche seines Zornes bitter empfinden. Waren diese vorbei, so überließ ihm der feige Wüstling, selbst unfähig einen Gedanken zu fassen, die Sorge, alle die drohenden Gefahren von seinem königlichen Haupte abzuwenden, und ersäufte in Schwelgerei und Wollust seine eigene Angst.

Amanda harrte vergeblich auf ein Zeichen der Verzeihung ihres Gemahls und stündlich verschlimmerte sich ihr Zustand. Verlassen von Allen, die sie liebte, selbst des geistlichen Trostes des vielbeschäftigten Pater Hyacinth entbehrend, erfuhr sie nichts von alle dem, was um sie vorging, und nur an den bekümmerten Mienen ihrer Frauen, welche sich insgeheim die Neuigkeiten des Tages zuflüsterten, konnte sie erkennen, daß

Außerordentliches sich begebe. Sie fand keinen Trost mehr in frommen Betrachtungen, keine Hoffnung in irdischen Gedanken, die Welt hatte sie verlassen, der Himmel wollte sie nicht aufnehmen. Oft hörten sie die Frauen schmerzlich klagen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ und mitleidig wünschten sie der Leidenden baldige Erlösung.

Nur Alexis dachte ihrer im Gefängniß. Schwere Fesseln belasteten seine Glieder und erdrückten die kühne Sicherheit des Selbstgefühls, schwächten das Vertrauen in die Allmacht seines Freundes und Beschützers Samboro. Der Gedanke, Amanda könne sterben, ihm fluchend sterben, erwachte in seinem von Trauer und Kleinmuth erfüllten Gemüth und unterdrückte alle Regungen des Ehrgeizes. Das Unglück, welches ihn gerade in dem Augenblick überraschte, da er, wie Cäsar, nur an sein Glück glaubte, versetzte seinen Geist wieder in die Welt des Idealen, und alle seine eitlen Wünsche und Hoffnungen richteten sich in dieses Reich des Truges. Nur einen Blick der Verzeihung wünschte er von Amanden zu sehen und dann zu sterben. Er machte sich Vorwürfe, das heitere Leben dieses Engels getrübt zu haben mit seiner Leidenschaft, und gerne hätte er mit seinem Blute ihr den geraubten Frieden erkauft. Pater Hyacinth beehrte ihn wiederholt mit seinem Besuche, um ihn zum Eingeständniß seiner vereitelten Entwürfe zu bringen. Er wies auch nicht unverständlich auf sein sündhaftes Verhältniß zu Amanden hin und versuchte furchtsam dem trotzigen Jüngling die Religion ins Gedächtniß zu rufen. Alexis war zu mild gestimmt durch die Erinnerung an Amanden, um dem Pfaffen härter zu begegnen, aber dennoch war er wenig erfreut von diesem Besuche und rieth gutmüthig, seine Einsamkeit nicht weiter zu stören. Pater Hyacinth glaubte jedoch in der ungewöhnlichen Sanftmuth des Herzögs einige Zerknirschung zu bemerken, und fuhr in seinen Ermahnungen fort, bis ihm ein ernster verächtlicher Blick die Thüre wies. Noch glaubte der Pa-

Säulenstumpfe gesetzt hatten, erhob sich Bruder Primus, in dem wir Samboro erkennen, und rief mit starker Stimme:

„Brüder! ich frage Euch im Namen des Gesetzes unter uns, was habt ihr geschworen, als uns die Noth des Vaterlandes zusammenrief?"

„Wir haben geschworen," antwortete Quintus rasch im Namen der Ueberraschten, indem er schnell hervortrat, „wir haben geschworen, das Vaterland von einem Tyrannen zu befreien und heute oder nie ist ein Tag des Gerichts."

Bei diesen Worten stieß er heftig sein Schwert in das lockere Gemäuer des Herdes und setzte hinzu:

„Dieß ist unser Evangelium!"

„Bruder Secundus," fuhr Samboro fort und runzelte die Stirne, „antworte Du für die Zehn, was haben wir geschworen in den Tagen der Vaterlandsnoth, denn was uns Quintus sagte, ist nicht die Formel unseres Eides."

„Wir haben geschworen," antwortete eine feste ruhige Stimme ohne Aufregung, „die Freiheit und das Recht zu schützen gegen jede Anfechtung der Einzelkraft und dem Wohl des Vaterlandes die unsrige zu weihen. Wir haben geschworen, gegen Gewaltherrschaft uns aufzulehnen nach unserem guten Recht und was wir vermögen zu thun, um die Nation aus den Banden des Vorurtheils und Wahnglaubens, der Despotie alleinherrschender Fürsten zu befreien, das Reich der Lüge und Willkühr zu zerstören. Wir haben endlich geschworen, in allen Zeiten und Lagen gemäß unserem Bekenntniß zu handeln, welches wir gemeinschaftlich abgefaßt und als ewige Grundlehre unserer Brüderschaft festgestellt haben."

„Ich verlange im Namen der Zehn dieß Bekenntniß zu hören," forderte Primus den Bruder Secundus auf und die übrigen Mitglieder pflichteten ihm schweigend bei, während dieser ein Pergament entfaltete. Er las hierauf mit lauter Stimme folgende Konfession:

„Wir, die für Recht, Freiheit und Wahrheit vereinigten

Brüder, deren Anzahl und Name Zehn ist, bekennen uns mit unwankendem Vollglauben zu nachfolgenden Vernunftsätzen, welche wir bei Konstituirung des Vereins aufgestellt, reiflich erwogen und beschworen haben:

I.

Des Menschen unbestreitbare natürliche Bestimmung ist die möglichste Freiheit seiner Kraft und Glückseligkeit seiner Empfindung.

II.

Nach Beiden zu streben ist sein natürliches Recht.

III.

Die Nothwendigkeit in Gesellschaft zu leben, wo Jeder nach Erfüllung seiner Bestimmung strebt, erzeugt seine Pflicht — die Mutter des Gesetzes. Er ist verpflichtet Keinen seines Geschlechts in Erfüllung seiner Bestimmung zu hindern, und da, wo sein eigenes Recht mit seiner Pflicht nicht vereinigt werden kann, entsteht die Nothwendigkeit des Vertrags oder des Gesetzes — dessen vernunftgemäßer Erfolg die Theilung und Gleichheit.

IV.

Die Aufopferung des eigenen Rechts zu Gunsten der Freiheit und Glückseligkeit einer Gesellschaft ist die Tugend.

V.

Die Beeinträchtigung eines Anderen oder der Gesellschaft in ihrer Freiheit und Glückseligkeit ist Verbrechen; das Streben nach vertragswidriger Ausdehnung des eigenen Rechts, die willkührliche Störung des gesetzlichen Gleichgewichts ist Laster. Jede andere Handlung, welche nicht aus diesem Streben hervorgeht, ist erlaubt.

VI.

Eine naturrechtliche Verfassung der Gesellschaft ist diejenige, wo das größere Recht bei der größeren Kraft ist, und eine naturrechtliche, aus unzureichendem Raum und Besitz zum Vollgenuß des Einzelrechts, entspringende Einschränkung der

Freiheit, in jener Gesellschaft, wo sie und ihr Gesetz den Einzelnen, nicht der Einzelne die Gesellschaft beschränkt. Jeder andere Zustand der Gesellschaft ist ein unrechtmäßiger und unglücklicher.

VII.

Das natürliche Gleichgewicht — wo es gestört ist — herzustellen, ist der Zweck der Staatsbürgerthätigkeit.

VIII.

Ein Gesetz oder Vertrag ist nur dann noch gültig, wenn er dieses Gleichgewicht erzielt und befestigt, das ist, wenn er vernünftig ist.

IX.

Aus der Störung des Gleichgewichts in Recht und Besitz entsteht die Nothwendigkeit und das Recht des Kampfes, das ist der Versuch, sein Recht mit seiner Kraft ins Verhältniß zu stellen. Jeder Einzelne, der sich in seiner Freiheit und Glückseligkeit unverhältnißmäßig beeinträchtigt sieht, d. h. wenn ihm die gesellschaftlichen Verträge und die gesellschaftliche Verfassung weniger Freiheit und Glückseligkeit gewähren, als er bei einer vorausgesetzten gleichmäßigen Vertheilung aller Mittel dazu ansprechen könnte, hat das Recht des Kampfes.

X.

Der Kampf ist entweder ein physischer oder ein moralischer. Der erstere ist thierisch, der zweite aber das natürliche Auskunftmittel des höher begabten Menschen. So lange der Mensch im Rechtskampfe mit der moralischen Kraft ausreicht, ist es eine Entwürdigung seiner höheren Natur, wenn er von der physischen Gebrauch macht.

XI.

Die oberste Richterin über das Recht des Kampfes ist die Vernunft.

XII.

Ihre Aussprüche nach seinen Kräften zu unterstützen und

zu Gunsten seiner oder der Wohlfahrt der Gesellschaft geltend zu machen hat jeder Einzelne das Vernunftrecht, welches ihn allein vom Thiere unterscheidet. Jede gesellschaftliche Verfassung, in welcher Mehrzahl der Stimmen entscheidet, ist eine thierische, weil man auf diese Weise der physischen Gewalt das Recht überläßt und die Vernunft ihr unterordnet. Nicht die Mehrzahl der Körper in einer Gesellschaft, sondern nur die Vernunft muß souverän sein.

XIII.

Die größte und mächtigste Feindin der Freiheit und Glückseligkeit ist die menschliche Unvernunft mit ihrem Gefolge von Vorurtheilen und Irrthümern. Sie hat die despotische Alleinherrschaft gestiftet, die Mythologien und Religionen erdacht, die National- und andere Vorurtheile den Menschen eingeimpft, den Ehrgeiz bewaffnet und alle Uebel verschuldet, unter welchen die Menschheit seufzt. Gegen sie kämpft jede irdische Macht vergebens, denn sie ist im Besitz aller physischen Mittel und widersteht mit roher Thierkraft dem edelsten Enthusiasmus wahrer Tugend und der Freiheitsliebe. Nur die Vernunft vermag etwas gegen sie.

XIV.

Nur was die Vernunft gebietet ist wahre Tugend, denn in ihr ist die Wahrheit und Glückseligkeit. Sie ist die höhere Natur des Menschen, die äußerste Veredlung des thierischen Instinkts. Ihr kommt die Allmacht der Souveränetät zu und des Menschen heiligste Pflicht ists, sich unter ihr Gesetz zu beugen.

XV.

Ein vernünftiger, oder was dasselbe ist, ein tugendhafter Zweck heiligt alle Mittel. Ein vernünftiger Tugendzweck ist aber immer nur der erreichbare und das Streben nach dem Unerreichbaren, Unmöglichen ist Verblendung, Irrthum, und ist man sich dieser Unmöglichkeit bewußt, Laster, Tollheit, Fanatismus. Der Vernunft ist es erlaubt großen Zwecken

Einzelwesen aufzuopfern und in der Alternative zwischen gegebenen Uebeln das kleinste zu wählen. Die Vernunft darf nichts dem Zufall überlassen, als das was sie nicht vollbringen kann.

XVI.

Jeder Vernünftige hat das Recht und die Pflicht die Unvernunft der Gesellschaft mit vernünftigen Mitteln zu bekämpfen. Wer an diesem Rechte zweifeln kann, besitzt es nicht, denn die Vernunft hat ihn nicht mit ihrer allgewaltigen Ueberzeugung ergriffen.

XVII.

Der Vernünftige darf und kann sich keinem menschlichen Tribunal unterwerfen, denn ihn beseelt das höchste Recht und die Tugend. Die Vernunft allein ist frei.

Dieß ist in die wesentlichsten Punkte zusammengefaßt die Konfession der „Zehn" und wir Alle Endesgenannten haben sie auf ewige Zeiten beschworen bei dem Allerheiligsten des menschlichen Gedankens, bei der Vernunft, bei der schönsten und edelsten Empfindung des Herzens, bei der Liebe und bei dem erhabenen Selbstgefühl der tugendvollen Reinheit unseres Willens und unserer Kraft, dem männlich stolzen Bewußtsein, bei der Ehre!

Dieser Konfession sind im Anhange beigefügt die besonderen Statuten des Vereins der Zehn. Sie lauten:

In Erwägung der Noth unseres Vaterlandes und der Ohnmacht des Einzelnen haben die Zehn sich vereinigt, um der vorstehenden Konfession gemäß rastlos und mit Aufwand aller ihrer vereinigten Kräfte die Wohlfahrt des Vaterlandes, die Freiheit und Glückseligkeit aller Mitglieder der Nation zu befördern und die Gesellschaft dem natürlichen Rechtszustande näher zu bringen. Aus diesem Zweck und aus unserem Bekenntnisse entspringen nachfolgende besondere Gesetze.

Im Namen und in Kraft der Gesellschaft darf kein Beschluß anders, als einmüthig gefaßt werden ꝛc.

Diesen Artikeln folgten noch viele andere, welche wir als unwichtig für unsere Geschichte übergehen. Nachdem Bruder Secundus alle wichtigen Akten der Gesellschaft abgelesen und jeden Einzelnen gefragt hatte, ob seine Ueberzeugung noch dieselbe sei wie bei Gründung des Vereins, nachdem endlich Alle dieß bejaht und neuerdings durch die übliche Eidesformel bekräftigt hatten, nahm Bruder Primus das Wort, um den Verbündeten den Zweck der heutigen Versammlung darzulegen und einen Vortrag zur Fassung eines Beschlusses zu machen. In seiner würdevollen, stolzen Haltung und dem tiefen heiligen Ernst seiner Rede offenbart sich nichts von der zweideutigen Natur Samboros. Sein ganzes Wesen scheint sich veredelt zu haben und Keiner unter den Zehn mochte sich in diesem Augenblicke erinnern, daß ein niedriger Diener das Wort führe im Angesichte der hochgebornen, außer diesen morschen Mauern einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmenden Verbündeten. Eine mächtige, große Idee nur konnte sie die gesellschaftliche Ordnung der Wirklichkeit so weit vergessen lassen, daß sie den Kammerdiener eines vielleicht Ebenbürtigen, als ihren Aeltesten mit sichtbarer Ehrfurcht betrachteten, und nur durch imponirende Geistesgewalt und große, der Gesellschaft oder ihrem Zweck geleistete Dienste, vereinigt mit der vollsten Ueberzeugung von der Unzweideutigkeit seiner Gesinnungen konnte das Gefühl des Mißbehagens unterdrücken, welches selbst den Vorurtheilslosen ergreift, sieht er einen Menschen aus der niedrigen Klasse der Herrendiener sich nahe gestellt. Hier oder nirgends im Leben erschien Samboro in seiner wahren Gestalt und nur einen gab es unter den Zehn, der daran gezweifelt hatte — den Jüngling Quintus, der als Verbündeter Mann geworden war. Seit seiner Rettung aus dem Kerker war auch von ihm das Miß-

trauen gewichen und aufrichtige Ehrfurcht an deſſen Stelle getreten.

„Geliebte Brüder!“ ſprach Primus, „wir haben uns ſo eben alle unſere Pflichten ins Gedächtniß gerufen und die Anſichten und den Zweck, worüber wir übereingekommen ſind, neuerdings geprüft, und Keiner von uns iſt wankend geworden in dem heiligen Vernunftglauben, der uns beſeelt. Nicht lange wirken wir vereinigt für unſeren großen Zweck und Großes haben wir vollbracht durch die Kraft der Einheit, der Vernunft und Wahrheit. Das Glück hat unſere Unternehmungen geſegnet. Viele Unglückliche haben wir gerettet, befreit aus peſtathmenden Kerkern und den Händen der Büttel. Tauſende von Nothleidenden und Bedrückten haben durch uns Hilfe und Recht gefunden. Aber die Quelle des Elends und Jammers in unſerem theuren Vaterlande iſt nicht erſchöpft, die Macht der Unvernunft nicht gebrochen, die Willkühr eines grauſamen, mit Schande und Fluch bedeckten Tirannen nicht vernichtet. Das hirnloſe Ungeheuer, der Wahn, hebt tauſend Häupter empor, und aus jeder Wunde, die wir ihm geſchlagen, entſpringen vervielfältigte Gliedmaßen, deren unvernichtbare Kraft das Heil der Nation erdrückt. Die rohe Gewalt erneuert täglich ihre Anſtrengungen das Gewicht des unerträglichen Joches, unter welchem wir ſchmachten, zu vermehren, und täglich ſinnreicher wird die Grauſamkeit des aus tauſend Augen ſchielenden Mißtrauens des Fürſten, der den vaterländiſchen Thron entehrt. Ruhm und Ehre, Glück und Kraft iſt von uns gewichen und der Name des Vaterlands iſt zum Geſpötte der Nachbarvölker geworden. Die Zeit, welche dieſen ſtets freundlichen Wechſel, Reichthum, Wiſſen und Erkenntniß bringt, hat für uns nur Schmach und Elend, Finſterniß und Kummer. Ich klage Severin II., König dieſes Landes, der ungeheuren Schuld an dieſen ungeheuren Uebeln an!“

„Auch wir klagen ihn deſſen an!“ riefen die übrigen Verbündeten, ihren Aelteſten ſtürmiſch unterbrechend.

„Ich klage ihn an der Mißhandlung aller Menſchenrechte, der Plünderung ſeines Volkes, der grauſamſten Ungerechtigkeit gegen Unbeſcholtene, der despotiſchen Unterdrückung aller Wort- und Gedankenfreiheit, der abſichtlichen Entſittlichung und Verfinſterung, des verſuchten körperlichen und Seelenmordes an unſerem Vaterlande. Ich klage ihn an des Hochverraths an der Menſchheit, ich nenne ihn rechtlich klagend einen Mörder und Dieb, und fordere Euch auf zum Gericht über ihn! Sprecht Brüder, haben wir ein Recht ihn zu richten?“

„Wir haben das Recht der Vernunft,“ antwortete Tertius unter dem beiſtimmenden Zuruf der Uebrigen, „zu richten über jeden Feind der Menſchheit und des Vaterlandes.“

„So ſprecht ein Urtheil über ihn, verſammelte Brüder!“ fuhr Primus fort, „denn koſtbar ſind die Augenblicke, dringend iſt die Noth, günſtig die Gelegenheit dem Vaterlande eine große ſegenbringende That zu opfern.“

„Ehe ihr richtet über den Feind des Vaterlandes,“ wendete Secundus ein, „vergönnt mir ein Wort der Milde und Beſonnenheit. Die Vernunft, welche uns ein Recht gibt, Verbrecher dem gemeinen Weſen unſchädlich zu machen, gebietet uns auch angemeſſene Vorſicht. Wir haben geſchworen phyſiſche Gewalt nur in den äußerſten Fällen anzuwenden und jeden Zweck genau zu prüfen, um zu ergründen, ob er auch wohlthätig, vernünftig und erreichbar. Die Noth des Vaterlandes iſt älter, als unſer Verein, doch haben wir bisher nur moraliſche Mittel gegen ſie angewendet und, wie uns Bruder Primus bemerkte, mit glücklichem Erfolg. Ich frage die verſammelten Brüder, ob ſich die Lage des Vaterlandes ſo weſentlich verändert habe, daß eine Aenderung in unſerem bisherigen Verfahren nothwendig wäre, ob ein gewaltſames Mittel unſerem Vaterlande Heil bringen könne,

ob nicht vielmehr größere Uebel zu befürchten seien von unserem Gewaltschritt, als die, welche wir abwenden wollen? Ich kenne die Veranlassung unserer heutigen Versammlung. Der König hat ein neues Verbrechen begangen und das Leben edler und hoher Personen, welche dem Bruder Primus besonders theuer zu sein scheinen, steht in dringender Gefahr, aber ich erlaube mir die Brüder zu erinnern, daß diese Gefahr nur Personen betrifft, nicht das gesammte Vaterland, daß selbst der Tod derselben ohne Bedeutung ist und ohne Einfluß wäre auf das allgemeine Wohl, welchem wir allein unsere Kraft geweiht. Ich stimme daher für Aufschub des Gerichts, bis wichtigere Interessen uns dazu vermögen werden."

„Wichtigere Interessen?" rief Quintus mit finsterer Wuth. „Wie lange wollen wir das aufschieben und verzögern, was uns eben das Alter unserer Noth gebeut? Hier stehen wir auf Trümmern, die laut sprechen von einer himmelschreienden That des Tirannen, die Manen des ermordeten Portius, dessen Geschlecht hier einst hauste, umschweben uns und wir unkräftige Söhne einer fluchbeladenen Zeit sprechen zögernd und unmuthig von Milde gegen den unverbesserlichen Vaterlandsfeind, dessen Spuren Gräuelthaten sind. Wahrlich, größere Grausamkeit ist nichts, als diese Milde und keine größere Gefahr kann es geben für das Vaterland, als das Leben dieses gekrönten Würgers. Eine herzlose, hochverrätherische Mäßigung predigt Ihr uns, Bruder Secundus. Einen großherzigen, edlen Jüngling und seine Freunde sollen wir hinschlachten lassen vor unseren Augen, weil ihr Tod ohne Bedeutung wäre für das Vaterland. Bei meiner Ehre schwöre ichs und bei Gott, wenn ich diesen neuen Frevel an der Menschheit nicht hindern kann, so will ich ihn rächen mit diesen meinen eignen Fäusten, und Bahn will ich mir brechen zu dem Leichnam des verfluchten Mörders und ihn erwürgen, mit meinen Zähnen zerfleischen. Ich reiße mich los aus diesem feigen Bund, beschließt ihr Anderes, als seinen Tod,

und allein will ich vollbringen, was ihr nicht zu beschließen gewagt."

„Mäßigt Euch, Quintus," beruhigte Primus den Zürnenden, es ziemt den Brüdern dieses Bundes nicht in Leidenschaft zu erbrennen und nur, weil Ihr der Jüngste seid von uns, mögen wir es ohne Rüge dulden, daß Ihr den Gesetzen zuwider handelt, denn es ist ein edler Zorn, der Euch entflammt. Was aber die weisen lobenswürdigen Bedenken unseres Bruders Secundus betrifft, so hoffe ich sie durch wahrhafte Darstellung unserer Lage zu beseitigen. Nicht unbedeutend für das gemeine Wohl des Vaterlandes ist das zu besorgende Unglück, der Tod des Herzogs Alexis, denn das Volk betrachtet ihn als den Erben des Thrones und liebt ihn. Seine Verhaftung allein hat die Gemüther aufgeregt, und fiele sein Haupt so ist ein allgemeiner Aufruhr unvermeidlich. Wollt Ihr denn, Bruder Secundus, die Verantwortung der Gräuel auf Euer Gewissen laden, die die Volkswuth vollbringen wird, wollt Ihr das Wohl des Vaterlandes einem rasenden Pöbel anvertrauen und ein müßiger Zuschauer sein, da Ihr Kraft besitzt im Vereine mit uns zu wirken? Wohl gebietet uns das abgelegte Bekenntniß des Vernunftglaubens weise Mäßigung und Vorsicht, aber sie verbietet uns auch so wichtige Dinge dem blinden Zufall zu überlassen. Wir haben die Wahl zwischen einem gewissen Unglück und einem sehr unwahrscheinlichen, welches der weise Bruder befürchtet. Keine Auskunft bleibt uns als das Gericht, die Gewalt. Alle moralischen Mittel sind erschöpft und schwerlich würden wir mit solchen einen blinden aufgeregten Volkshaufen in seinen Ausschweifungen bezähmen. Gerecht ist der Unwille der Nation und unsere Pflicht ists seine Ausartung zu verhüten. Mächtige Nachbarvölker sind bereit bei der geringsten Bewegung hereinzubrechen in unsere Provinzen um die ihnen zugefügten Beleidigungen an Severin zu rächen. Uns

kommt es zu durch ein schleuniges Gericht zu verhindern, daß ihre Rache nicht auch dem Vaterlande schädlich werde.“

„Gern füge ich mich in Eure bessere Weisheit,“ erwiderte Secundus, „doch wünschte ich, daß die Brüder vorerst noch reiflich erwögen, ob wir ein Recht haben das zu thun, was hier die Nothwendigkeit zu gebieten scheint, ob wir uns nicht täuschen, wenn wir glauben, die Vernunft gebiete das Gericht. Auch sprecht Ihr von dem jungen Herzoge, als von einem Erben des Thrones, obgleich die Grundsätze dieses Bundes auf eine vollständige Befreiung der Nation, auf Vernichtung der Alleinherrschaft dringen.“

„Unbestreitbar und göttlicher Natur ist unser Recht,“ antwortete ihm Primus, „den Wolf zu tödten der unsere Heerden zerfleischt, die Feuersbrunst zu verlöschen, welche unsere Wohnungen zerstört, das kranke Glied vom Körper zu trennen, das unser Leben zu vernichten droht, den Auswuchs vom Baume zu schneiden, der seine beste Kraft erschöpft.“

„Wohl passen Eure Gleichnisse auf das Unglück des Vaterlandes, und weisen auf dessen Recht zur Selbsthilfe und Nothwehr hin, aber ich bitte meinen Bruder zu bedenken, ob das Recht auf uns übertragen werden darf, ob wir die Hirten der gefährdeten Heerden, die Besitzer der brennenden Wohnungen, ob wir der kranke Körper, der ausgewachsene Baum sind, von denen er spricht, kurz, ob wir das Vaterland und seinen Willen repräsentiren können oder nicht. Kommt es dem Vaterlande zu sich selbst zu helfen, so werden wir uns dem großen Körper der Gesellschaft anschließen und in seinem Geiste wirken müssen, nicht aber als ein getrennter Bund von individueller Kraft und individuellem Willen. Wir sind nur berufen das Vaterland und seine heiligen Interessen mit unserer Einzelkraft zu unterstützen und es dünkt mir ein vermessenes Vorgreifen und eine Beeinträchtigung der Rechte der Gesellschaft, wollen wir in ihrem Namen entscheidende Thaten vollbringen.“

„Wohl wäre es Pflicht,“ fuhr Samboro fort, „unsere Einzelkraft so bescheiden einzuschränken, wie Ihr zu wünschen scheint, wollten wir uns weigern die Verantwortung unserer Thaten selbst zu tragen, aber wer von uns wäre so schwach in seinem beschworenen Glauben nicht jede Handlung, welche wir hier vereint und unseren Grundsätzen gemäß beschließen, selbst zu vertreten, wer von uns wäre so feig seine bessere Ueberzeugung dem zweideutigen Willen der Gesellschaft zu opfern? Das Vaterland ist ein ohnmächtiger Kranker, der sein Uebel nicht kennt und sich nicht zu helfen weiß, wer wollte das Recht des Arztes bezweifeln, der die Kenntniß des Uebels und den aufrichtigen Willen hat es zu heben, seine Heilmittel anzuwenden, selbst wenn dem Kranken die Besinnung fehlt um einzuwilligen in die Heilung? Uns ermächtigt die Vernunft und die Heiligkeit unsres Zweckes zu Allem, was wir billigen und für Recht erachten. Wir alle haben nur ein Interesse, das des Vaterlandes, wir alle sind bereit ihm alle Opfer zu bringen, welche wir bringen können, den letzten Blutstropfen zu verspritzen für sein Wohl. Wer im Gefühle dieser Gesinnung ist, der ist im Gefühle seines Rechtes. Das Leben eines Menschen ist, selbst wenn es das eines Gerechten wäre, ein kleines Opfer für das allgemeine Wohl — so sagt Ihr selbst, Bruder Secundus, und bereitwillig lasset Ihr Euch finden die edelsten Personen des Landes hinzugeben für den großen Preis. Ihr haltet es nicht für unrecht, nicht für pflichtwidrig ein so kostbares Opfer vollbringen zu lassen, Ihr muthet Euch ein großes Recht zu dieß zu dulden, und daran erkenn ich die Stärke Eures Vernunftglaubens, aber Ihr zögert ein weit kleineres Opfer zu bringen, das unsere Pflicht erheischt und daran will ich nur Eure weise Mäßigung erkennen. — Ihr protestirt ferner gegen die wahrscheinliche Fortdauer der Alleinherrschaft, gegen die wahrscheinliche Erhebung des Prinzen Alexis auf den erledigten Thron und findet diese unseren Grundsätzen nicht angemessen.

wie vom schnellen Lauf erschöpft auf eine weiche mit Seide überzogene Ottomanne. Die verschwenderische Ausschmückung der Wände und Fenster schienen ihm wenig zu gefallen, denn er warf verdrießliche Blicke auf sie und wendete sich mit keuschem Erröthen ab von den reizenden Gemälden und Bilderwerken, die ein unzarter Geschmack hier zusammengehäuft wie in einem Tempel der Wollust. Keine üppige Szene aus Ovids Metamorphosen war hier vergessen und überall sah man nackte Gestalten der Götter und Göttinnen altgriechischer Mythologie. Hier badete Diana, belauscht von Aktäon, und zeigte dem Zuschauer das herrlichste Lendenpaar, dort ertheilte Paris der Venus den Preis der Schönheit, während die beiden Nebenbuhlerinnen ihre fruchtlos enthüllten Reize vor Aerger zu verbergen vergessen. In diesen drei Gestalten sah man die Schönheiten des weiblichen Körpers von allen Seiten. Venus, stolz auf ihre Schönheit, ist ihrem Schätzer und dem Zuschauer mit dem Gesicht zugewendet und entfaltet alle Reizfülle des Vorderleibes, die zart gerundeten Brüste, den geheimnißvollen Schooß und die ätherisch geformten Glieder. Zu ihren Füßen liegt herabgesunken in weiche Drapperie das Gewand. Juno hat sich erzürnt abgewendet, und wer ihren schneeigen Rücken, die vollen Hüften, Schenkel und Waden sieht, muß schwören, daß Venus selbst keine größeren Schönheiten aufzuweisen habe. Dicht neben diesem Gemälde sieht man die Göttin, welche eben den Preis erhalten, mit Mars in dem von Vulkan geschmiedeten Netze liegen, während unfern von Beiden Jupiter die geraubte Europa umarmt. Aehnliche Darstellungen bedecken alle Wände und wäre auch nicht eine antike Statue vorhanden, welche ein lüsternes Mädchen am Altar des Priapus ihre Keuschheit opfernd darstellt, so könnte doch kaum ein Zweifel über die Bestimmung dieser Räume obwalten.

Umgeben von allen diesen Herrlichkeiten befand sich die Sultanin Zaire, wie sie sich nannte, ziemlich vergnügt,

denn ihr hoher Herr und „Gemahl" befriedigte alle ihre Launen und Wünsche mit dienstfertiger Galanterie. Unfähig die europäischen Sitten zu begreifen und die Familienverhältnisse aus anderem Gesichtspunkte zu betrachten, fand sie sich hochgeehrt durch die Gunst des Monarchen, der sie zu einer seiner Frauen erwählt habe, wie die Betrogene meinte. Der König versäumte seiner Seits nicht, was beitragen konnte die Täuschung der Favorite zu erhalten, und verschwendete ungeheure Summen, um sein Serrail mit würdigem Glanze auszustatten. Eine prächtige Villa war ganz zu diesem Zweck umgeschaffen worden; herrliche Gärten mit ausländischen Blumen und Bäumen umgaben sie, alle Kostbarkeiten des reichen Orients schmückten ihre Gemächer, und Wohlgerüche umdufteten überall die reizende Türkin. Ihr Fuß trat nur auf kostbare Stoffe und ihren süßen Leib schmückten prächtige Gewänder, goldenes Geschmeide und glänzende Edelsteine. Zum Zeitvertreib dienten ihr bunt gefiederte Papageie, blaunäsige Paviane und weichhaarige Schooßhunde. Auf ihren Wink eilten Negersklaven herbei die Befehle der hohen Herrin demüthig zu vernehmen und die Frauen hatten nichts anderes zu thun, als Zairen zu schmücken, sie aus- und anzukleiden, im Bade zu bedienen und das weiche dunkle Haar mit wohlriechenden Essenzen zu salben. Nichts fehlte dem kindischen Herzen der Tochter Al-Raschids, als ihre Gespielin Zuleima, denn den leisen Wunsch wagte sie sich nicht zu gestehen, daß ihr Sultan so jung und wohlgebildet sein möge, wie Alcanor, der schlanke Knabe von Damask, dessen sie sich so oft mit stillen Seufzern nach ihrer Heimath entsann und mit dessen Namen sie gerne den ihm gleichenden Quintus begrüßte. Leichter als Alcanor hatte sie ihren Vater, einen mächtigen Pascha im Lande der Beduinen, vergessen und die Ruinen von Palmyra in der Wüste, wo sie geboren, und die Höhen des Libanon, an dessen Fuß sie erzogen worden war. Sie sehnte sich nicht mehr zurück unter die finsteren Brauen ihres strengen

Vaters und war sogar nicht böse auf ihres Vaters Bruder, den Kaufmann Dschebel-Nebbin-Al-Raschid, der sie auf einer Geschäftsreise dem Könige geschenkt oder vielmehr verhandelt hatte. Sie vermißte ja mitten in dem fremden Lande nichts von den gewohnten Lebensgenüssen und durfte die Weise ihrer Heimath nicht nach fremdem Muster gestalten und selbst die eigenthümliche malerische Kleidung ward ihr vergönnt beizubehalten. Weite batistene Beinkleider verhüllten ihre Glieder und ein kurzes, hellblaues Gewand von Seide umfing Brust, Schultern und Hüften der schlanken Orientalin. Ihr Haupt bedeckte ein leichter seidener Turban, geschmückt mit dem Gefieder des Paradiesvogels und an ihrer Stirne funkelte in diademartiger Einfassung ein kostbarer Rubin.

„Ach, wie bleich bist Du, Alcanor," fragte Zaire den Erschöpften und die liebevolle Besorgniß des kindlichen Gemüths hauchte ein Wölkchen auf die klare Stirne der Favorite, „Dein Auge glänzt nicht mehr so feurig wie der Abendstern, Deine Wange ist weiß wie die Wüste im Mondschein — sprich Alcanor, was fehlt Dir?"

Quintus schwieg und betrachtete traurig das bekümmerte Mädchen. Sie setzte sich an seine Seite und umschlang mit dem weichen warmen Arm den Nacken des Jünglings, aber dieser drängte sie sanft zurück und stützte sinnend seinen Kopf in die Hand.

„Immer bist Du noch kalt wie Herbstfrost, Alcanor, und nie nahst Du mir freundlich. Du bist stolz wie ein Abkömmling der Dschengis-Khans und noch mehr, denn ein solcher würde die Blume der Wüste, wie mich Alle nannten in der Heimath, nicht verschmähen. Du liebst mich nicht, Alcanor, und doch was willst Du bei mir, wenn Du mich nicht liebst? Du hast mich gesucht und die Rache des Großherrn gewagt und doch bringst Du nur kalte Blicke? Ich kenne weder Deinen Namen noch Dein Geschlecht und Deinen Stand und doch muß ich Dich lieben, denn Du gleichst Alcanor

wie der Abendstern dem Morgenstern. Aber er war nicht so traurig und würde Zaire lieben. Was willst Du bei mir, wunderbarer Fremdling, zum dritten Male sehe und sprech ich Dich und noch hast Du mir kein Wort gesagt von Deiner Liebe. Zaire ist recht traurig.“

Als sie sah, daß Quintus sie reden ließ, ohne zu antworten, fing sie an zu weinen.

„Sprich, Alcanor, was hat Dir Zaire gethan, daß Du sie nicht liebst. Habe ich Dich beleidigt mit albernem Geschwätz, o so verzeih mir, sprich, was muß Zaire thun um Dir zu gefallen.“

„Zaire würde das nicht thun, was ich von ihr verlangen könnte,“ antwortete Quintus trocken.

„O doch, Alcanor — Zaire wird es thun, wenn Du sie liebst. Soll ich Dir ein Lied singen nach der Weise unseres Landes, oder soll ich die Cymbel schlagen und tanzen? O, Zaire kann Alles, sie hat tanzen gelernt von den Odalisken und wenn sie sang, sagte man, Behmer, der Amschaspans, der Genius der Vögel habe ihr den Gesang gelehrt. Soll ich Dir das Lied singen von der Liebe Sehnsucht, welches der gepriesene Ibn Arab-Schah gedichtet? Ich sing es so gerne wenn Du nicht bei mir bist.“

„Was ich von Dir verlangen möchte, ist nicht Spiel, nicht Gesang, sondern eine ernste That.“

„Ich verstehe Dich, mein Alcanor, Du willst, ich soll Deinen Propheten anbeten und der Sultan sagte mir dasselbe. Er ließ mein Haupt mit Wasser begießen und nannte mich eine Christin — aber ich bete nur zu Allah. Doch wenn Du es befiehlst, Geliebter, so will ich künftig nur Euren Propheten anrufen. Ich weiß es, Ihr verachtet unsern Glauben — auch wir schätzen in unserem Lande die Ungläubigen gering. Gerne will ich Dir den Gefallen thun und nach Eurer Weise beten, aber wirst Du mich auch dann lieben?“

Quintus umschlang lächelnd das naive Mädchen, welches

ihm ihren Glauben opfern wollte. Dankbare Blicke weilten auf ihrem Augenpaar.

„Du irrſt, ſchöne Zaire, ich will nicht, daß Du Deinen Propheten verleugneſt und ich könnte Dich nicht lieben darum. Ich kann nicht lieben, was ich nicht ganz und ungetheilt beſitze, und Deine Schönheit hat für mich keinen Reiz, ſo lange ſie von der Umarmung Deines Sultans, wie Du den König nennſt, entweiht wird.“

Er ſtellte ihr nun das Verächtliche ihres Verhältniſſes mit grellen Farben dar und ſuchte ihr begreiflich zu machen, wie die Sitten dieſes Landes die Frauen ehren. Er ſagte ihr, ſie ſei nicht die Frau des Königs, und als Favoritin desſelben nicht mehr geachtet, als die feilen Dirnen in den Straßen von Konſtantinopel, welche von dem Janitſcharenpöbel mißhandelt und ausgepeitſcht würden. Alles, was ſie umgebe, ſei Betrug und Täuſchung, und wenn ſie einſt dem König nicht mehr gefalle, ſo werde er ſie ohne Zweifel der Schande und Armuth preisgeben, wie ſchon viele ihrer Vorgängerinnen. Sie werde dann den Reſt ihrer Reize den Lüſten des Pöbels weihen müſſen, um ein armſeliges Daſein zu friſten, bis ſie von Mangel und Entbehrung, von ſchändlichen Krankheiten erſchöpft ihren Geiſt aufgebe, oder bis man ſie in einer öffentlichen Strafanſtalt mit dem verworfenſten Geſindel in Geſellſchaft einſperre zur niedrigſten Arbeit — denn obwohl der König ſelbſt ſich allen Ausſchweifungen ergebe, ſo werde doch die unſittliche Aufführung öffentlicher Dirnen aufs Grauſamſte beſtraft.

Zaire erſtaunte nicht wenig über dieſe Reden, denn Niemand hatte bisher gewagt ſie der künſtlichen Täuſchung zu entreißen und ihr begreiflich zu machen, daß ſie für die Befriedigung der Begierden eines Königs nichts zu erwarten habe, als Schmach und Elend. Sie weinte heftig, ſprang auf und zückte einen Dolch gegen das Bildniß des Königs, der ſie ſo arg betrogen. Sie ſchwor beim großen Propheten,

die Schmach, welche man der Tochter Al-Raschids angethan, zu rächen und lieber zu sterben, als länger die Gunst eines Wüstlings mit verworfenen Dirnen zu theilen. Sie, um welche einst Mahomed Hussein Pascha von Egypten gefreit, die der Großherr selbst unter die ersten Frauen des Harems aufgenommen haben würde, sie, die Tochter Al-Raschids werde nicht leben ohne Ehre. Heftig schmähte sie dieß schlechte Land der falschen ungläubigen Gyaurs und verwünschte den Verrath des niederträchtigen Oheims, der sie hierher verkauft habe. In eben dem Grade, in welchem Quintus seine Darstellung ihrer Lage, übertrieb auch sie in Worten und Vorstellungen den Glanz und die Herrlichkeit ihrer Heimath, den Ruhm ihres Geschlechtes, den Reichthum und die Macht ihres Vaters Al-Raschid. Sie gedachte nicht des trostlosen Zustandes, in welchem ihre Familie durch einen jener, in barbarischen Ländern so häufigen Wechselfälle der ephemeren Macht und Größe gerathen war, sondern forderte gebieterisch in die Paläste des großen Pascha zurückgebracht zu werden, ohne zu ahnen, daß in dem Augenblicke eine ärmliche Hütte in Karamanien allen Reichthum des von seiner Höhe gesunkenen Vaters umschloß.

Quintus ließ das gekränkte Weib ausrasen bis zur Erschöpfung, denn im Zorne hatte sie ihren Alcanor gänzlich vergessen. Endlich aber erinnerte sie sich seiner und beschwor ihn sie zu befreien „aus den Klauen des Tiegers, aus dem Rachen des falschen Kaimans, des verfluchten Gyaurkönigs,“ den sie in den Abgrund der Hölle verwünschte. Sie versprach ihm und rief Allah zum Zeugen ihres Schwures an, Alles zu thun, was er von ihr verlangen werde, wolle er sie zum Lohn aus diesem Hause entführen und nach der Sitte seines Landes zum einzigen Weibe nehmen. Quintus benutzte diese Stimmung mit Hast und gelobte ihr Erfüllung ihres Wunsches wenn sie seinem Verlangen willfahre — und dem Tirannen ein stark wirkendes Gift, welches er mitgebracht, in den Früh-

trank miſchen wolle, welchen der König bei ihr einzunehmen pflege. Zaire verſprach es ihm und der erſte Kuß des ſpröden Jünglings verwebte die Liebenden zu einem ewigen unauflöslichen Bund, entzündete das Blut der Türkin zu wüthenden Begierden.

Die Natur hatte ihr koloſſales Gleichniß beendigt, der Sturm hatte ausgetobt und alle Gegenden lagen verwüſtet durch ſeine Gewalt. Zahlloſe Bäume lagen gebrochen oder entwurzelt in den Wäldern, reiche Saatfelder waren von den Fluthen hinweggeſchwemmt, viele Häuſer der Landbewohner abgedeckt, die Garben auf den Feldern zerriſſen und in alle vier Winde zerſtreut: der zurückgetretene Strom ſpühlte verſtümmelte Leichen, zertrümmertes Hausgeräth und zerſplittertes Gebälk an das Ufer. Allenthalben ſah man die traurigen Spuren des nächtlichen Orkans und halbnackte Menſchen beweinten ihren zerſtörten Beſitz an Acker und Frucht. Finſter blickende Väter zählten die Häupter ihrer Lieben und manches fehlte. Da ſtieg aus der tiefen Nacht des Oſtens ein leuchtender Cherub, der Tag, empor und die zerriſſenen Wolken entflohen, die Klarheit des Aethers enthüllend, nach der Abendgrenze des Horizonts. Mit ihnen entwich eine dunkle ſchwere Zeit, eine in Angſt durchlebte Sturmnacht des Lebens der Menſchheit. Das Licht ſtreute eine neue reiche Saat auf den zerwühlten Boden, damit ein neues Zeitalter erblühe aus dem zerſetzten Leben des verblichenen. Es war ein hoffnungsreiches Erwachen auf Gräbern, ein ruhiges, wieder hoffendes Lächeln nach einem heftigen, verwundenen Schmerz.

„Seht, welch' ein ſchöner Morgen nach dieſer ſchrecklichen Nacht!“ riefen die ſtaunend Erwachten, „Gott, was iſt Alles geſchehen in ihr — der König ermordet, die Gegend

überschwemmt — Aufruhr in der Stadt — wahrlich ein Unglück kommt nicht allein — wollte Gott, wir hätten Alles Uebel überstanden — es war eine schwere, schwere Zeit!"

Wirklich war diese Nacht voll Verhängniß für das ganze Land, noch mehr aber für die handelnden Personen unserer Geschichte. In ihr ging das Geschlecht der Gaudiner, die Regierung des Pfaffenthums und der blinden Despotie, in ihr ging die lachende Jugendzeit unseres Helden unter. Des Lebens tiefster Ernst hatte ihn angeweht mit kaltem Hauche und äußerst stark muß das Gemüth des jungen Mannes sein, kann es sich auf den Höhen des Thrones erheitern. In dieser Nacht starb Severin, in dieser Nacht haben wir gleich am Anfange dieser Geschichte den nächtlichen Wanderer begleitet und sind Zeugen gewesen von der finsteren That die er vollbracht. Kein Zweifel kann dem Leser bleiben über ihn — es war Samboro. Das Opfer seiner herzlos berechnenden Klugheit aber war Amandens geraubter Knabe. So war jedes Hinderniß hinweggeräumt und die Leichen der Ermordeten dienten dem Prinzen zu Stufen auf die Höhe des Thrones. Möchten dem Ehrgeiz eines Fürsten nie größere Opfer gefallen sein und jedes unvermeidliche Verbrechen aus keinem schlimmeren Beweggrund entspringen. Die „Zehn" hatten gerichtet über einen König, Samboro über die Zehn, ihn selbst richte am Schluß seines Lebens die Vernunft.

In der Residenz bewegte sich am Morgen die Bevölkerung geräuschvoll durch die Straßen. Das königliche Schloß war von einem Haufen Müßiger umgeben, die, gewohnt keine Stimme zu haben in Sachen des Vaterlandes, sich fragten: „wer wird nun König werden?" Noch stritt man sich über diese Frage und die seltsamsten Gerüchte gingen von Mund zu Mund, als Alexis zu Pferd an der Spitze der Vornehmsten des Reichs in den Straßen erschien. Blasse Wehmuth bedeckte sein Angesicht und stumm durch die wogende Menge

furchtlos reitend im gemeſſenen Schritt begrüßte er das Volk. Da erſcholl ein Schrei aus tauſend Kehlen:

„Heil unſ'rem König Alexis!“

An den Fenſtern und auf den Balkons der Häuſer und Paläſte aber ſtanden zarte Frauen mit wehenden Tüchern und pochendem Herzen, warfen Blumen und Kränze herab und riefen dem dunkel gelockten ſtolzen Jüngling zu, hingeriſſen von Patriotismus und geheimer Liebe:

„Heil unſ'rem König Alexis!“

Zweites Buch.

Kann Ehre ein Bein anſetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder eine Wunde ſtillen? Nein. Ehre verſteht ſich alſo nicht auf Chirurgie? Nein. Was iſt Ehre? Ein Wort. Was ſteckt in dem Wort Ehre? Was iſt dieſe Ehre? Luft. Eine feine Rechnung. Wer hat ſie? Der Mittwochs geſtorben iſt. Fühlt er ſie? Nein. Hört er ſie? Nein. Iſt ſie alſo nicht fühlbar? Für den Todten nicht. Aber lebt ſie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Mißgunſt giebt es nicht zu. Ich mag ſie alſo nicht. — Ehre iſt ein bloßer Leichenſtein und ſo iſt mein Katechismus.

Fallſtaff in Shakespeares Heinrich IV.

1.

„König! König Alexis!“ so rief der Neugekrönte im einsamen Selbstgespräch und betrachtete die vor seinen Augen auf rothsammtenen Kissen liegenden Reichsinsignien, die Symbole seiner Gewalt und Größe, Krone und Szepter mit verwunderten sinnenden Blicken. „Ist's auch wahr, kein Trugbild eines Fiebertraumes, dieß kostbare Kleinod, die größte Zierde eines menschlichen Hauptes ist mein?! König, Herr, über Millionen, über ein weites schönes Land, das zwei Meere bespühlen — König heut und noch vor wenigen Tagen ein ohnmächtiger Gefangener, ohne Wunsch und Hoffnung, in schwere Fesseln geschmiedet. König! welch' ein ungeheurer Begriff! Mein das herrliche Reich, mit allen seinen Schätzen, Städten, mit all' seinem Naturreichthum, mit allen Menschen, mein das Gold in der Erde Schacht, mein die herrlichsten Früchte der Oberfläche, und mein die Wesen, welche sie ernähren. Wo ich hingreife, faß' ich mein Eigenthum, wo ich hinschaue gebietet mein Wille, und was ich denke, was ich wünsche — ist geschehen, ist erfüllt. Dieses gährenden Hauptes kühne Pläne — sind vollbrachte Thaten, dieses stürmische Streben meiner Brust kennt kein unerreichbares Ziel. Meine Kraft hat Millionen Arme, und einen ungeheuren Spielraum, ich

lebe mit Millionen Körpern, ſehe mit Millionen Augen. Mein Wille iſt Allmacht, mein Zorn iſt Krieg, mein Leben ein Zeitraum der Weltgeſchichte. Meine Stimme und mein Arm reicht über den Ozean, auf meinen Wink erſtehen Städte, die viele Geſchlechter überleben, auf meinen Wink öffnen die Berge ihren Schooß, wenden die Flüſſe ihren Lauf. Das Meer ſchränk' ich ein mit meinem Fuß und über ſeine Wogen gleitet mächtig meine Hand. Aus ſeinem Grund hole ich mir meinen Tribut, Perlen und Korallen, auf ſeinen Gewäſſern tödt' ich den Hay und meine Netze erfüllt das Volk der Fiſche. Und der ſtolze Menſch mit ſeiner Allem gebietenden Kraft, mit ſeinem alle Geheimniſſe der Natur ergründenden Verſtand, mit ſeiner Herrſchaft über das organiſche und unorganiſche Leben iſt mein Unterthan. Was Millionen vollbringen mit vereinter Kraft, iſt mein Werk und jedwede Menſchenthat geht aus meinem Geheiß, aus meiner Billigung hervor. Jeder iſt mir ſein Leben und ſeinen Beſitz ſchuldig, auf meinen Befehl hört er auf zu leben und all' ſein Thun muß er modeln nach meinem Geſetz. Und wollt' ich mich baden im Menſchenblut — ich könnt' es. Keine ſichtbare Macht iſt über mir und hoch ſteht mein Thron über der Menſchheit. Kein menſchliches Tribunal richtet über meine Thaten, und nur dem eigenen Verſtand, dem eigenen Gefühl folg' ich. Meine Gnade beglückt, mein Zorn vernichtet. Tauſende kann ich ſchlachten zum Zeitvertreib, ihr Eigenthum kann ich vergeuden, ihre Töchter und Frauen, die Schönſten des Landes kann ich mir aneignen. Und bin ich würdig dieſer Allgewalt? Noch hab' ich nichts gethan, was meinen Werth bewieſe, kaum noch bin ich Mann und ſchon gehorchen mir Greiſe, und wär' ich ein hilflos ſchwaches Kind — ſie gehorchten mir. Ich bin nicht mehr als ein ſchwacher fehlbarer Menſch, nicht erhaben über die Leidenſchaft, nicht erhaben über menſchliche Urtheilskraft. Beſſere und Weiſere mag es geben im Lande und doch bin ich der Mächtigſte. O, die Menſchen ſind

leichtsinnige Thoren, so ungemessene Gewalt einem Erdensohne zu lassen — der Beste seiner Zeit und eines Jahrhunderts ist ihrer unwerth. Einem Gott voll übermenschlicher Weisheit, voll selbstständiger unerborgter Gewalt, käme es zu den Szepter zu schwingen über die Menschheit.“

„Und doch möcht' ich sie nicht missen, diese göttliche Gewalt und Keinem Andern sie vergönnen. Nicht erworben und verdient hab' ich sie, denn wer vollbrächte so göttliche That, um solchen Preis zu verdienen? Der Himmel hat sie mir geschenkt und ohne Mühe hab ich Besitz genommen von ihr, aber das schwöre ich beim allmächtigen Gott, der unsere Herzen kennt, daß ich nichts thun will mich ihrer unwerth zu zeigen. Die Thränen will ich trocknen, die mein Vorgänger fließen gemacht, die Wunden will ich heilen, die er seinem Volke geschlagen, und in Vergessenheit sollen alle Greuel und Verbrechen seiner Zeit versinken. Nur Glückliche soll es in meinem Reiche geben und die finsteren Vorurtheile sollen verschwinden vor den Augen meines Volks. Ich will die Binde lösen, die seinen Blick, die Fesseln, die seine Kraft gefangen gehalten, in meinem Reiche soll Licht und Glückseligkeit, Macht und Ruhm auferstehen aus den traurigen Trümmern meines zerstörten Vaterlandes. —“

„Heil unsrem König Alexis!“ rief unter den Fenstern des Palastes ein zahlreicher Volkshaufe, der im Taumel der Freude über die glückliche Veränderung fast immer die Residenz umschwärmte.

„Heil, Heil unserem König!“ wiederholte sich auf allen Seiten der allgemeine Jubelruf.

„Heil meinem Volk!“ antwortete Alexis, indem er freudig überrascht aufsprang und mit freundlichen Winken die Jubelnden begrüßte. „Heil Allen, die unter mir geboren werden. O, wie ich sie liebe, diese frohen Menschen, was ich mein nenne, will ich ihnen opfern und leben und wachen will ich für sie wie ein guter Vater für ihr Wohl. Ich will nicht

froh sein, wenn ich weiß, daß Einer unter ihnen weint, ich will nicht ruhen, wenn ich weiß, daß ihnen meine Thätigkeit frommen kann. Segnen sollen mich noch ihre Enkel und meiner Zeit und meinem Namen will ich ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte bauen. So lange ich lebe, soll mich mein Volk lieben und keinen Fluch will ich auf meine Krone laden."

So schwärmte der junge Monarch und Freudenthränen stürzten aus seinen Augen auf die blasse Wange. Samboro, der unbemerkt hereingetreten war, blieb mit Wohlgefallen horchend an der Thüre stehen, weniger aus Ehrfurcht, wie es schien, denn aus Neugierde die lauten Gedanken seines gekrönten Herrn zu belauschen.

„Ohne Fluch wird es nicht abgehen, hoher Herr!" sagte Samboro, indem er hervortrat, „es hat noch Keiner regiert auf diesem Erdenrunde, den nicht Tausende verwünscht hätten. Volksgunst ist ein gar unverläßlich Ding, sie läuft ab und zu wie der Sand in der Uhr. Heute schreit der Haufe „Heil" und morgen „crucifige!" Ihr könnt Euch keinen Segen verdienen ohne Fluch auf Euch zu laden, auch geschieht es bei Regenten eben so häufig, daß sie Segen verdienen, wenn sie Fluch erndten, und Segen erndten, wenn sie Fluch verdienen. Wäre ich ein Sokrates und Ihr mein gelehriger Zögling, so würde ich Euch sagen, kümmert Euch weder um das Eine noch um das Andere."

„Wie, Samboro, Du rietheſt einem König die Menschen zu verachten?"

„Wenn Ihr das so nennen wollt — ja — ich heiße es nur die Menschen nicht überschätzen."

„Mag das Weisheit sein — mich gelüstet nicht nach ihr. Welchen Richter hätte die Majestät über sich, und welchen Lohn könnte sie erstreben, welche Strafe fürchten, als die öffentliche Meinung, den Ruhm, die Schande? Ja, Samboro, ich gestehe es, ich schätze die Menschen und ihr Urtheil

wird die Richtschnur meiner Handlungen sein. Diese Krone will ich wegwerfen, wenn sie mir nicht Ruhm und Ehre bringt.“

„Viele sind glücklich geworden durch diese königliche Gesinnung, und ich wünsche, daß sie Euch kein Unheil bringen möge. Darum verzeiht, wenn ein unwürdiger Knecht sich nicht bis zu der Höhe Eurer edlen Gedanken zu erheben vermag, aber verschmäht darum seine Klugheit nicht, die allein Euch schützen kann auf der gefährlichen Bahn, die Ihr zu betreten wünscht. Es ist ein Wagniß, würdig Eurer Majestät, nach Ruhm zu streben, ein starkes Herz gehört dazu ihn zu wollen und kein Opfer zu scheuen, das er grausam verlangt. Ihr habt ein wahres Wort gesprochen, als Ihr sagtet, der Ruhm allein ist des königlichen Strebens Eurer Macht würdig, denn Alles, was den gewöhnlichen Menschen glücklich macht, ist Euer eigen, nur nicht der Ruhm; jeder Zweck ist klein für Eure Kraft, bei dem Ihr sie nicht ganz einsetzt.“

Der König war zu sehr mit seinen Ideen beschäftigt, als daß er hätte den Hohn bemerken können, mit welchem Samboro seine Meinungen vortrug. Der alte kluge Diener hatte es wohl bemerkt, daß sein Herr in den ersten Augenblicken seiner Regierung den Einflüsterungen des Ehrgeizes willig Gehör gab, und schien kein großes Gefallen an dieser Entdeckung zu finden. Darum wagen wir es, seine Spottrede günstiger zu beurtheilen und ihr eine menschenfreundlichere Gesinnung unterzulegen, als er selbst auszusprechen und durch seine Handlungen zu offenbaren scheint. „Jeder Zweck ist klein, bei dem Ihr nicht Eure Kraft ganz einsetzt.“ Diese stark betonten Worte haben einen tiefen philanthropischen Sinn, denn, wie wir Samboro kennen, dürfen wir ihm zumuthen, daß er das Verbrecherische des Strebens nach Ruhm und der Aufwendung aller Kraft — die einem Könige zu weiserem Schalten anvertraut ist — wohl erkannt habe. Alle ruhmsüchtigen Ti-

rannen, welchen es gelang ihr Ziel zu erreichen, haben die Kräfte ihrer Unterthanen verschwendet, ganze Zeiträume des weltgeschichtlichen Lebens aufgeopfert, ganze Nationen zu Grunde gerichtet, ihre eigene und die Glückseligkeit ihrer Zeitgenossen ans gewagte Spiel gesetzt für den traurigen Gewinn eines berühmten Namens. Das Wesen des Ruhmes selbst deutet auf auffallend große Ereignisse und Thaten hin und selbst große Schöpfungen sind in der Zerstörung des Bestehenden bedingt. Diese geschichtliche Erfahrung und Betrachtung war gewiß dem Verstande Samboros nicht fremd, und seine Vernunftmoral mußte das Streben nach Ruhm, als die verwerflichste Richtung eines Fürstengemüthes, bezeichnen. Und was ist dieser Ruhm, mußte er sich sagen, als ein lügenhaftes, wankelmüthiges Phantom von zweifelhafter Dauer und von wechselndem Glanz — es wird verdunkelt oder entstellt, so lange bis es ein fernes Jahrhundert verschlingt, bis es untergeht wie alles Irdische in der Untiefe der Vergessenheit? Welcher wahrhaft große Geist kann wünschen, daß sein Name die Zeit überlebe, in der er mit lebendigem Wort und lebendiger That seinen Werth vertheidigen kann gegen ungerechte Beschuldigung, gegen schiefes unverständiges Urtheil, daß er verstümmelt in fernen Zeiten fortlebe, wo er keinen Anwald hat, als leichtsinnig aburtheilende Geschichtsschreiber verschiedenen Glaubens, verschiedener Talente, preisgegeben jedem Muthwillen und jeder bösen Laune, bis von ihm nichts bleibt, als ein unförmlicher Laut, ein lügenhaftes Bild; bis die Phantasie ihn in abentheuerliche Gestalten kleidet und die Zweifelsucht seine Existenz leugnet? Die kleinliche Eitelkeit einer schwachen Seele allein kann es wünschen, daß der menschliche Unverstand und die unmündige Meinung des Haufens sein Andenken überschätze, ihm Altäre baue und Weihrauch opfere, derselbe Menschenpöbel ihn ehre, der durch Jahrtausende das Bild eines Stieres verehrt, Narren und Bösewichter vergöttert, der Alles heiligt, was seinen Sinnen

imponirt, und wäre es die niedrigste Gestalt, der ekelhafteste Stoff.

Anders dachte und fühlte Alexis. Der Glanz der Majestät hat ihn berauscht und der Gedanke an seine nunmehrige Macht hatte seinem Geiste Aufschwung und solche Ueberkraft gegeben, daß er unfähig ist seine Wünsche zu bändigen und in dem irdischen Kreise der Wirklichkeit zu bleiben. Eine Menge reizender Vorstellungen waren aufgetaucht und ihre Sinnlichkeit, unterstützt von einem brausenden Geblüt hat die nüchtern-prüfende Vernunft niedergerungen. Schönheit siegt über die Wahrheit, und lieber schwärmte sein jugendlicher Geist in den grenzenlosen Räumen der Phantasie, wo reiche Sinnenlust und warmes Empfinden das Dunkel der Ungewißheit gerne tauscht für die lichte, kalte Wahrheit der eng begrenzten philosophischen Denksphäre. Dort fand er ewiges Leben, erhabene göttliche Schöpfungen, hier Tod und Verwüstung und alle traurigen Wahrheiten des Lebens. Wäre er niederer Abkunft gewesen, so würde er nun als Regent seine Wirkungskraft vorerst zur schleunigen Erwerbung aller jener Lebensgenüsse, welche ihm bisher gemangelt, verwendet haben, wäre er nicht Mann geworden in der ehebrecherischen Umarmung, so würde er von vagen Wünschen hingerissen worden sein, tausend unsichere, undurchdachte Pläne gefaßt und aufgegeben, seine ganze Kraft in richtungsloser Schwärmerei vergeudet haben, ohne zu wissen, was er festhalten, was er aufgeben müsse. Oder hätte eine gemeine Seele in ihm gewohnt, so würde er seine Macht zu niedrigen, selbstsüchtigen Zwecken angewendet, dem rohesten Materialismus angehangen haben, der das Schöne verbannt und das Edle, um allein in vollkräftigem Genuß alle Begierden zu ersäufen. Er war Alles das nicht — fein gebildet, im Ueberfluß erzogen, in Liebe ermannt, durch Betrachtung erleuchtet, von der Idee beseligt, von der Erkenntniß beschützt, konnte er seiner ungestümen Kraft nur *eine* falsche Richtung geben, fand er nur

eine unbefriedigte Begierde in ſeiner Bruſt, nur eine Schwachheit und einen Hauptirrthum, der tauſend kleine Irrthümer in ſich ſchließt, nur eine edle Thorheit — den Ehrgeiz — oder vielmehr deſſen höchſte Potenz — die Ruhmſucht. In einer niederen Stellung würde ſein erleuchteter Verſtand bald die Eitelkeit ſolchen Strebens erkannt haben, aber auf den Höhen der Menſchheit ward er in einer, für keine menſchliche Bruſt bemeſſenen Atmosphäre, von Wahn und Selbſttäuſchung umdüſtert, und ſein Auge fand nichts Höheres, als den glänzenden Irrwiſch der Könige — den Ruhm. Wie er noch vor wenigen Tagen, als ein ohnmächtiger Prinz, die Freiheit geliebt, ſo liebte er nun ſeine eigene Macht und die Ehre, und ſo ward in wunderbarer Metamorphoſe ein edler, einem Brutus, Scävola, Tell, Washington verwandter Geiſt auf der Wolkenhöhe der Majeſtät mit der größten Leidenſchaft der Tirannen befruchtet — ſo ward aus einem himmelſtürmenden Giganten ein blitzender Zevs, aus einem großen Menſchen ein kleiner Gott. Wie bisher der edle Stolz des Selbſtwerths, des kräftigen Selbſtbewußtſeins, beſeelte ihn nun der gefährliche Stolz der Macht und unverdienten Größe.

Gemildert und veredelt zwar ward dieſe Leidenſchaft durch eine jugendliche Menſchenliebe, die ſein Inneres erwärmte, und dem unbändigen Wunſch einen ſtarken Zaum anlegte durch edle Großmuth und zu Opfern bereitwilligen Patriotism. Noch hatte er nicht die größte Bitterkeit des Lebens, das Verkanntwerden, Unbill und böſes Urtheil, Verrath und Heuchelei, gekoſtet, noch theilte er die Menſchen in gute und ſchlechte, Weiſe und Thoren, noch wußte er nichts von dem Erblaſter der Menſchheit, dem Alle ergeben ſind, das die Edelſten zu Verbrechern, die Verſtändigſten zu Thoren macht — der Selbſtſucht. Noch wußte er nicht, daß Alle mit einer ſchrecklichen Erbſünde, die ein ſchwerer Fluch der Gottheit auf ſie geladen, behaftet ſind — mit dem alles Edle entweihenden, alle Wahrheit entſtellenden, alle Tugend

verketzernde Wahn. Noch hatte er die Quelle, aus welcher Geringschätzung des Werths anderer und des eigenen entspringt, Ueberdruß, Mißtrauen und Haß, nicht gefunden, ihre bittere Wahrheit nicht getrunken. Sein Auge strahlte Heiterkeit und Liebe, den Schleier der letzten hatte noch keine frevelnde Hand von dem Bilde zu Sais gerissen; er liebte das Leben und seine schöne Täuschung. Sein hochherziger Philantropism war das Gegengewicht zu seiner Ruhmsucht und zum wenigsten hatte sein Volk eben so viel Heil, als Unglück von seinen Thaten zu erwarten. Sein Ehrgeiz bedrohte die Menschheit, seine Großmüthigkeit ihn selbst zu Gunsten der ersten. Samboro fürchtete daher diese eben so wie jenen.

In den ersten Tagen seiner Macht umgaukelten Alexis nur die glänzendsten Vorbilder der Menschen- und Fürstengröße. Gewaltige Namen, welche die Geschichte mit Ehrfurcht nennt, klangen in seinem Ohr, und das Andenken ihrer Großthaten schien ihm zuzurufen: Auf, werde ihnen gleich! Es wurde ihm gegenwärtig, wie ein Leonidas bei Thermopylä focht, wie ein Julius Cäsar siegte, wie Achilles kämpfte vor Troja, wie ein Alexander eroberte, ein Lykurg Gesetze gab, ein Marc Aurel mit Weisheit herrschte. Er sah im Geiste Troja fallen, Carthago zerstören, Rom erbauen, die Wunderschlacht der Markomannen, und kämpfte, schlug mit, siegte und fühlte den Lorbeer rauschen auf seinem Haupte. Aber mitten in diesen wildbewegten Schlachtbildern stieg ein grämlicher Zweifel auf, ob so blutige Großthaten nicht verbrecherische Frevel an der Menschheit seien. Eine zweifache Menschengröße schien ihm erstrebenswerth, die Größe des Helden, die Größe des Weisen. Zum Heldenthume drängte ihn sein stürmisches Blut; zur Weisheit, zur milden Vaterherrschaft, zur feierlichen Gesetzgebung, zur weisen Mäßigung und Erhaltung — sein kindlich frommes Herz, die unbestochene Vernunft. Dieser Zwiespalt beunruhigte sein Gemüth, erfüllte es mit Zweifel und Verdruß. Sein Gedanke bewaff-

nete bald mächtige, mutherfüllte Heere, erregte wildes Kriegsgeschrei in allen Theilen seines Reiches, bald reichte er den Oelzweig des Friedens und verbreitete friedlichen Jubelruf, Liebesgesang und Freudelachen über Berge und Thäler. Beide Vorstellungen waren voll reizender Erhabenheit. Wenn das Meer stürmt und sich durch dunkle Wogen mit dem Himmel vermählt, wenn das Gebraus der schäumenden Wellen und betäubender Donner die Lüfte erfüllt, wer wünschte sich da die Wogen geebnet, den Himmel klar? Und wenn man den endlosen dunklen Spiegel, in dem sich der Mond und die Sterne heiter beschauen, oder die klare blaue Fläche der See mit fliegenden Segeln bedeckt am Tage erblickt, wer könnte da sich sehnen nach Sturm?

Unentschieden schwankte des jungen Helden bewegte Seele zwischen diesen Extremen, verdüstert bald, geblendet bald spähte sein Blick nach Klarheit, Wahrheit, und er fühlte zum ersten Male das Gewicht seiner Krone, die Enge des Purpurs. Es war ihm, als müßte er Wolken zertheilen, um die Wahrheit zu enthüllen, Fesseln zerbrechen, seine Kraft zu befreien. „Ich will sehen," rief er erzürnt über seine Geistesohnmacht, „ich will mich von diesen Zweifeln befreien — ich will lieber sterben, als nicht wissen, was ich will und soll, ich will Licht, Licht oder Todesnacht!"

„Ihr sollt sogleich befriedigt werden," sagte Samboro, der lange da gestanden, ohne daß der König — der durch seine Rede in tiefes Nachdenken versunken war — seiner Gegenwart gedachte. Eilig erleuchtete der dienstfertige Freund und Lehrer den verdunkelten Saal, den König nicht ferner störend in seinem stummen Brüten.

„Seit wann bist Du ein Narr, Samboro?" fragte der König, nachdem dieser sein Geschäft vollendet.

„Seit meiner Geburt, Majestät, und werde es hoffentlich bleiben bis an mein seliges Ende!"

„Sage mir, Samboro," fragte Alexis weiter, indem er

seine unterbrochene Ideenfolge wieder aufgriff, „kannst Du mir keinen meiner Räthe empfehlen, als einen biederen und weisen Mann, der mir behilflich sein könnte in meinen Geistesnöthen.“

„Keinen, Eure Majestät, als mich.“

„O, Deine Weisheit kenne ich, und ich habe sie in mir aufgenommen, aber sie frommt mir wenig oder nichts. Kennst Du keinen Weisen außer Dir in meinem Lande? Ich will mich mit ihm besprechen, bring ihn her zu mir und müßtest Du ihn von den fernsten Grenzen holen.“

„Nur einen, hoher Herr, und dieser sucht keinen König an seinem Hof. Es ist der Eremit Magus, von dem ich Euch schon manche Sonderbarkeit erzählt. Doch müßte sich Eure Majestät herablassen ihn in seiner Behausung aufzusuchen, denn er wird nicht hierher kommen, außer mit Gewalt gezwungen.“

„Was sprichst Du von Gewalt gegen einen hundertjährigen Greis? — Komm, führe mich in seine Höhle, ich will ihn sprechen, gleich — fort!“

„So schleunig, Majestät, geht das nicht — sechs gute Stunden haben wir zu reiten bis hin, und vorher muß ich den Alten doch vorbereiten auf den hohen Besuch.“

„Nein, ohne Aufschub, Samboro, laß die Pferde satteln — ich muß mir Nahrung suchen für meine gefräßigen Zweifel, oder sie vernichten.“

„Bedenkt doch, Majestät, die dringenden Regierungsgeschäfte —“

„Kein Bedenken — laß uns aufbrechen, den Weisen vom Berge zu suchen.“

„Das ist eine gefährliche Weise, jeden Entschluß sogleich zur That werden zu lassen,“ murmelte Samboro und traf gehorchend die nöthigen Anstalten. Bald verließen sie das Schloß, und kurz vor Mitternacht polterten sie an der Hütte des alten Magus.

Magus war keiner jener schmutzigen Müßiggänger, die in finsteren Höhlen mit ekelhaften Reptilien gemeinschaftlich wohnten, sich vom Betteln ernährten und die Zeit mit sinnlosen Gebeten und frommer Kasteiung tödteten. Seine bequeme, fast zierliche Hütte lag zwar einsam, aber nicht versteckt in einer dunklen Schlucht, sondern frei und malerisch zwischen freundlichen Baumgruppen auf der sonnigen Höhe eines Berges. Zu seinen Füßen lächelte eine anmuthige, belebte Landschaft mit zahlreichen Wohnstätten friedlicher Hirten besäet, welche selbst in der Nacht einen angenehmen Anblick gewährte. Kein Abzeichen fanatischer Andachtsübung war in der Umgebung bemerkbar, kein Kreuz, kein Todtenschädel und kein geöffnetes Grab, bestimmt, einst die Reste des Einsiedlers aufzunehmen. Das Häuschen schien eher die Wohnung eines friedlichen Landmannes, denn die Einsiedelei eines Sonderlings, und war wirklich auch nichts, als das einsame Sanssouci eines Mannes, der seine Thatkraft verbraucht hatte in einem bewegten Leben, der sich selbst überlebend, der Welt entfremdet sich hierher zurückgezogen, um auszuruhen von den erlebten Drangsalen und Mühen. Weder Bizarrerie, noch Menschenhaß hatte ihn in diese schöne Einsamkeit verbannt, wohl aber die natürliche Verlassenheit, welche das hohe Alter mit sich bringt. Seine alten Freunde und Blutsverwandten waren längst gestorben, seine Urenkel ihm entfremdet, denn die Wärme der physischen Verwandtschaft erkaltete schon im dritten Gliede bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit. Er hatte die Welt nicht, die Welt hatte ihn verlassen, und achtete ihn nur als eine seltene Antiquität.

Magus stand bei den Meisten, die ihn kannten, im Rufe eines Weisen, oder, was dem blödsinnigen Haufen dasselbe ist — eines Zauberers, der unheimliche Dinge treibe in seiner Abgeschiedenheit. Die rechtgläubigen Landleute flohen die Gemeinschaft mit ihm, wenn aber Einer in Noth war, Rath oder Hilfe brauchte, überwand er die fromme Scheu und nie-

mals fand er sich in seinem Vertrauen getäuscht. Dem alten Magus war selten etwas unmöglich — seine große Welt- und Menschenkenntniß half mehr noch, als sein Einfluß und die reichen Mittel, die ihm zu Gebote standen. Sein Familienname und seine Lebensgeschichte war Allen ein unerforschliches Geheimniß, denn obwohl er die Menschen nicht haßte, so schätzte er sie doch zu richtig nach ihrem Werth, um sie seines Vertrauens würdig zu finden.

Ein junges Mädchen öffnete die Thüre und ließ die Fremden herein, ohne zu fragen, woher sie kämen und was sie wollten in so später Nacht. Auch Magus wachte und schien den seltenen Besuch erwartet zu haben. Ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Scheitel und langem weißen Bart, schlicht, aber nicht abenteuerlich gekleidet, trat ihnen mit ernster heiterer Miene entgegen und rief:

„Heil Dir, König Alexis!"

Alexis war betreten, sich hier unvermuthet erkannt und, wie es schien, erwartet zu finden. Ehrfurchtsvoll begrüßte er den Greis und kaum wagte er es, auf dessen Geheiß sich niederzulassen, während Samboro sich entfernte und ihn mit dem Wunderbaren allein ließ. Flüchtig durchirrte sein Blick das spärlich erleuchtete Gemach, um irgend ein Abzeichen des geheimnißvollen Treibens des Alten zu entdecken, aber er fand nichts als Bücher, astronomische Apparate und häusliche Geräthschaften, deren Form zwar veraltet, aber keineswegs seltsam oder abenteuerlich war. Und doch schien ihm sein Empfang so unbegreiflich wunderbar, das ganze Wesen des Einsiedlers so mystisch, daß er sich einer bangen Scheu nicht erwehren konnte.

„Ehrwürdiger Greis," redete er den Weisen endlich an, „ich komme Deine weisen Lehren zu vernehmen und den Rath zu empfangen den Du einem König zu ertheilen für gut findest. Vergieb es meinem plötzlich erwachten Durst nach Weisheit, daß ich Dich der Stunden der Ruhe beraube, denn ich

will nichts beginnen, ehe ich meinen Willen gestärkt mit Weisheit und wahrer Tugend.“

„Die Stunden der Nacht sind nicht Stunden der Ruhe für mich, und Du thust wohl daran nach Weisheit zu forschen, wenn die Welten dem irdischen Auge sich aufschließen, der Himmel seine ewige Weisheit entfaltet.“

Bei diesen Worten wies er nach den Gestirnen und bat den König hinauszutreten mit ihm in die lichtvolle Nacht, um das Gespräch im Angesichte der Sterne fortzusetzen.

„Du suchst Weisheit bei Menschen,“ fuhr er fort, „aber Du kannst nirgends mehr der Weisheit finden, als in diesem aufgeschlossenen Heiligthum der Natur. Dein Stern glänzt dort in heiterer Glorie, derselbe Stern, der sich einst verdunkelte in einer verhängnißvollen Nacht, da Dich der Verrath und die Bosheit umschlich. Setze die Betrachtungen fort, die Du damals, verloren im Anschaun dieser himmlischen Herrlichkeit machtest, und Du wirst die Weisheit finden, die Dir frommt. Sieh, diesen lichten Nebel in der Milchstraße — es sind Welten die Du siehst, wie sie vor einem Jahrtausend gewesen sind — erfasse mit Deinem kühnsten Gedanken die unermeßliche Entfernung jener Sterne, deren Licht ein Jahrtausend braucht, um bis zu unseren Augen zu dringen, und Du wirst erkennen, was Du bist — König über einen Winkel dieser Erde, die ein Punkt ist in diesem Sternhimmel. Nur im Anschauen der Ewigkeit kannst Du das Begrenzte mit richtigem Blick ermessen.“

„Wohl habe ich diese Betrachtung oft angestellt,“ erwiderte Alexis, „aber sie ist trostlos, vernichtend.“

„Das ist sie nicht, mein Sohn, sie vernichtet nichts, als die Thorheit, Selbsttäuschung und das unreine Streben niedriger Leidenschaften. Sie lehrt nur das richtige Verhältniß des Menschen zur Natur oder Gottheit, sie lehrt nur die Nichtigkeit dessen, was tausend Thoren durch unverständige Thaten zu erstreben suchen, sie lehrt uns die Pflicht des Men-

schen, der angewiesen ist in seinem beschränkten Raum, in seiner Zeit zu bleiben, sie lehrt uns nur nach dem Erreichbaren zu streben, und läßt uns erkennen, was erreichbar ist unserem Verstande, unserer Thatkraft. Dir, König, giebt sie eine besondere wichtige Lehre, die Nichtigkeit des menschlichen Ruhmes, nach dem Dein Geist vermessen strebt. Sieh nach den Sternen, und freue Dich des Gedankens, daß Dein Name vielleicht so lange Zeit leben wird, als die fernst sichtbaren Sterne brauchen, um ihr Licht zu uns zu senden. Sieh jenen fahl schimmernden Kometen, der dort kaum sichtbar in mehr als Sonnenferne von uns dunkle Sphären durchfliegt, die Sterne verhüllend mit seinem Dunst — er wird erst wieder kommen, wenn Deine Werke in Trümmern liegen, Dein Leib zerfallen ist in Staub, Dein Reich vielleicht verschlungen von einem größeren, Dein entstellter Name nur noch in einem Register steht."

„Vater, auch dieser Gedanke ist trostlos und entwaffnet meine Thatbegierde."

„Nicht trostlos ist die Lehre der Natur, Du sollst nicht eingreifen in ihr Recht, Du sollst nicht wirken wollen für eine Ewigkeit, Du sollst Deine Thatkraft nicht verwenden für den Klang eines großen Namens, denn alle Deine Werke und Deinen Namen — gleich viel ob einen Augenblick früher oder später — verschlingt die Ewigkeit des Naturlebens. Trostlos ist die Lehre nicht, Du sollst nicht zerstören, um Deinem Andenken lange Dauer zu geben, Du sollst nur zeugen, schaffen und sterben, um ewig in der Realität zu leben. Trostlos ist der Gedanke nicht, daß der Wahn und die Täuschung untergeht, daß die Formen und Namen verschwinden, daß nur das Wesen bleibt in der Unvergänglichkeit, vergänglich an Gestalt. Süßen Trostes voll aber ist das Bewußtsein, daß wenn Du zeugst, bildest, nicht zerstörst, Dein Wesen einst aufgeht in tausend Blüthen, daß es sich ausbreitet wie eine reiche Saat über den Raum der Erde, daß es ewig

fortlebt in neuer Bildung, verſchönerten, verjüngten Geſtalten. Mag dann Dein Name verſchallen, Deine Geſtalt aufgelöst ſein, da Du immer lebſt im Wirklichen, da Du das Licht aus tauſend Augen trinkſt, des Lebens Wärme mit tauſend Herzen fühlſt. Selig und unſterblich iſt der zeugende, ſchaffende Menſch und ſein zeugender, ſchaffender Geiſt, der nicht nach Ruhm und Ehre, ſondern nach ewigem Leben ſtrebt. Sein Leib iſt ein gutes Saamenkorn, aus welchem tauſend Früchte entſprießen, ſein Geiſt befruchtet tauſend weiblich empfangende Geiſter und die kräftigen Geburten ſeiner Vaterkraft leben und verjüngen ſich fort und fort mit den Myriaden Welten am Sternhimmel, gleich unendlicher Dauer. Der Ruhm aber iſt ein weſenloſer Schall, der in kürzeren oder längeren Schwingungen, in vielfältigem Echoruf, früh oder ſpät, in Sonnen- oder Kometenjahren, in Jahren oder Jahrtauſenden, doch gewiß verklingt. Wehe den Unglücklichen, welche ihre Zeugungs- und Bildungskraft, ihr wirkliches Weſenleben einem leeren Namen opfern, die zerſtören, um ihm Klang zu geben, ihr Leben gleicht dem ſchnell vergänglichen ſekundenlang leuchtenden oder zerſtörenden Blitz, welchen der unfruchtbare Donner überdauert.“

„Sollte es aber kleinlich oder thöricht ſein nach dem ehrwürdigen Ruhm jener fürſtlichen Heroen zu ſtreben, deren koloſſale Schöpfungen ihnen den Beinamen der Großen, der Weiſen und Gerechten erworben, deren Andenken in allen Zeiten geehrt, deren Namen von allen Zungen geprieſen worden ſind? Sollten uns dieſe Männer minder ehrwürdig ſein, weil ihre Schöpfungen nicht immer lange dauerten? Haben ſie nicht oft die Grundlage einer neuen Staaten- und Weltbildung gelegt, nicht ganze Nationen groß, reich, mächtig gemacht? Verzeih mir, weiſer Magus, wenn ich dieſe Größen mit einem anderen Maßſtab meſſe, als Du, wenn ich es nicht vermag, die Ehrfurcht, welche ihre Namen in mir er-

regten, zu verleugnen und ihre Thaten mit der dankbaren Menschheit bewundere.“

„So kommt herauf,“ rief Magus mit emphatischer Ironie, „kommt herauf aus der Tiefe des Orkus, ihr gepriesenen, vergötterten Helden, die man groß, gerecht und weise nennt. Erscheinet ihr Schatten im Gewande eurer Zeiten und bekennt eure Thaten, eure Absichten und die unmäßigen Begierden, die so Wunderbares vollbracht haben, daß die Menschheit staunend vor euch niedersank und eure Statuen gleich Götzen verehrte. Tritt zuerst in unseren Kreis, Du gewaltiger Geist, dessen Name jetzt am lautesten ertönt, diess- und jenseits zweier Meere, im Occident und Orient, im Nord und Süd, der die Welt beherrschen wollte und einen Theil mit kühner That bezwang!“

„Sieh ihn hier nahen, thörichter Jüngling, in jener Zwerggestalt. Sein eckiges Gesicht gleicht einer Marmorbüste, seine Stirn ist finster, seine Wange nicht gefurcht. Das Haupt bedeckt ein seltsam geformter Hut, an seiner Seite hängt ein leichter Stahl in zierlicher Scheide, einer Nadel mehr ähnlich, als einem Schwert. Mit dieser Waffe schrieb er der Welt Gesetze, mit diesem Auge voll künstlichem Ausdruck schüchterte er Könige ein. Wir wollen sein Geständniß hören, seine Größe zu würdigen.“

„Ich bin es — meinen Namen brauche ich nicht zu nennen, denn als ich lebte, nannte man mich nur „Ihn, den Großen.“ Auf einer fremden Insel geboren, aus einem unberühmten armen Geschlechte entsprossen, schien ich zu einem dunklen niedrigen Schicksal bestimmt. Da ermannte sich ein benachbartes Volk und erschlug seinen König. Es wollte frei sein, die Mächtigen sollten gestürzt, das Eigenthum gerecht und gleichmäßig vertheilt, der Gewissenszwang aufgehoben werden, und nur das Volk sollte selbst herrschen. Da traten fremde Könige zusammen und überzogen das frei gewordene Land mit Krieg, denn sie fürchteten das Beispiel werde ihre

Völker zu gleicher Unthat verleiten. Da trat ich in die kampfgerüsteten Reihen des freien Volkes und heuchelte, empfand wohl auch, ehe mich der Ehrgeiz verführte, den allgemeinen Enthusiasmus für die Freiheit und das Recht. Meine Besonnenheit, mein persönlicher Muth und das wunderbare Glück meiner Waffen erwarben mir die Achtung und Auszeichnung meiner Kampfbrüder. Man fing an meinen Fähigkeiten und meiner patriotischen Treue größere Aufgaben zu stellen, und man bereute es nie, denn das Glück war mit mir. Aber mitten in den heißen Schlachten erwachte in meiner Brust ein unbändiger Ehrgeiz, der meine kühnen Thaten noch mehr unterstützte und durch ununterbrochenes Blutvergießen lernte ich das Leben der mir anvertrauten Schaaren gering schätzen. Je unbedenklicher ich opferte, je größer waren die erkämpften Erfolge. Mein Ruhm ward der Stolz des Vaterlandes und unbedenklich übertrug man mir die Gewalt und Pflicht eines Feldherrn. Als ich mich so erhoben sah, wuchs mein Selbstvertrauen zum unbändigen Stolz, zu übermüthiger und ungerechter Geringschätzung der mich vergötternden Menschen, zur entschiedenen Herrschsucht. Ich benutzte meine Stellung, um mein Ansehn immer zu vergrößern, meine Dienste dem Vaterlande immer unentbehrlicher zu machen. Ich heuchelte in dem fremden Lande einen erborgten Patriotismus, und erklärte mich bereit für sein Wohl und seinen Ruhm zu sterben. Die Bürger jenes Landes waren leichtsinnige eitle Thoren, zugänglich jeder Heuchlerkunst, wankelmüthig, ruhmsüchtig und unter sich selbst uneinig. Eine schlecht konstituirte Regierung aus eigennützigen, gemein denkenden Plebejern, mißhandelte das Gemeinwohl, beging Ungerechtigkeiten und Thorheiten ohne Zahl. Die Anhänger der gestürzten Dynastie gewannen immer mehr Ansehen, denn die blutigen Reformen schienen dem Lande nur Unheil zu bringen. Die niedrigsten Leidenschaften geriethen an einander und kämpften mit dem trägen Indifferentismus der ruhigen Besitz wünschenden

Klaſſen. Statt nun meine Kraft für die ſinkende Sache der Freiheit zu verwenden, benützte ich die herrſchende Zwietracht und mein Anſehen bei dem Heere zum Sturze der Volksregierung, führte eigenmächtig meine Schaaren zu neuen Siegen und erbaute mir mit Hilfe meiner Waffen einen Thron in dem die Greuelſzenen der Revolution überdrüſſigen Lande und nannte mich ſeinen Regenten. Meine Freunde jauchzten mir zu, meine Feinde und die Freunde der Freiheit, die Guten und Vernünftigen ſchwiegen eingeſchüchtert von meiner Macht und duldeten, übertäubt vom Geſchrei der betrogenen Menge, meine Uſurpirung der höchſten Gewalt. Aber mein Ehrgeiz war nicht befriedigt und meine gefährliche Stellung wohl begreifend, fing ich blutige Kriege an, theils um meine Macht und meinen Ruhm zu vergrößern, theils um die aufgeregten Gemüther mit fremdartigen Dingen zu beſchäftigen. Ich imponirte ſo der Eitelkeit des Volkes durch nie geſehenes Gepränge, durch kühne Waffenthaten und machte ſtets meine Sache zur Sache des Vaterlandes. Ein Welttheil erbebte unter meinen Schritten und die Könige ſuchten meine Freundſchaft. Aber im Uebermuthe meines Stolzes, und gewohnt, jede Kraft als mir nicht gewachſen zu betrachten, alle Menſchen als Inſtrumente meines Willens zu behandeln und jedes große Opfer meinem Ehrgeize zu bringen, ſtrebte ich nach einer Weltherrſchaft, die ſich über zwei Welttheile erſtrecken ſollte. Da waffneten ſich faſt alle Fürſten der Erde gegen mich, und nachdem ich Millionen meines Volkes und anderer Völker in Kriegen geopfert hatte, ward ich endlich durch Uebermacht überwältigt und ſtarb in ſchmählicher Gefangenſchaft. Ich war ein großer Verbrecher an der Menſchheit und Vernunft. Ich verachtete die Menſchheit und achtete nichts ſo wie mich ſelbſt. Selbſtſucht, Ehrgeiz, Ruhmbegierde und despotiſche Herrſchſucht waren die unedlen Triebfedern meiner Handlungen. Ich verdiene meinen Ruhm nicht, denn ich habe unſäglichen Jammer über meine Zeit gebracht.

Nur Thoren bewundern meine Größe. Mit gleichen Anlagen und Kräften starb mancher Mörder den Verbrechertod. Meine Schöpfungen sind längst zerstört, meine Zerstörungen aber werden noch lange fühlbar sein. Die größte Qual meiner vom irdischen Staub gereinigten Seele ist der Gedanke an meinen Ruhm. Ich war ein kleiner Mensch, denn mein unersättlicher Hochmuth kannte das größte Probestück der Tugend, die Entsagung nicht."

„Und wer bist Du, boshaft hämisches Gesicht, mit den glotzenden Augen, den gefurchten Wangen und dem unverkennbaren Ausdruck despotischen Trotzes und hartnäckiger Gesinnung."

„Ich bin der Schatten eines Mannes, der mit einem sehr gewöhnlichen Verstande und mit Nachahmung fremden Beispieles, durch einige zweckmäßige Reformen und die glücklichen Schlachten meiner Feldherren, endlich durch unwürdige Intriguen und Kabalen gegen auswärtige Höfe den unverdienten Ruhm der Größe erworben hat. Ich stamme aus königlichem Geschlecht und erbte den Thron meines Vaters — ein großes Glück für mich, denn sonst hätte ich mich schwerlich bis zu dieser Höhe durch eigene Kraft emporschwingen können. Eine schlechte harte Erziehung hatte mein ohnehin bösartiges Gemüth vollends verdorben, und als ich Herr wurde, ließ ich die empfundene Härte wieder Andere empfinden. Ich liebte mein untergebenes Volk nicht, ja ich verachtete es und ward ein sklavischer Nachahmer ausländischer Sitten, Einrichtungen und Manieren. Mir imponirte nur der fremde Klang, darum zog ich viele ausländische Schmarotzer an meinen Hof und ließ mich von einem derselben — einem geistreichen Mann — dem ich an geistigen Anlagen gewachsen zu sein glaubte, zum Besten haben. Die Sprache meines Landes verstand ich weder richtig zu sprechen noch zu schreiben — dagegen war mir eine wohlklingende ausländische Sprache ziemlich geläufig. Wenn ich je gezwungen war mit Leuten aus meinem Volke zu verkehren, so war meine Sprache stets

übellautend, derb und pöbelhaft. Treuloſigkeit und Bosheit waren Hauptzüge in meinem Charakter. Ich hielt meine Verträge nie, wenn mir deren Erfüllung keinen Gewinn brachte, und durch meine Intriguen mit einer verſchmitzten Nachbarkönigin brachte ich es dahin, daß ein ritterliches und edles Volk an meinen Grenzen ſeine Selbſtſtändigkeit verlor und ſein Land zwiſchen drei Herren getheilt wurde. Eben ſo gelang es mir durch ſchändlichen Verrath und einen ungerechten Krieg gegen ein hart bedrängtes Nachbarreich, ein Stück Landes zu erobern, das meinen Staat beſſer arrondirte und ſeine Hilfsquellen vermehrte. Die Triebfeder aller meiner Handlungen war niedriger Eigennutz und Herrſchſucht. Das Leben meiner Unterthanen achtete ich nicht höher, als das von Hunden, mit welchen ich ſie nicht ſelten verglich und kein blutiges Opfer war mir zu groß, wenn ich dadurch meinen Zweck erreichen konnte. Alle Fürſten damaliger Zeit verachteten mich wegen meiner niederträchtigen Geſinnungen, wegen meines Atheismus, der durch keine moraliſche Grundſätze unſchädlich gemacht wurde, nur mein verblendetes Volk verehrte mich wie einen Götzen, weil ich einige miſerable Geſetze verbeſſerte und in vielen Fällen eine Art ſtrenger Gerechtigkeit übte, welche lediglich auf meine Willkühr begründet war. Die raſchen Fortſchritte, welche die Menſchheit damals machte, riſſen auch mein Volk mit, aber alles Gute, was daraus entſtanden war, wurde auf meine Rechnung geſchrieben. Dennoch waren meine Talente nichts weniger als ungewöhnlich. Meine Eitelkeit war eben ſo groß, als meine Bosheit. Sie verführte mich zum Verſemacheu und zur Abfaſſung vieler Schriften, welche die Menſchen hinreichend aufklären konnten über meinen Unwerth. Sie werden auch jetzt nach ihrem Werth geſchätzt und von Vielen nur als eine unbedeutende Kurioſität aufbewahrt, da es unmöglich iſt aus ihnen Weisheit zu ſchöpfen. Ich war ein großer Verbrecher, ein Thor und ein Narr zugleich.“

Der Schatten verschwindet und geharnischt tritt eine hohe, Ehrfurcht gebietende, Gestalt auf. Seine Hüften sind von einem mächtigen Schwert umgürtet, sein Haupt bedeckt eine kostbare Krone.

„Viele Jahrhunderte vorher regierte ich und mein Vorbild hat Vielen nachher zum Muster gedient. Barbarische Völker verwüsteten meine Länder, als ich König ward — ich schlug und vernichtete sie. — Mein Reich wurde eines der größten damaliger Zeit. Es gelang mir, eine neue Ordnung zu stiften, die Barbarei der Sitten und des Heidenthums zu bezwingen, einen neuen Glauben unter die ausgearteten Menschen zu bringen. Aber ich selbst war ein finsterer abergläubischer Mann, von bösen Vorurtheilen befangen und stets bereit, meinen Glauben mit dem Schwert zu predigen. Ich war kein böser Mensch und hatte kein verderbtes Gemüth, aber mein Verstand war schwach und machte mich zum Werkzeug fanatischer Pfaffen. Indem ich die Menschen vom Heidenthum befreite, schmiedete ich sie in einen neuen nicht minder verderblichen Wahn. Ich habe Ströme Bluts vergossen, um meinen frommen Zweck zu erreichen, und kein Gewissen machte ich mir daraus, ein heidnisches Volk mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Ich war kein Verbrecher und nur von der Finsterniß meiner Zeit befangen, aber eben darum verdiene ich den Ruhm und den Beinamen des „Großen" eben so wenig, als meine Vorgänger. Ich starb als Frömmler, nachdem ich erkannt hatte, daß mein Wirken der Menschheit kein Heil gebracht. Zwar habe ich ein mächtiges Reich gestiftet, aber es war auf den Trümmern meiner Zeit und auf Millionen Leichen meiner unglücklichen Zeitgenossen gegründet und zerfiel in spätern Zeiten, nachdem es blutige innere Kriege erschöpft und der Fanatismus, den ich mit ihm gestiftet, in unsägliches Elend gestürzt, in kleine abgesonderte Staaten, denn es war durch nichts als durch die Gewalt und den Wahn zusammengehalten. Mit schmerzlicher Reue muß ich

es bekennen, meine scheinbaren Schöpfungen waren nichts als Trugbilder und verderbenschwangere Thorheiten.“

„Noch älter ist mein Name,“ flüstert ein anderer Geist, angethan mit den Abzeichen der römischen Augustuswürde, „auch ich war von Aberglauben und Fanatismus befangen, die meiner Zeit noch gefährlicher wurden, da ich außerdem der Leidenschaft des Ehrgeizes und der Herrschsucht im höchsten Grade ergeben war. Als Cäsar schon erwarb ich mir durch einige ritterliche Thaten im Kriege gegen die Barbaren die Achtung der Römer. Als ich die Regierung antrat, mußte ich mich erst von zwei mächtigen Gegenkaisern befreien, lange Kriege gegen die Barbaren in Gallien und Illyrien führen. Ich ließ meinen Heeren ein Kreuz statt der Standarte vortragen und das Vertrauen auf die geheime Kraft dieses Zeichens stärkte ihren Muth, so daß sie überall siegten. Auch ich vertraute auf den Beistand des Christengottes und jeder Soldat mußte vor der Schlacht eine abergläubische Formel sprechen. Ich sah überall Wunder, und schrieb alle Siege dem Himmel zu. Später aber verfiel ich wieder in Unglauben, bis mich wieder ein Christ durch Bäder von einem argen Uebel heilte, worauf ich aufs Neue im Glauben gestärkt wurde. Mein Wankelmuth, meine Leichtgläubigkeit, und fanatische Strenge ging so weit, daß ich meinen eigenen Sohn ungerechter Weise hinrichten ließ, weil man ihn verbrecherischer Gemeinschaft mit meinem Weibe beschuldigte. Um meine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, ließ ich meine Gemahlin in einem heißen Bad ersticken. Im Kriege gegen die Barbaren war ich grausam und unmenschlich. Mit eigener Hand tödtete ich in einem Feldzuge tausend. Viele Gefangene ließ ich den wilden Thieren vorwerfen. Meine Gesetze waren eben so thöricht als meine Thaten. Wer ein Mädchen entführte, wurde auf eine grausame Weise hingerichtet. Meinen eigenen Glauben predigte ich mit Gewaltthaten, meine Unterthanen drückte ich mit großen Auflagen und verschwen-

dete den Reichthum derselben auf eine unsinnige Weise. Endlich befreite der Tod das Land von mir und die Anhänger der neuen Lehre, die ich auf Kosten der allgemeinen Glaubensfreiheit und des allgemeinen Wohlstandes begünstigt hatte, nannten mich den „Heiligen, Großen.“ Meine Werke beweisen jedoch, daß ich weder ein großer, noch ein heiliger Mann gewesen, denn als ein großer hätte ich in meiner Zeit sehr viel Gutes stiften, als ein heiliger hätte ich unmöglich so viele Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten begehen können. Ich besaß in früher Jugend schöne Anlagen und Fähigkeiten, aber die Macht, welche mir anvertraut worden war, hatte sie nicht entwickelt. Mein Verstand war schwach, mein Wille unkräftig, und die Ursache meines Ruhmes ist die Verblendung der Menschen. Ich habe weder Ruhm noch Anbetung verdient.“

Eine Menge ähnlicher Geister, deren Namen zum Theil vergessen worden sind, ziehen in den verschiedensten Kostümen, in Thierfellen, Purpurmänteln, mit weißen und farbigen Gesichtern, vorüber. Wir alle, rufen sie, sind durch große Verbrechen, Schandthaten, Thorheiten, berühmt geworden, wir alle waren schwache, leidenschaftliche, selbstsüchtige Menschen, niemals die Größeren und Besten unserer Zeit, und unseren Ruhm haben wir nur der Verblendung und den Irrthümern der Menschen zu danken. Selten liebten wir die Menschen, fast immer achteten wir sie gering, aber nicht aus Erkenntniß ihres Unwerths, sondern aus Ueberschätzung unserer eigenen Personen. Die Größten unter uns sollen für uns alle sprechen, denn unsere Thaten und Beweggründe sind einander so ähnlich, wie die Geschichten der Völker. Tretet hervor, ihr beiden Unwürdigen, deren Namen noch nicht verschollen sind, wie die unsrigen, und enttäuscht unsere Enkel über die angeblichen Verdienste, welche wir uns um die Welt erworben haben sollen. Berichtigt die lügenhaften Lobpreisungen, mit welchen feile Geschichtschreiber unseren Lastern das Wort ge-

redet haben, und verschweigt es nicht, wie wenig nachahmungswürdig unsere gegebenen Beispiele sind.“

„Sprich, wer bist du, unbändiger Geist — nenne uns deine Thaten und ihren Lohn, deine Gesinnungen bekenne und die Zwecke deines Wirkens.“

„Ich bin,“ antwortete eine rauhe Stimme, „der Schatten eines großen Eroberers. Vom gemeinen Soldaten habe ich mich durch blutige Gewaltthaten bis zum mächtigsten Regenten meiner Zeit emporgearbeitet. Ich wollte Ruhm und Ehre, Macht und Reichthum erringen und ich habe mein Ziel erreicht durch schändliche Verbrechen. Ich habe die Großen meines nachherigen Reiches ermordet, um über ihre Leichen auf den Thron zu gelangen. Ich habe Krieg geführt mit Völkern, die mich nie beleidigt haben, große Eroberungen gemacht und die Grenzen meines Reiches ungemein erweitert. Ich habe die Menschen verachtet und den vierten Theil jeder Generation hinschlachten lassen in meinen Kriegen, blos um meine Macht zu vergrößern und meinen Namen berühmt zu machen. Meine Zeitgenossen fürchteten und bewunderten mich, die Nachwelt hat mir den Beinamen des Großen ertheilt, die Geschichte nennt mich einen ausserordentlichen, wunderbar begabten Menschen. Und doch habe ich meine Größe und meinen unverdienten Ruhm nur einem schlechten unerbittlichen Herzen, einer unbändigen Gemüthsart und einem sehr gewöhnlichen Verstande zu danken. Die Größe meiner Thaten hat die Menschen verblendet, ihr einseitiges Urtheil bestochen.“

„Auch ich,“ ruft ein anderer Schatten, „war ein berühmter Eroberer, doch aus fürstlichem Geschlecht entsprossen. Mir fehlte jedes ausgezeichnete Talent und die Ruhmbegierde allein machte mich groß. Ich war eitel, wie ein Weib, ein unersättlicher Wollüstling, Feinschmecker, Prasser, Verschwender. Ich besaß eine Menge Weiber und Beischläferinnen, und an meiner Tafel fand man die kostbarsten und seltensten Produkte aus den fernsten Ländern der Erde. Mein

Haar war stets mit wohlriechenden Essenzen gesalbt, mein Leib in weiche und kostbare Gewänder gehüllt. Eine erfinderische Pracht umgab meinen Thron, und ungeheure Schätze waren in meinen Palästen aufgehäuft. Einige talentvolle Feldherren führten meine Völker auf ihres Herrschers Geheiß in blutige Kriege, und kein friedlicher Staat war sicher vor meinen Einfällen. Ich habe so einen ungeheuren Raum auf dieser Erde verwüstet und unterjocht, überwundene Könige zogen meinen Triumphwagen und ihre Schätze wurden meine Beute. Ich selbst war jedoch ein feiger Schwächling ohne Geistes- und Nervenkraft, das Wohl der Menschheit war mir gleichgültig und unbedenklich opferte ich es auf, wenn es sich um Befriedigung meiner Begierden handelte. Elender, thörichter war kein Sklave, als ich, und doch pries man meinen Namen und mehr als zwei Jahrtausende waren nicht im Stande, mein Andenken zu verlöschen.“

„Auch Weiber nennt die Geschichte groß. Sieh hier die beiden Schatten, welche sich uns zagend nähern, sie zögern und schämen sich, ein freimüthiges Bekenntniß ihrer Schwachheiten und Irrthümer abzulegen. Welch ein erbärmlicher Vorzug ist der Ruhm, wenn auch Geschöpfe, welche die Natur zur Unkraft, Unselbstständigkeit, zum Empfangen, nicht zum Zeugen und Schaffen bestimmt, auf seine Höhe gelangen können? Wie werthlos ist das Urtheil der Menschen, welches selbst die personifizirte Schwachheit groß und herrlich schilt? Doch vielleicht sind diese Weiber Wunder der Natur — wir wollen sie hören. Wer bist du, unweibliches Wesen, in dem mit Zobel verbrämten Gewande?“

„Ich bin die Tochter eines kleinen Fürsten, hatte aber das Glück, von einem mächtigen König geehlicht zu werden, der in einem ungeheuren Reich den Szepter führte. Aus Dankbarkeit leitete ich gefährliche Intriguen gegen meinen Gemahl ein und brachte es dahin, daß man ihn in einen Kerker warf und ermordete. Das verblendete, durch allerlei

Künſte für mich gewonnene Volk rief mich zur Selbſtherrſcherin aus und die Großen, mit welchen ich zum Theil in Liebesverhältniſſen ſtand, huldigten mir ohne Widerrede. Aber nicht nur im Inneren glückten mir alle meine boshaften Intriguen, auch in meinen Verhältniſſen zum Auslande waren ſie mir von Nutzen. Indem ich ein benachbartes Volk in Schutz zu nehmen vorgab gegen aufgeregte Partheigänger, ſendete ich meine Schaaren in ſein Land, ließ es brandſchatzen, verwüſten und brachte endlich einen Theil deſſelben unter meine Oberherrſchaft. Als ich zur Regierung kam, herrſchte in meinem Lande noch die tiefſte Barbarei. Es gelang mir, einige Einrichtungen zu treffen, welche demſelben einen Anſchein von erhöhter Kultur gaben, aber ich hatte weder Verſtand noch guten Willen genug, das Wohl deſſelben gründlich zu befeſtigen. Daher waren alle meine Anſtalten mehr luxuriös als nützlich und während ich nur beſorgt war, meine Prachtliebe und Bequemlichkeit zu befriedigen, blieb das Land nach wie vor unkultivirt, die Civiliſation des Volkes weit zurück hinter der anderer Staaten. Ich ließ die Straßen nur ebnen, wenn ich darauf reiste und meine Schöpfungen beſchränkten ſich auf den kleinen Raum, in dem ich gewöhnlich wohnte. Mein Charakter war, als Weib und Regentin, ſehr ſchlecht, mein ſittlicher Lebenswandel im höchſten Grade unwürdig und gemein. Meine unerſättlichen Begierden zu befriedigen wählte ich mir Favoriten aus allen Ständen, überhäufte ſie mit Gnaden und Geſchenken, ſo lang ſie mir gefielen, verfolgte und entehrte ſie, war ich ſie überdrüſſig. Die niedrigſten Plebejer konnten zu meinem Lager gelangen, aber nicht ſelten wurden ſie unglücklich, verloren Gut und Leben, hatten ſie mich geſättigt. Meine geiſtigen Anlagen waren mittelmäßig, dennoch pfuſchte ich in das Handwerk der Gelehrten, ſchrieb und überſetzte. Um zu glänzen, ſetzte ich mich mit den berühmteſten Männern aller Nationen in Briefwechſel, aber ich verſtand weder ihre philoſophiſchen

Völker zu gleicher Unthat verleiten. Da trat ich in die kampfgerüsteten Reihen des freien Volkes und heuchelte, empfand wohl auch, ehe mich der Ehrgeiz verführte, den allgemeinen Enthusiasmus für die Freiheit und das Recht. Meine Besonnenheit, mein persönlicher Muth und das wunderbare Glück meiner Waffen erwarben mir die Achtung und Auszeichnung meiner Kampfbrüder. Man fing an meinen Fähigkeiten und meiner patriotischen Treue größere Aufgaben zu stellen, und man bereute es nie, denn das Glück war mit mir. Aber mitten in den heißen Schlachten erwachte in meiner Brust ein unbändiger Ehrgeiz, der meine kühnen Thaten noch mehr unterstützte und durch ununterbrochenes Blutvergießen lernte ich das Leben der mir anvertrauten Schaaren gering schätzen. Je unbedenklicher ich opferte, je größer waren die erkämpften Erfolge. Mein Ruhm ward der Stolz des Vaterlandes und unbedenklich übertrug man mir die Gewalt und Pflicht eines Feldherrn. Als ich mich so erhoben sah, wuchs mein Selbstvertrauen zum unbändigen Stolz, zu übermüthiger und ungerechter Geringschätzung der mich vergötternden Menschen, zur entschiedenen Herrschsucht. Ich benutzte meine Stellung, um mein Ansehn immer zu vergrößern, meine Dienste dem Vaterlande immer unentbehrlicher zu machen. Ich heuchelte in dem fremden Lande einen erborgten Patriotismus, und erklärte mich bereit für sein Wohl und seinen Ruhm zu sterben. Die Bürger jenes Landes waren leichtsinnige eitle Thoren, zugänglich jeder Heuchlerkunst, wankelmüthig, ruhmsüchtig und unter sich selbst uneinig. Eine schlecht konstituirte Regierung aus eigennützigen, gemein denkenden Plebejern, mißhandelte das Gemeinwohl, beging Ungerechtigkeiten und Thorheiten ohne Zahl. Die Anhänger der gestürzten Dynastie gewannen immer mehr Ansehen, denn die blutigen Reformen schienen dem Lande nur Unheil zu bringen. Die niedrigsten Leidenschaften geriethen an einander und kämpften mit dem trägen Indifferentismus der ruhigen Besitz wünschenden

Klaſſen. Statt nun meine Kraft für die ſinkende Sache der Freiheit zu verwenden, benützte ich die herrſchende Zwietracht und mein Anſehen bei dem Heere zum Sturze der Volksregierung, führte eigenmächtig meine Schaaren zu neuen Siegen und erbaute mir mit Hilfe meiner Waffen einen Thron in dem die Greuelſzenen der Revolution überdrüſſigen Lande und nannte mich ſeinen Regenten. Meine Freunde jauchzten mir zu, meine Feinde und die Freunde der Freiheit, die Guten und Vernünftigen ſchwiegen eingeſchüchtert von meiner Macht und duldeten, übertäubt vom Geſchrei der betrogenen Menge, meine Uſurpirung der höchſten Gewalt. Aber mein Ehrgeiz war nicht befriedigt und meine gefährliche Stellung wohl begreifend, fing ich blutige Kriege an, theils um meine Macht und meinen Ruhm zu vergrößern, theils um die aufgeregten Gemüther mit fremdartigen Dingen zu beſchäftigen. Ich imponirte ſo der Eitelkeit des Volkes durch nie geſehenes Gepränge, durch kühne Waffenthaten und machte ſtets meine Sache zur Sache des Vaterlandes. Ein Welttheil erbebte unter meinen Schritten und die Könige ſuchten meine Freundſchaft. Aber im Uebermuthe meines Stolzes, und gewohnt, jede Kraft als mir nicht gewachſen zu betrachten, alle Menſchen als Inſtrumente meines Willens zu behandeln und jedes große Opfer meinem Ehrgeize zu bringen, ſtrebte ich nach einer Weltherrſchaft, die ſich über zwei Welttheile erſtrecken ſollte. Da waffneten ſich faſt alle Fürſten der Erde gegen mich, und nachdem ich Millionen meines Volkes und anderer Völker in Kriegen geopfert hatte, ward ich endlich durch Uebermacht überwältigt und ſtarb in ſchmählicher Gefangenſchaft. Ich war ein großer Verbrecher an der Menſchheit und Vernunft. Ich verachtete die Menſchheit und achtete nichts ſo wie mich ſelbſt. Selbſtſucht, Ehrgeiz, Ruhmbegierde und despotiſche Herrſchſucht waren die unedlen Triebfedern meiner Handlungen. Ich verdiene meinen Ruhm nicht, denn ich habe unſäglichen Jammer über meine Zeit gebracht.

unſer Geiſt lebt fort, während von ihnen nur noch Namen exiſtiren. Viele genießen den Ruhm der Thaten und Schöpfungen, die wir vollbracht haben, und die verblendeten Menſchen bringen ihrem Andenken die Huldigungen, die dem unſrigen gebühren. Unſer Bewußtſein tröſtete uns für dieſe Ungerechtigkeit und noch jetzt entſchädigt es uns mit den unvergänglichſten Freuden."

Alexis hatte bisher mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, aber die Geſtändniſſe der großen Könige ſchienen ihm wenig zu gefallen. Es war ihm zu Muth wie Einem, der um ein theures Gut beſtohlen worden iſt, und er verhehlte ſeinen Schmerz darüber nicht. Er mußte ſich geſtehen, daß manche dieſer entlarvten Großen ihm zum Vorbild gedient, daß es ſein heißer Wunſch geweſen, ihnen ähnlich zu werden. So groß ſein Verdruß über die Herabwürdigung jener berühmten Namen auch war, ſo mußte er ſich doch bei einiger Ueberlegung geſtehen, daß ſie auch gerecht geweſen. Er begnügte ſich daher mit verdrießlichen Geberden über die Profanation ſeiner Heiligthümer nachzudenken und bemerkte gegen Magus: „Ihr habt die großen Fürſten und die Menſchheit zugleich erniedrigt."

„Nicht ich habe es gethan," rechtfertigte ſich Magus, mit doppelſinniger Hinweiſung auf die Thaten der Männer und die Selbſtgeſtändniſſe ihrer Schatten, „ſondern ſie ſelbſt."

Der Alte ſchwieg hierauf und überließ Alexis ſeinen untröſtlichen Betrachtungen. Seine Eitelkeit war tief verletzt, denn noch nie hatte ein menſchliches Urtheil ſeine eigenen Neigungen ſo nichtig und verwerflich dargeſtellt, daß wirklich ein Gefühl der Schaam in ſeiner Bruſt erwachte. Er war gewohnt, die Großthaten, welche aus dieſer Neigung entſprangen, von Dichtern und Geſchichtſchreibern preiſen zu hören, und ſelbſt die Laſter ſchienen ihm entſchuldigt oder vielmehr unzertrennlich von einer großen Seele, die in allen Dingen in Tugend und Verbrechen über den Kreis des Gewöhnlichen

hinausstrebt. Wie erstaunte er, als er nun plötzlich überzeugt wurde, daß die größten Thaten jener „Großen" nur aus kleinlichen Leidenschaften entsprangen, und wie bitter enttäuscht fand er sich, als die Prüfung seiner eigenen Gefühle ihn erkennen ließ, daß es nur eine kleine Leidenschaft sei, welche nach so großen Dingen strebe, daß es ein anderes sei, physisch große Werke zu vollbringen, ein Anderes groß zu denken und zu empfinden; als er entdeckte, daß die Geistesgröße nicht in entzügelter Ruhm- und Ehrsucht, sondern nicht selten in stoischer Verzichtleistung und Selbstbeherrschung bestehe. Die erste Empfindung, welche auf diese Betrachtung folgte, war Kleinmuth und Verzweiflung an der eigenen nie geprüften Geisteskraft. „Ehrwürdiger Greis," sagte er endlich, „wenn es nichtige Schatten sind, wornach mein Geist zu streben sich vermaß, so lehre mich, wie ich ihn gegen Irrthümer beschütze, lehre mich meine Pflicht."

„Schwer ist es, edler Jüngling," erwiederte Magus, „sehr schwer ist es, die Pflicht eines Königs zu begreifen. Seine Würde und seine Macht ist ein schweres Unrecht, der Menschheit zugefügt, denn keinem Erdgebornen kommt es zu, die Menschen zu beherrschen, denn keiner ist frei von ihren Schwachheiten, Leidenschaften, Irrthümern. Tyrannisirte nicht ein unbesiegbarer Wahn die Gesellschaft, wäre von einem so großen fast übermenschlichen Tugendopfer Nutzen und glücklicher Erfolg zu hoffen, könnten die Menschen dadurch befreit werden von dem Joche der tausendjährigen Vorurtheile, so würde ich Dir zurufen: steig herab von dem Throne und verzichte freiwillig auf Deine Macht und Deinen ungerechten Reichthum, gieb der Nation zurück, was ihr gebührt, und entsage der Machtvollkommenheit, die keinem schwachen Menschen ziemt. Dieß wäre Deine erste Pflichtübung, denn was Deine Vorfahren geraubt mit Gewalt oder durch einschmeichelnde bethörende Künste, was Dein Volk Dir geschenkt oder gelassen, ist nicht Dein rechtmäßiges Eigenthum, kann keine

Gesellschaft Dir zugestehen, ohne sich selbst zu berauben, denn die Gesellschaft ist keine unwandelbare Person und kann ihren Gesammtwillen durch keine Repräsentation aussprechen. Aber diese Pflicht, obwohl sie Deine übrigen Pflichten bedingt, ist erläßlich, weil ihre Uebung der Menschheit nicht nützen würde. Man würde Dich einen Thoren schelten, und neue Willkühr würde sich der weggeworfenen Krone bemächtigen, eine Generation würde zu Grunde gehen im blutigen Streit um das Kleinod und ein Schlechterer als Du würde es vielleicht erringen, denn noch wissen es nur wenige Menschen, daß keinem Einzelnen die Herrschergewalt gebührt. Darum ist es Dir gestattet, nicht durch Recht und Naturgesetz, sondern durch eine vorübergehende Nothwendigkeit, die Herrschergewalt zu handhaben, Vormundschaft zu üben über ein von Wahn und Thorheit befangenes Volk, bis es sich selbst mündig von Deiner Gewalt befreit. Deine Pflichten als Regent sind die Pflichten jedes Menschen. Gieb Dich nie dem verderblichen Wahn hin, als wären diese verschieden von den Deinigen und Du wirst ein guter Regent und ein guter Mensch sein."

„Wer aber lehrt mich die Pflichten des Menschen?" fragte Alexis, „folge ich den heiligen Lehren unserer Religion und den göttlichen Gesetzen der Offenbarung, den interpretirenden Priestern, dem Willen der Kirche oder meiner eigenen Ueberzeugung? Thue ich das erste, so kann ich meiner Vernunft und meinem Herzen nicht genügen, so ist meine Thatkraft in schwere Fesseln des Gehorsams geschmiedet, handle ich nach der letzten, wer bewahrt mich vor Irrthum? Soll ich nicht irren und straucheln auf meiner Bahn, soll ich nicht ein fanatischer Thor oder ein ungläubiger, zweifelnder Verbrecher werden, so lehre mich vorerst die wahre Religion, lehre mich das von aller Pfaffendeutung und lügenhaften Zusätzen befreite Christenthum, lehre mich die Moral, welche unmittelbar aus der unerschöpflichen Weisheit der Gottheit fließt."

„Du sprichst von der Gottheit — kennst Du sie?"

„Sie ist unerforschlich, aber sie hat sich unseren Vorfahren geoffenbart und ihre Wunder offenbaren sich noch unseren Sinnen in den Schöpfungen des Weltalls."

„Die Weisheit wird Dir ihr Heiligthum erschließen, mein Sohn, wenn Du den Willen und die Gesetze der Gottheit nur in ihren Schöpfungen zu erforschen strebst; aber Irrthum und Fanatismus wird Deinen Geist umdüstern, folgst Du allein den Traditionen und Lehren Deiner Vorfahren. Du willst die wahre Religion erkennen lernen und scheinst in der Lehre des Christenthums die ewige Wahrheit zu vermuthen. Aber ich sage Dir, Du wirst, wenn Du forschest, nicht mehr Weisheit und Wahrheit im Christianismus, das ist in dem Religionssystem der Sonnenverehrung unter dem kabbalistischen Namen Chrisen Yes-us oder Jesus Christus finden, als in dem verwandten Glaubenssysteme, welches die Verehrung der Elemente oder der Naturkräfte, als im Sabaismus, der die Verehrung der Gestirne, oder in dem Systeme der Abgötterei mit Bilderdienst, oder im Dualismus, der die Verehrung der zwei Prinzipe gebietet, nicht mehr als in Mosis oder Zoroasters Religion, oder dem Budsoismus, der Religion der Samanäer, oder endlich im Bramismus, der Religion der Indianer. In allen diesen Systemen ist der Begriff der Gottheit verstümmelt, ihr Wesen unbekannt und durch sinnliche Vorstellungen der einzigen, deren wir fähig sind, entgeistigt. Alle Anhänger dieser verschiedenen Religionen stellen sich Gott mehr oder minder menschlich vor, in menschlichen, auch wohl thierischen Gestalten, mit menschlichen Fähigkeiten und Empfindungen und die Göttlichkeit ihrer Idee suchen sie zu erreichen, indem sie das Menschliche austreiben bis zur ungeheuren Größe. Den Verstand machen sie zur höchsten Weisheit und Allwissenheit, das räumliche Befinden zur Allgegenwart, die Kraft zur Allmacht, die Empfindung zur ewigen Liebe, unendlichen Güte und Barmherzigkeit. Sie erfahren

Größe der Wunder, denn alle maßen ihren Göttern die größten an, noch die Stärke des Glaubens, denn alle sind bereit ihr Blut für die Religion zu verspritzen, Dich auf die Spur der Wahrheit leiten kann, so giebt es nur einen einzigen Weg sie zu ergründen, den Weg der Vernunftforschung, ohne Rücksicht auf irgend eine der bestehenden Religionen. Traue keiner fremden Autorität und Du wirst durch selbstständiges Forschen — ich belehre Dich nicht, sondern ich sage Deine Selbstbelehrung voraus — ergründen, daß das Geheimniß des Lebens unergründlich, jede menschliche Voraussetzung von demselben Wahnsinn ist. Lies in dem aufgeschlagenen Buch der Natur, statt in den Büchern der Menschen, und Du wirst neben jener untröstlichen Entdeckung manche undeutbare Wahrheit, manche nützliche Lehre finden, welche Du fruchtlos in den Religionen suchst. Zweifle und forsche, glaube selbst meinen Worten nicht, und belehre Dich selbst durch Betrachtung, Erfahrung. Was ich Dir sage, ist nur die Geschichte meiner eigenen Erkenntniß, keine Belehrung, denn unwirksam ist jede Lehre, die wir nicht selbst erfunden. Ich habe hundert Jahre lang die Welt betrachtet und das Leben, mit meinen Sinnen, mit meinem Verstande. Ich habe eine große Wahrheit ergründet, die Dir nicht entgehen wird, wenn Du Deinen Geist von der Blindheit des Glaubens reinigst. Alles was ich Dir von dieser großen Wahrheit sagen kann mit dürren Worten, ist: strebe der Natur nach mit Deiner Kraft und That — sie zeugt, vermehrt, entwickelt, reinigt, veredelt — und Du hast Deine Menschenpflicht erfüllt. Forsche, denke, nähre Dein Herz, und Du wirst nie zweifeln über Deine Pflichten, Deine Bestimmung.“

Freundlich grüßend trat der Weise in seine Wohnung ein und gedankenvoll kehrte Alexis beim leuchtenden Morgenroth zurück.

2.

Amandens Bild war in der Seele unſeres Helden von den Ereigniſſen in einen tiefen Hintergrund verdrängt, ohne daß es ihm deßhalb minder theuer geweſen wäre. Oft wollte es aus ſeinem Verſteck hervortreten und mit gewohnter Bequemlichkeit das ganze Herz einnehmen; aber Alexis, der nie an Amanden denken konnte, ohne zugleich zu fürchten, ſtürmiſch zu begehren, duldete es nicht, bekümmert, es dürfte ihn ſtören in ſeinem erſten Freudentaumel und der Sphäre entziehen, in welche er ſich freudig auf immer gebannt ſah.

In derſelben Nacht, als der alte König, ihr Gemahl, mit dem Tode ringend, unterlag, hatte ſich auch ihr Zuſtand dergeſtalt verſchlimmert, daß man für ihr Leben fürchtete, aber ſchon am nächſten Morgen befand ſie ſich außer Gefahr und hoffnungsvoller als je. Sorgfältig verſchwieg man ihr die fürchterlichen Ereigniſſe im Schloſſe und der Leichnam ihres Gemahls war bereits in der Gruft beigeſetzt, Alexis zum König ausgerufen, als ſie die Todtmattigkeit der Krankheit verließ und einige Lebenshoffnung wieder in der beängſtigten Seele eintrat. Um die geliebte Kranke nicht mit dem Geräuſch ſeiner jungen Macht und Würde zu beläſtigen, vielleicht auch aus einem unbezwingbaren Widerwillen gegen

die Gemächer und Säle, wo Severin gewohnt, hatte Alexis einen anderen entfernteren Palast zu seiner Residenz gemacht, von wo kein Jubelruf des Volks bis an ihr Ohr hinreichen konnte. Das Volk selbst schlich still und ehrfurchtsvoll an dem Palaste der Kranken vorüber. Erst nachdem die Aerzte erklärten, daß sie ungemein erkräftigt sei durch eine rasche Besserung, wagte man es ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls mitzutheilen. Der Eindruck, den diese auf das Gemüth der Kranken machte war keineswegs gewaltsam — sie seufzte und verfiel in tiefes sprachloses Nachdenken. Zu viel des Jammers hatte sie ausgestanden, und die weise Natur hatte ihr Herz abgestumpft, um es nicht zu tödten. Noch war sie nicht fähig zusammenhängend zu denken und irdischen Gefühlen ihr Herz zu öffnen, noch war es erfüllt von frommen Empfindungen, welche die furchtbare Nähe des Todesengels erregt hatte.

Die einzigen Personen, mit welchen sie sich während ihres Leidens in Gespräche einließ, waren der Pater Hyacinth und die bejahrte Prinzessin Christiane, die unfruchtbare, doch nicht jungfräuliche Schwester des verstorbenen Königs. Obwohl ihn diese nie geliebt hatte, war sie doch durch seinen Tod so gerührt worden, daß sie in Thränen zerfloß und wider ihre Gewohnheit sich in Lobeserhebungen der Tugenden und Vorzüge des Verblichenen erschöpfte. Obwohl in strenger Bigotterie erzogen und hart in Beurtheilung fremder Fehler, hatte sie doch selbst einen äußerst unzüchtigen Lebenswandel geführt und stand noch immer in ihrem sechzigsten Jahre in dem Rufe, der eine Frau in diesem Alter ekelhaft und verächtlich machen muß. Die feinsten Hofmanieren und eine gewisse zutrauliche empfindsame Freundlichkeit verschleierten ihr bösartiges Gemüth, die Tugend auf ihrer Zunge, die frommen Bibelsprüche und moralischen Lehrsätze ließen das Laster in ihrem Herzen, die christliche Demuth, welche sie heuchelte, und die durch feine Hofkünste bewirkte Würde ihres

Benehmens die unersättliche Eitelkeit und Gemeinheit ihrer Empfindungen nicht erkennen. Wenige durchschauten dieses gefährliche Weib, an der Alles falsch war, und in ihren Handlungen ließen sich Widersprüche erkennen, welche auf ihren wahren Charakter hinwiesen. Dem Unerfahrenen war sie ein Muster weiblicher Tugendstrenge und strenger Religiosität, sie selbst hielt sich dafür, denn für ihre Fehltritte wußte sie so viel Entschuldigungen, daß sie selbst des geistlichen Trostes in manchen Dingen entbehren konnte. Sie beging alle ihre Sünden mit geheimem Vorbehalt, und indem sie durch Gelübde dieselben aufzuheben trachtete; sie ergab sich nie der Wollust, ohne irgend einer Kirche ein Geschenk zu geloben; sie lästerte niemals ehrliche Namen, ohne zu versichern, sie liebe ihren Nächsten, wir alle wären Sünder und sie wolle über Niemand richten. Bei diesen christlichen Gesinnungen übte sie nur Böses, spielte Intriguen, stiftete heillose Händel unter den Mitgliedern der Königsfamilie und freute sich nie mehr, als wenn sie eine Verwandte in Ungnade gebracht, ein freundliches Verhältniß zerstört hatte. Sie verfolgte aus Gewohnheit und innerem Drang zur Kabale Schuldige und Unschuldige, aber am bittersten haßte sie diejenigen, welche ihr keine Huldigungen darbrachten und ihre Eitelkeit ungeschmeichelt ließen. Unter diesen war der hochmüthige Prinz Alexis, der junge Weiberfeind, der am wenigsten geneigt schien die alten Weiber zu honoriren, wie es Christiane wünschte, und allen ihren Zärtlichkeiten, mit welchen sie den Knaben überhäufte, die unverholenste Abgeneigtheit entgegensetzte. Als Kind suchte er sich mit Gewalt aus den umklammernden dürren Händen der alten Prinzessin loszureißen, als Jüngling vermied und vernachlässigte er ihr Wohlwollen, als Mann behandelte er sie mit offenbarer Geringschätzung. Dadurch verwandelte er die zärtliche Zuneigung der alten Jungfrau in tödtlichen Haß, der sich auf alle jene Personen erstreckte, denen er theuer war. Es war der in Erfahrung

grau gewordenen Kokette nicht entgangen, daß Amanda Gnade vor den Augen des Stolzen gefunden, darum blieb sie lange ferne von ihr, aber bald bemerkte sie auch — in demselben Augenblick, als sie einen Plan zum Verderben der beiden Liebenden gefaßt — daß in das schlau errathene Seelenverständniß eine Mißhelligkeit gerathen sei, und von der Zeit an beehrte sie Amanden mit ihrer ausgezeichnetsten Gunst, theils um ihr Geheimniß zu erforschen, theils um sich auf irgend eine Art an Alexis zu rächen. Die Umstände konnten sich für ihr Vorhaben nicht günstiger gestalten, und sobald sie sich der tugendhaften Gesinnungen der jungen Wittwe versichert hatte, und gewiß war, daß sie keine Schuld trage an dem Tod ihres Bruders, wußte sie auch, wem sie das ungeheure Verbrechen aufzubürden habe.

Pater Hyacinth war ihr treuer Bundesgenosse, und verschaffte, wie man sagte, sowohl ihrer schmachtenden Seele, als auch dem hinfälligen Leib die kleinen Tröstungen, welche er zu geben im Stande war. Durch Severins Tod war er bedeutender Einkünfte beraubt worden, denn Alexis hatte kaum den Thron bestiegen, als er alle unberufenen Verwalter des Staatsschatzes entfernte und die geheimen Ausgaben des Hofes, welche der Beichtvater des Königs aus dessen Schatz bestritt, für immer einstellte. Unter der Rubrik „für fromme Zwecke" legte er dem jungen König Rechnung über ungeheure Summen, deren Hälfte nicht unwahrscheinlich in die Kasse des armen Paters strömte, der ewige Armuth gelobt hatte. Sein ganzer Einfluß, sein ganzer Reichthum, seine Macht war unwiederbringlich dahin und er hätte nicht geizig sein müssen und nicht Vater vieler Bastarde, um diesen Schlag des Schicksals mit christlicher Ergebung tragen zu können. Das größte Unglück bei der Sache war, daß auch alle seine guten Vorsätze, sein frommer Eifer, sein plötzlich so zart gewordenes Gewissen zugleich mit seinen schönsten Hoffnungen abhanden gekommen waren, ohne daß es ihm

möglich gewesen wäre, durch Gebet und Kasteiung einem dieser bedauerlichen Verluste vorzubeugen. Seine Frömmigkeit war unfruchtbar geblieben und reumüthig dachte er daran, sich neuerdings der Freundschaft Samboros zu versichern; aber auch diese Goldquelle war ihm versiegt, denn Samboro gab ihm nicht undeutlich die feindseligsten Gesinnungen zu erkennen, nachdem es ihm gelungen war seinen Zweck zu erreichen. Als er sich von dieser Seite verlassen sah und sich überzeugte, daß die neue Ordnung der Dinge ihm kein Heil bringen könne bei den bekannten Gesinnungen des jungen Regenten, schlug er sich auf die Seite seiner wenigen Feinde, deren Anzahl jedoch täglich wuchs wegen der schleunigen Reformen in Kirchen- und weltlichen Sachen, durch welche nicht wenige Müßiggänger und unnütze Pensionärs beeinträchtigt wurden. Der Orden, dem er angehörte, der ganze Klerus und ein Theil der bigotten Bürgerschaft bildeten zusammen eine unsichtbare, aber nicht unwirksame Parthei. Einen mächtigen Freund und alt erprobten Genossen fand er in dem Fürsten Auson, der ehemals alle Regierungsgeschäfte geleitet hatte und sogleich nach dem Regierungsantritt des jungen Königs entlassen worden war. Wir werden diesen in der Folge näher kennen lernen.

Diese Personen standen der Königin am nächsten, als sie langsam genas und sich verwundert in einer Welt fand, die ihr fremd geworden war, seit sie Alexis und seine Freunde aus ihrem Kreise verbannt hatte. Er war nun König! Der Gedanke war der erste weltliche, der in ihrem Geiste auftauchte; aber man ließ ihr nicht Zeit, an denselben Folgerungen anzuschließen, welche die entschlummerte Liebe wieder aufwecken mußten, sondern bereitete ihr leidendes, nur von Andacht erfülltes Herz zur Ertragung neuer Qualen vor. Noch dachte sie anhaltend und mit Wärme an nichts, als an Gott und das jenseitige Leben, dem sie so nahe gewesen und in das ihr beleidigter Gemahl hinübergegangen war, als die

Prinzeſſin Chriſtiane ihr mit chriſtlicher Schonung beibrachte, es erwarte ſie noch ein bitterer Kelch, zu deſſen nothwendiger Leerung ſie Muth und Kraft bedürfe. Nachdem Amanda voreilig betheuert hatte, daß ſie Beides gewonnen im Gebet, daß ſie in Leiden geiſtig erſtarkt und fähig ſei, nunmehr Alles zu ertragen, was ſie von den Uebeln dieſer Welt erwarte, ſagte ihr die Prinzeſſin, tropfenweiſe ihr Gift zumeſſend, ihr erlauchter Gemahl ſei keineswegs eines natürlichen Todes, wie man ihr geſagt, ſondern durch Giftmord geſtorben. Zitternd vor dem gräßlichen Gedanken, der ſie durchzuckte, fragte Amanda nach dem Namen des Böſewichts, der dieſe Unthat vollbracht, oder angeſtiftet habe, und ſchon ſank ſie ohnmächtig nieder, als Chriſtiane den König Alexis als den Mörder bezeichnete.

„Unglückliche, theure Frau," heuchelte die Prinzeſſin, nachdem ſich die Ohnmächtige wieder erholt hatte, „noch wißt Ihr nicht Alles und ſchon ſeid Ihr kraftlos. O, dieſe Welt verdient Euch nicht zu beſitzen, denn Ihr kennt nicht ihre Laſter und die Verworfenheit der Menſchen. Warum ſeid Ihr nicht Jungfrau geblieben wie ich, Ihr wäret jetzt kein beklagenswerthes Opfer, das man um die größten Freuden des Weibes, der Mutter betrogen. Ihr betrauertet jetzt keinen ermordeten Gemahl, kein — — o, das ich das erleben mußte, Euer Unglück verwundet mein ſchwaches Herz und der Verluſt meines theuren Bruders war mir nicht ſo ſchmerzlich, als der Gedanke an Euer Elend."

„Tröſtet Euch, Prinzeſſin," antwortete Amanda mit ſchwacher Stimme, „mein Unglück iſt nur eine wohlthätige Züchtigung des Himmels; ſie iſt hart, aber ich habe ſie verdient, und ergebe mich in den Willen des Höchſten. Sagt mir Alles, ich bitt' Euch, damit ich mich keiner thörichten Hoffnung hingebe, wenn mir der Himmel ewiges Leiden auferlegt; laßt mich mein Schickſal ganz wiſſen, mein Entſchluß iſt gefaßt, ich werde mich dem Himmel weihen, in den Ta-

gen der Noth und er wird barmherzig sein gegen die Sünderin, die ihn in den Tagen der Freude vergaß."

Nach einiger Zögerung, welche trefflich darauf berechnet war, den Eindruck der bevorstehenden Szene zu verstärken, öffnete die Prinzessin die Thüre eines Seitengemaches und sprach mit feierlicher Entrüstung:

„So hört denn den ungeheuren Frevel an Eurem Blut und dem Blut eines Fürstengeschlechtes, verübt durch den Abschaum der Menschheit, durch ein Kind des Satans, das schon in zarter Jugend der Hölle ihre Künste abgelauscht hat."

Aus dem Nebengemache aber stürzte Anastasia, die Frau Samboros, und umfing zitternd die Knie der erschrockenen Frau. Sie war bleich und entstellt, kaum erkannte Amanda die Freundin, welche ihr beigestanden in den Geburtsnöthen.

„Verzeihung, Gnade," schrie die Geängstigte, „ich bin schuldlos, ich wurde verführt und berückt durch teuflische Zauberkünste, verzeiht mir, wie mir Gott verziehen hat durch seine Bevollmächtigten."

Lange währte es, ehe sie Fassung gewann zu dem wichtigen Geständniß, welches das gekränkte Herz der königlichen Mutter zerfleischen sollte. Erst nachdem ihr die sanftmüthige Amanda Verzeihung gelobt, legte sie es ab. Auch dießmal wurde Alexis beschuldigt, den Raub des Prinzen angestiftet zu haben und hinzugefügt, daß es einer teuflischen List und einem grausamen Zufall gelungen sei, das geraubte Kind auszuforschen und neuerdings zu entführen. Gewiß, sagte Anastasia, ist es ermordet, oder mit dem Mörder zugleich in den Wellen umgekommen, denn man habe am Morgen nach der stürmischen Nacht, in der es ein Bösewicht aus der Hütte geholt, einen umgestürzten Nachen und Leinenzeug im Strome gefunden, in welches das Kind gekleidet gewesen. Einige dünne Haare, welche Anastasia dem Kinde vom Haupt geschnitten nach der Geburt, war Alles, was sie dem zerrissenen

Mutterherzen bieten konnte, aber genug, um Amanden gnädig für sie zu stimmen.

Amanda war entsetzt, vernichtet. Gern hätte sie Alexis von aller Schuld frei gesprochen, aber sie kannte seinen Ehrgeiz und die Umstände sprachen mit Macht gegen ihn. Er hatte den König ermordet, um das größte Hinderniß seiner Ehrsucht zu befriedigen, er hatte sein eigen Kind gemordet, um der Thronfolge gewiß zu sein. Anders war die Unthat nicht denkbar, denn wessen Interesse sollte es gewesen sein, ein schuldloses Kind zu opfern? Gekränkte Tugend, gekränkte Mutterliebe erstickten die letzte Regung ihres Herzens zu Gunsten des unnatürlichen Mörders, und über alle Begriffe abscheulich schien ihr der Verworfene, der, eines Doppelmordes fähig, dennoch ihre höchste Liebe genossen, den der Gedanke selbst nicht verwischen konnte, daß er vielleicht gegen sein eigen Fleisch und Blut sich grausam versündige. Dieser geheime Gedanke, verbunden mit dem Bewußtsein ihrer eigenen Schuld war es, der sie am meisten peinigte und ihr mehrere Male die Besinnung raubte. Sie selbst maß sich einen Theil der ungeheuren Blutschuld bei und nicht trösten konnte sie es, daß den größeren ein Mensch auf sein Haupt geladen, der ihrem Herzen über Alles erhaben und theuer gewesen. Der Schmerz warf sie neuerdings aufs Krankenlager; doch erholte sie sich bald wieder so weit, daß sie denken konnte über das, was ihr oblag unter solchen Umständen. Ein schwacher Schimmer von Hoffnung richtete sie auf, der Gedanke, daß ihr Kind noch leben könne. Um sich Gewißheit hierüber zu verschaffen, beschloß sie, den Pater Hyacinth an den König zu senden, um ihm Vorstellungen in ihrem Namen zu machen. Ungern verstand sich dieser dazu, denn er hoffte keinen freundlichen Empfang, aber besondere Umstände bestimmten ihn, der Königin zu willfahren.

„Entbietet dem König, meinem jetzigen Herrn, den Gruß einer tief gekränkten Gattin und Mutter," sagte Amanda,

„und bittet ihn in meinem Namen um Aufklärung und Auskunft. Sagt ihm, weſſen ihn das Zuſammentreffen trauriger Umſtände anklagt, und daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als ihn von dem ſchrecklichen Verdachte gereinigt zu wiſſen. Sagt ihm, daß ich Euch meine Schuld unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes vertraut, daß ich mein Herz von allem Irdiſchen zu Gott gewendet habe, daß ich ihm das verzeihe, was er gegen mich verbrochen. Nur einen Wunſch habe ich ihm mitzutheilen, nur eine Bitte, eine Forderung vielmehr an ihn zu richten: er ſoll mir Auskunft geben über das Schickſal meines Kindes. Was er auch antworten möge, ſo bittet ihn endlich um die Erlaubniß, daß ich mich entfernen dürfe aus einem Reiche, wo ich mein Leben begonnen und beſchloſſen habe auf immer. Ich werde in Zukunft todt ſein für ihn und die Welt. Sagt ihm, ich werde ihn einſchließen in mein Gebet, damit Gott ſein Herz erleuchte und ſeine Seele nicht verloren gehe.“

Erſtaunt über dieſes Uebermaß von Güte verließ der Pater die Königin, um mit ſeinem Freunde, dem Fürſten Auſon, ſich über die Art und Weiſe, wie er ſich ſeines Auftrags zu entledigen habe, zu berathen: denn ſeit jener verhängnißvollen Erſcheinung hatte ſein Verſtand merklich gelitten. Seinen jetzigen Entwürfen fehlte es eben ſo ſehr an kühner Zuverſicht, als an Scharfſinn und Genauigkeit. Er ſank vom ſelbſtthätigen Kabalenſchmied zum Werkzeug fremder Laune herab. Nachdem ihm der Fürſt ſeine Inſtruktion ertheilt, wankte er mit zögernden Schritten, und indem er ſich zu ermuthigen ſtrebte, dem Palaſte des Königs zu. Vorgelaſſen im Audienzſaal, erbat er ſich eine geheime Unterredung.

„Was könnt Ihr mir Geheimes zu ſagen haben, Pater,“ ſagte der König, „ſprecht hier laut und unverhohlen in Gegenwart dieſer Herren, denn ich bin mir keines geheimen Verhältniſſes zu Euch bewußt. Ueberdieß dürfte es

nicht rathsam sein, meine Person Euch anzuvertrauen, denn was man von Euren Werken hört, läßt mich schließen, daß Euch nichts als der Muth fehlen dürfte zu — Ihr versteht mich.“

Dabei machte der König eine Bewegung mit der Hand, als wollte er Jemand mit dem Dolche niederstoßen. Alle Anwesenden lachten, nur nicht der Pater Hyacinth, dem dieser Empfang wenig gefiel. Sein Gesicht überzog eine dunkle Röthe, welche die Schamhaftigkeit seiner Seele, oder wohl auch den unterdrückten Aerger verrieth.

„Eure Majestät beliebt mit mir zu scherzen,“ sagte er endlich, „denn mein gottesfürchtiges Streben kennt keine Rache, selbst nicht gegen meine Verfolger. Ich komme im Auftrag Ihrer Majestät, der durch das höchst betrübte Ableben unseres gnädigen Monarchen verwittweten Königin, und bitte noch ein Mal um geheimes Gehör.“

Ohne zu antworten, wies Alexis dem Pater die Thüre seines Kabinets, wohin er ihm zu folgen befahl. Lange hatte er sich gesehnt mit schmerzlicher Bangigkeit nach einer Nachricht von der Geliebten, und fruchtlos waren bisher alle Versuche geblieben, die Gekränkte zu einer Zusammenkunft zu bestimmen. Sie wich nicht aus Ihrem Palaste und verbat sich alle Besuche unter dem Vorwande steten Uebelbefindens. Sie war Alexis nicht gleichgültig geworden, und wenn er auch sich bestrebte, während der Geschäfte des Tages die Erinnerung an sie zu verbannen, so konnte er doch in den einsamen Stunden der Nacht sich ihrer nicht erwehren. Willkommen war ihm daher eine Botschaft, von der er mit Unrecht hoffte, daß sie ihm Gelegenheit verschaffen werde, die abgebrochene Verbindung mit der Königin wieder anzuknüpfen. Diesem Wunsche hatte es der Pater zu danken, daß Alexis einen gnädigen Ton anstimmte, der ihn von aller Furcht befreite und ihm Muße gab, seine Verwirrung zu bekämpfen. Der Thor vermuthete, diese Veränderung rühre

von dem erwachten Gewissen des erhabenen Sünders her, und beschloß, mit gemeinen Kanzelkünsten dasselbe noch mehr zu erregen; denn er traute sich eine große Gewalt über die Menschen zu. Doch war er weislich bedacht, die allenfallsigen Ausbrüche einer üblen Laune von sich abzulenken; denn die Szenen im Gefängniß lagen ihm wie Angst in den Gliedern, und er mußte um so mehr von dem Mächtigen befürchten, da er schon vor dem Gefesselten ein Mal gezittert hatte. Seine eingelernte Kapuzinade lautete wie folgt:

„Eure Majestät! Ihre Majestät, die verwittwete Königin, sendet mich zu Euch und befahl mir, Euch folgendes zu melden, wobei ich Euch unterthänigst bitte, nicht zu vergessen, daß meine Zunge nur das unschuldige Werkzeug Ihrer höchsten Willensmeinung ist. Hochdieselbe meldet Euch durch mich, daß sie allerhöchst Ihre Gewissensschuld, in die sie durch Eure Verführung gerathen, gebeichtet und abgebüßt habe. In Folge der Reue, welche sie über Ihren Fehltritt empfand, habe sie sich der Tugend und Gottesfurcht neuerdings ergeben, und wünsche, daß Eure königliche Majestät ebenfalls auf die rechte Bahn der christlichen Pflicht zurückkehre. Sie wisse Euch des ungeheuren Verbrechens schuldig, Se. Majestät ihren erlauchten Gemahl — durch Gift — ermordet zu haben —"

„Elender, schurkischer Pfaffe," unterbrach ihn hier der König, wüthend aufspringend, während Pater Hyacinth gegen die Thüre zurückwich mit flehender Geberde, betheuernd, es seien nur die allerhöchst eigenen Worte seiner hohen Herrin, die er berichte. Schnell gefaßt, aber noch bleich vor Wuth, befahl der König ihm fortzufahren. Aengstlich bemühte sich der Pater das verlorene Konzept wieder aufzufassen, und sprach, nachdem er sich gesammelt mit größerer Dreistigkeit weiter.

„Sie habe Euch, befahl mir die christlich fromme Frau, dieß schwarze Verbrechen, das ihr Herz zerrissen, verziehen,

jedoch nur unter dem Beding, daß ihr sofort der geraubten Krone entsagt und den durch eine satanische List ihr entrissenen Prinzen, den rechtmäßigen Erben des Thrones, der erhabenen Mutter ausliefert; denn es sei ihr auch nicht unbekannt, daß der frevlerische Ehrgeiz Euch verleitet, mit Hilfe eines unwürdigen Bösewichts das letzte Hinderniß Eurer verbrecherischen Absichten zu entfernen. Vergeßt nicht, hoher Herr, daß es Ihre Majestät, die bekümmerte Königin, ist, welche durch mich spricht. Sollte Euer in sündhaften Begierden verstocktes Herz durch allerhöchst Ihre gnädigen Befehle und Vorstellungen erweicht werden, so sichere sie Euch Leben und Freiheit zu, wofern Ihr aber auf Behauptung des usurpirten Thrones beharret, so werde sie Euch als Verräther des Reichs und Mörder zu bestrafen wissen, und sei in diesem Falle des Beistandes aller rechtlichen Fürsten, insbesondere ihres erlauchten Vaters, gewiß. Sie werde alle geistlichen und weltlichen Mächte wider Euch zu Hilfe rufen, und Eure Person dem schmählichen Schicksal eines, von der Welt verabscheuten, von der heiligen Kirche in Bann gelegten Verbrechers ohne Barmherzigkeit überlassen. Nicht nur erwarte Euch dann das strengste weltliche Gericht, sondern auch jenseits die ewige Verdammniß. Da es allerhöchst Ihre königliche Würde verbietet, an einen Rebellen und Kronräuber eigenhändig zu schreiben, so sendet sie Euch zum Beweise, daß ich von ihr abgesandt und bevollmächtigt, die Zeichen Eurer verbrecherischen Leidenschaft, welche Ihr Hochderselben zu verehren die Kühnheit hattet, zurück; denn sie will hinführo durch nichts mehr an die lasterhafte Gemeinschaft mit Euch erinnert werden und Euer Andenken auf immer aus Ihrem Gedächtniß zu verbannen so gnädig sein. Mich insbesondere hat sie ersucht, durch die göttliche Gewalt der heiligen Religionslehren Eure verirrte Seele zu bekehren, und es kommt lediglich auf Eure Majestät an zu entscheiden, ob ich ihren gnädigen und huldreichen Wunsch erfüllen soll oder nicht; denn

keinem Sünder, so lautet unsere milde Regel, sollen die Tröstungen des Glaubens versagt sein.“

Mit unsäglicher Gewalt hielt Alexis an sich und hörte den Pater bis zu Ende. Es war zum zweiten Male, daß der verwegene Priester diese Sprache gegen ihn gewagt, aber nicht zum zweiten Male sollte er ungestraft seinen frommen Witz verschwendet haben. Offenbar hatte der Fanatiker seinen Auftrag überschritten, und selbst Ausons Instruktionen zuwider gehandelt, indem er die Absichten einer erst entstehenden Parthei mit plumper Uebertreibung offenbarte. Mit frecher Stirne hatte er dem König Verbrechen vorgehalten, von welchen sich dieser rein wußte, obwohl er es bisher vermieden hatte, die Urheber derselben auszuforschen. Von dem Raub des Prinzen wußte er nichts und hielt den Bericht des Paters für ein plump ersonnenes Mährchen, darauf angelegt, ihn vom Thron zu stürzen, die ganze Botschaft des Paters aber für eine Komödie, welcher nicht unwahrscheinlich ernste Ereignisse folgen würden. Wohl kannte er das Mißvergnügen, welches durch einige rasche Neuerungen erregt worden war, und da er durch die Sendung der Königin empfindlich beleidigt, längst aber durch das Betragen der Königin übellaunig und erbittert geworden war, so hielt er es nicht für unmöglich, daß die Königin, verführt durch seine Feinde, selbst an der Spitze eines Komplottes gegen ihn stehen könne. Diese Gedanken gab ihm die Leidenschaft des Augenblicks ein. Regungslos starrte er mit blitzenden Augen den Boten der in Haß verwandelten Liebe an, lächelte verächtlich und rief nach der Wache.

„Was will Eure Majestät beginnen,“ fragte erschrocken der Pater.

„Wache!“ wiederholte mit schrecklicher Stimme der Erzürnte.

„Ich bin ein geweihtes Haupt,“ eiferte Pater Hya-

einth, indem er ſich zu entfernen ſuchte, „und nur auf Befehl meines Ordensoberen kann Hand an mich gelegt werden.“

Aber vergeblich war ſein Proteſtiren, unhöfliche Trabanten ergriffen und ſchleppten ihn auf Geheiß des Königs mit ſich fort in den „ſchwarzen Thurm,“ wo ſo manches Opfer der pfäffiſchen Bosheit unter Severin verſchmachtet war.

Noch nie war dem jungen Monarchen ſeine Majeſtät ſo verleidet worden, als durch die unverſchämten Beſchuldigungen des Paters. „Ein Verbrechen hat mir die Stufen zum Thron gebaut,“ ſagte er ſich mit tiefem Schmerz, „ein Verbrechen iſt der Grund meiner Macht, und was ich auch Edles einſt vollbringe, es iſt die Frucht eines Verbrechens.“ Mit jugendlichem Leichtſinn hatte er dieſe Wahrheit übergangen, und wohl ahnend, daß Freundes Hand ihn durch einen Mord gerettet und erhoben, hatte er vermieden, den Urheber desſelben zur Verantwortung zu ziehen. Welches alternde Herz fühlte ſich auch ſo geſtählt, um dem Verbrechen der Freundſchaft zu zürnen, welches jugendliche Herz könnte undankbar ſein gegen den verborgenen Freund, der ſein Gewiſſen für ihn aufopfert? Wer könnte die Hand haſſen, die einen laurenden Mörder niederſtreckt, wer ihn der Blutſchuld zeihen, weil er ein theures Haupt geſchützt, indem er ein feindliches fällte? Dieſe Betrachtungen rechtfertigten ihn, aber er fühlte es auch, daß der Glanz ſeiner Größe verdunkelt werde durch dieſe That, die er nicht verdammen konnte. Er fühlte, daß die Welt ihn nicht beurtheilen könne, wie er ſich beurtheilte, daß der Verdacht, der ihn der Theilnahme jenes Verbrechens zeihe, durch nichts entkräftet werden könnte, wollte er nicht einen Verrath an der Freundſchaft begehen. Unvertilgbar war dieſer Flecken auf dem Namen des Königs, und mit Schmerz mußte er ſich bekennen, daß die Geſchichte ſeiner Regierung in ſpätern Tagen mit Erzählung eines Verbrechens beginnen

werde. Um dieſen Preis würde er die Krone nicht gekauft haben, hätte man ſie ihm geboten dafür.

Noch quälten ihn dieſe Gedanken, als Samboro mit lächelnder Miene eintrat. Er theilte ſie dieſem mit und forderte mit einiger Strenge Aufſchluß über den Prinzenraub.

„Ich bewundere das zarte Gewiſſen Eurer geheiligten Majeſtät," ſagte dieſer mit Laune, „glaubt mir, keiner von Euren erlauchten Vorfahren würde auch nur einen Augenblick getrauert haben über das betrübte Hinſcheiden ſeines Feindes. Der gewiſſenhafteſte aller Regenten würde ſich nicht grämen über eine ähnliche Kleinigkeit, und auch Ihr werdet noch oft Eurem Zartgefühl größere Wunden verurſachen müſſen, wollt Ihr Eure Krone wahren. So viel indeß zu Eurer Beruhigung, der König fiel nicht als Opfer einer eigennützigen Leidenſchaft, ſondern gerecht gerichtet durch den weiſen Spruch eines geheimen Bundes, der jetzt aufgelöst iſt."

„Dadurch verliert die That nicht das Weſen eines Verbrechens," wandte Alexis ein, „denn ein geheimer Bund hat kein Recht zu richten."

„Und wer gab," antwortete Samboro, „dieſes Recht den Königen? Welcher Monarch hat ſich je ein Gewiſſen daraus gemacht, einen des Hochverraths angeklagten Verbrecher erwürgen zu laſſen, welches Fürſten Ruhm wurde befleckt durch ein ſolches Gericht, das keine andere Rechtfertigung findet, als die Nothwendigkeit der Selbſterhaltung. Wer kann den Verſuch eines eifrigen Patrioten, die königliche Gewalt zu ſtürzen, um ſein Vaterland zu befreien, Verbrechen nennen, und doch werdet Ihr ſchwerlich Anſtand nehmen, ein ſolches Individuum durch ein Todesurtheil aus der Geſellſchaft zu entfernen. Dasſelbe Intereſſe, welches Euch befiehlt, den Hochverräther zu tödten, rechtfertigt um ſo mehr eine einzelne Gewaltthat zur Erringung des Szepters. Es kann kein größeres Verbrechen ſein, welches Ihr verübt, um Euch

desselben zu bemächtigen, als jenes, welches Ihr begeht, um seinen Besitz zu bewahren vor jeder Anfechtung. Um so weniger aber kann Euch die Hinrichtung des Königs beunruhigen, da ein Anderer sie verübt und Ihr nur die Folgen derselben zu genießen und zu ertragen habt. Wenn Eurer Majestät diese Argumente nicht einleuchten, so ist es nicht meine Schuld — daß Ihr aber ein unbestreitbares Recht besitzt, jedes beliebige Verbrechen zu begehen und zu entschuldigen, wenn es von Anderen zu Euren Gunsten verübt wird, wenn es nur zur Befestigung Eurer Macht dient — steht im Katechismus der Könige, und Ihr könnt das Abendmahl darauf nehmen, daß Ihr nicht der Einzige seid, der seine Regeln befolgt. Dasselbe Recht erlaubt Euch auch, oder Euren ergebenen Dienern, welche so große Philosophen sind, gar nicht um Eure Einwilligung zu fragen, um Euch den Schmerz einer unangenehmen Nothwendigkeit zu ersparen, einen zur ungelegenen Zeit geborenen Prinzen — ich setze den Fall, es wäre wirklich ein solcher geboren worden — bei Seite zu schaffen —"

„Wie," unterbrach ihn der König, lebhaft ergriffen von der schmerzlichen Vorstellung, und faßte Samboro an der Brust, „wie, aber wenn dieser Prinz mein eigenes, in geheimer Liebe erzeugtes Kind wäre?"

„Das ändert nichts in der Sache, hoher Herr," erwiderte Samboro trocken und plötzlich ernst, indem er sich mit einer anständigen, aber festen Bewegung von der Hand des Zürnenden los machte. „Ich setze den Fall, Ihr hättet mit der Königin in geheimem Umgang gestanden und es wären an dem Kinde alle Merkmale seiner Abkunft bemerkbar, kein leiser Zweifel an Eurer Vaterschaft möglich, was würde das Eurer Vaterliebe geholfen haben. Man hätte das Kind als einen Bastard, als einen jungen Kukuk, den der alte König schwerlich in seinem Nest geduldet haben würde, entfernt oder ersäuft, und vielleicht auch ist dieß geschehen. War

es aber nicht Euer Kind oder doch von dem Gemahl Eurer Geliebten als das seinige anerkannt, so sollte es Euch wenig kümmern, daß eine Freundeshand Euch von dem lallenden Nebenbuhler befreit hat; denn ohne dem säßet Ihr nicht auf dem Throne, und dem Vaterlande wäre nicht geholfen. Grausam ist die Nothwendigkeit, denn sie frägt nichts nach den Gefühlen eines überaus zärtlichen Vaterherzens, und vielleicht hat das Herz dessen, der Euch diesen großen Dienst erwies, nicht minder geblutet, als das Eurige. Grausamer aber ist das Loos, das Euch getroffen hätte, wäre das Kind am Leben geblieben —"

„Also ist es todt, Unseliger?" schrie Alexis.

„wäre das Kind am Leben geblieben," fuhr Samboro fort, ohne auf die Frage zu achten, „denn Ihr wäret dann in Schmach und Elend versunken, der Haß Severins hätte sich verjüngt in dem Sprossen und vielleicht hätte man in der Brut an seinem Hofe einen unbewußten Vatermörder erzogen, der, im Wahne, sein Haus zu schirmen, Euch und Euer Geschlecht vertilgt haben würde. Was aber hätte Euer Vaterland gewonnen? Ein unmündiges, hilfloses Kind würde den Kronzierrath auf dem Haupte getragen, eigennützige Pfaffen und ehrsüchtige, unersättliche Freiheitsfeinde, erzogen und gebildet in der Schule Severins, aber das Regiment geführt, das Volk geplündert, die Vernunft gefesselt, das Reich entkräftet haben. Les't die Geschichte solcher Vormundschaftsregierungen und ihr werdet finden, daß sie wie ein Krebsschaden sich eingefressen, den spätere Generationen nicht heilen konnten, daß sie Unheil und Verderben gebracht über die Zeitgenossen. Bei Deinem Heil, König, schwör ichs, ich würde mir bei den strengsten Grundsätzen kein Gewissen daraus gemacht haben, den Wurm zu zertreten, selbst wenn ich gewußt hätte, daß es Euer Blut ist, dessen Leben ich vernichte!"

„Entsetzlicher Mensch!“ rief Alexis aus und verhüllte sein Gesicht.

„Laßt's Euch nicht grauen,“ schloß Samboro mit Rührung, die um so stärker ergriff, da sie bei diesem Manne ganz ungewöhnlich war, „laßt's Euch nicht grauen vor einem Mann, der ein denkendes Herz hat, und Euch ergeben ist bis in den Tod.“

„Und wer bist Du, Mensch voller Widersprüche, der Du Dein Schicksal an das meinige kettest, der mehr Antheil an dem meinigen nimmt, als natürlich ist, denn ein Diener liebt seinen Herrn nicht so wie Du. Ich muß es Dir eingestehen, obwohl es Dir nicht unbekannt sein wird, daß Du eine unwiderstehliche Gewalt über mich besitzest. die mich treibt, in Allem Dir zu folgen, das ist mehr, als gut ist.“

„Ist Euch schon je eine That übel bekommen, die ich Euch gerathen, hoher Herr?“

Alexis verneinte schweigend.

„Wer ich bin, zu wissen, kann Euch nichts frommen, darum bitt' ich Euch, haltet ferner das mir längst gegebene Versprechen, nicht zu forschen nach mehr, als Ihr schon wißt.“

Dabei blieb es auch dieß Mal, denn Alexis hatte seinem Diener nie befohlen, und selbst als König war er herrischer mit den Großen des Reiches, denn mit Samboro. Dieser kannte wohl den Einfluß, den sein Geist auf Alexis ausübte, aber er mißbrauchte ihn nie zu eigennützigen, selbstsüchtigen Zwecken. Unumschränktes Vertrauen und Liebe belohnte den treuen Diener für seine Ergebenheit und Wachsamkeit. Seitdem Alexis auf dem Throne saß, hatte dieß Vertrauen noch mehr zugenommen; denn je größer die Gefahren wurden, die ihn umgaben, je glänzendere Proben seiner Allwissenheit und seines Scharfsinns legte Samboro ab — ohne je zu straucheln, fehl zu schließen oder zu irren.

Nach einer kurzen Pause ergriff Samboro wieder das

Wort und sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck der sarkastischen Laune an, die ihn so sehr auszeichnete, aber auch manchen Edlen fern hielt von ihm.

„Es ist doch seltsam, wie Eure Majestät und Höchstdero unwürdiger Knecht sich haben so ereifern können über gesetzte Fälle, die gar nicht statt finden können, da ich es doch von Amts wegen weiß — denn meine theure Ehehälfte ist die einzige Behörde, die über Geburtsangelegenheiten am Hofe verläßlichen Aufschluß geben kann — daß Ihre Majestät die Königin keineswegs von einem Prinzen, sondern von einer Prinzessin entbunden worden ist, die, wie weltbekannt, nach einem kurzen Dasein verschieden ist. Freilich ist es mir jetzt mehr als wahrscheinlich, daß dieselbe von ihrer ersten Aussage abgewichen ist, denn es sind große Projekte gegen Euch im Werk, und ehe Ihr es Euch versehtt, dürfte man irgend einen Bastard als König dieses Landes proklamiren, wenn Ihr nicht kräftige Maßregeln ergreift, um dem herannahenden Uebel gerüstet zu begegnen. Eure Majestät weiß, daß ich nie in besonders zärtlichen Verhältnissen zu meiner Ehegattin gestanden. Sie hat sich jetzt aus meinem Hause entfernt und macht gemeinschaftliche Sache wider Euch mit Ihrem hochwürdigen Galan, der nicht zur gelegeneren Zeit hätte verhaftet werden können, als heute. Keine sonderlich erfreulichen Dinge habe ich heute Eurer Majestät zu melden. Fürst Auson hat seine Entlassung so übel genommen, daß er ein gefährliches weit verzweigtes Komplott gegen Euch einzuleiten für gut fand. Der ganze Klerus und der Orden, dem der Pater Hyacinth angehört, haben sich verschworen, ein Theil der Bürger ist in übler Stimmung wegen der vorgenommenen religiösen Neuerungen, die Kirche droht mit dem Bann. Im Palaste der Königin versammeln sich Eurer Majestät erbittertste Feinde. Man schleppt bei nächtlicher Weile große Waffenvorräthe dahin. In den südlichen Provinzen herrscht Aufruhr und eine Staffete bringt eben die Nachricht, daß die

Truppen des erlauchten Vaters Ihrer Majestät der Königin an unsern Grenzen sich versammeln und nur auf einen Wink von ihrem Gebieter harren, um über dieselben in das Reich hereinzubrechen. Der gemeinschaftliche Zweck aller dieser Anstalten ist unverkennbar. Die Gefahr ist unermeßlich und erfordert schleunige Maßregeln. Die nächste Nacht kann schweres Unheil bringen und der nächste Morgen einen umgestürzten Thron beleuchten, sehen wir uns nicht vor. Besonders empfehle ich dringend den Palast der Königin Eurer höchsten Aufmerksamkeit."

„Verrath von Seite der Königin? unmöglich!" rief der erstaunte Monarch, aber Samboro legte ihm Papiere vor, die ihn sehr bekümmerten. „Hier ein Schreiben von dem Vater der Königin an den Fürsten Auson, hier ein anderes von Sr. Heiligkeit an den Pater Hyacinth, hier endlich die unvollständige Liste jener Personen, welche sich gegen Euch verschworen, und hier ihre Eidesformel, die Euch belehren wird über den Plan, den man auszuführen gedenkt. Noch habe ich Euch ein eigenhändiges Briefchen zu überreichen, welches die Prinzessin Christiane an den Pater Hyacinth geschrieben, worin sie ihm die freudige Nachricht ertheilt, daß sich Ihre Majestät in der günstigsten Stimmung von der Welt befinde — das heißt mit anderen Worten, daß Höchstdieselbe es nicht ungern sehen wird, wenn man Eurer lasterhaften Regierung ein schnelles Ende macht. Die Klugheit gebietet Eurer Majestät, daß Ihr nicht länger das für unmöglich haltet, was Eurem Herzen unglaublich ist, denn glaubt mir, bei einem Weibe ist keine auffallende und unglaubliche Sinnesänderung unmöglich. Es scheint nicht, daß die zu Eurem Verderben Verbündeten alle dieselben Absichten hegen; aber gewiß ist es, daß sie *einen* gemeinschaftlichen Zweck haben, nach dessen Erreichung sie wahrscheinlich erst ihre besonderen Pläne entwickeln werden. Darum eilt sie zu trennen und zu vernichten,

ſo lange ſie einig ſind; denn ſie werden erſt aufhören, einig zu ſein, wenn Ihr aufgehört habt, König zu ſein.“

Dieſen Vorſtellungen und dem Gedanken an die ihm von der Königin widerfahrene Beleidigung gelang es, den gekränkten Stolz des Königs zu bewaffnen mit unerbittlicher Strenge und gerechter Entrüſtung. Er zerriß die goldene Kette, welche ihm die Königin in glücklicheren Tagen geſendet, und damit ging die Liebe in ſeinem Herzen unter.

„Es exiſtirt ein altes Geſetz aus den Zeiten des Königs Theobaldus, welches beſtimmt, daß im Falle des Ausſterbens der männlichen Linie das Recht der Thronfolge auf die weibliche übergehen ſoll. Zwar wurde dieß Geſetz von dem Nachfolger des Theobaldus wieder aufgehoben, aber die ſpäteren Regenten haben das neue Thronfolgegeſetz nicht in aller Form anerkannt und beſtätigt. Wenn dasſelbe daher bisher befolgt worden iſt, ſo konnte doch durch den herkömmlichen Gebrauch die Kraft jenes Geſetzes nicht aufgehoben werden und es iſt jetzt an der Zeit, die geſunkene Autorität desſelben neuerdings geltend zu machen.“

Auf dieſe Weiſe ſuchte der Exminiſter Fürſt Auſon, ein Kavalier aus der alten Zeit, ſeinem Sohne begreiflich zu machen, daß Alexis nur König de facto nicht aber de jure und daß es demnach die Pflicht jedes rechtſchaffenen Kavaliers ſei, dieſem unlegitimen Fürſten ſeine Anerkennung zu verſagen und Alles, was in ſeinen Kräften ſtehe, aufzubieten, um der beeinträchtigten weiblichen Linie zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es war ihm dabei gleichgültig ob die Regierung der Königin Wittwe oder einer Schweſter derſelben übertragen werde, ob der geraubte Prinz wieder auflebe oder nicht, wenn nur der illegitime König geſtürzt werde. Wenn dieſer junge übermüthige Fant erſt am Boden liege, dann hoffe er, werde ſich der rechte Ausweg ſchon von ſelbſt eröffnen und

die Stimme des Volkes und die Einsicht der Kirche und der befreundeten Mächte das Uebrige entscheiden. Vor der Hand suchte er auf gut Glück das Volk gegen Alexis aufzuwiegeln, indem er das Gerücht verbreiten ließ, der König Severin sei durch ihn vergiftet und der Sohn desselben beseitigt worden, indem er dem Pöbel die schauderhaftesten Verheißungen von der Regierung des gekrönten Mörders machen ließ. Die alte eitle Prinzessin Christiane aber wußte er geschickt mit beiläufigen Anspielungen auf die Möglichkeit, daß sie selbst noch als Königin glänzen dürfte, zu täuschen, denn er brauchte zu seinen Plänen ihr Geld und ihren Einfluß. Dem Vater der Königin Amanda dagegen machte er mit unzweideutigen Worten Hoffnung auf die Wiedergewinnung verlorener Provinzen und wohl gar auf die Vereinigung beider Reiche. Bei allen diesen schlau angelegten Plänen schmeichelte sich der ehrgeizige Ränkeschmied mit dem Gedanken an die Möglichkeit, unter günstigen Umständen selbst des königlichen Purpurs theilhaftig zu werden. Wiewohl er in der Geschichte nicht sonderlich bewandert war, so wußte er doch, daß ähnliche Fälle sich in allen Zeiten wohl ereignet haben. Zudem wies seine Stammtafel deutlich aus, daß er von souveränen Fürsten abstamme, und nur widrige Schicksale seine Familie von den Höhen des Thrones entfernt hätten.

Der Charakter dieses Mannes ist schwer zu bezeichnen. In einer alt adeligen Familie geboren und erzogen, war er in seiner Jugend ein leichtfertiger Wüstling, der Alles für erlaubt hielt, was zur Befriedigung seiner Begierden dienen konnte. Seiner Geburt hatte er es zu danken, daß der König Severin ihm die höchsten Ehrenstellen, welche sich in seiner Familie fast erblich erhalten hatten, unbedenklich übertrug. Zwar hatte der Fürst in seiner Jugend wenig gelernt und seine Fähigkeiten waren höchst mittelmäßig, aber das war auch nicht nöthig bei einer willkührlichen Regierung, wo nicht die größten Fähigkeiten, sondern das alte Herkommen herrschte.

Dieſes war ihm auch heilig und unantaſtbar, denn ſeine eigenen Vorzüge waren darauf begründet. Ein altberühmter adeliger Name galt ihm, weil er dieſen beſaß, als die höchſte Würde des Menſchen, und dunkle Herkunft war ein Gegenſtand ſeiner tiefſten Verachtung, ſeines gnädigen Mitleids höchſtens. Jeden Nichtadeligen hieß er einen Plebejer, der nur zur Sklaverei geboren ſei, den man nach Willkühr mißhandeln und ſeines Eigenthumes berauben könne. Ein vornehmer Hochmuth war daher der einzige Ausdruck in ſeinem übrigens charakterleeren Geſicht und die Triebfeder aller ſeiner Handlungen. Seine Manieren waren ſorgfältig eingelernt und er wußte eben ſo gut mit einer leichten, gnädigen Bewegung der Hand einen Günſtling zu beglücken, als mit einem ſtolzen verächtlichen Blick den Gegenſtand ſeines Unwillens zu beſtrafen. Seine Leidenſchaften wußte er dem Scheine nach wohl zu beherrſchen, denn es mochte ihm Angenehmes oder Unangenehmes widerfahren, ſo bemerkte man doch nie eine Veränderung in ſeinen Zügen; aber man kannte ſeine unmenſchliche Rachſucht gegen Jene, welche es wagten, ſeinen Stolz zu beleidigen oder ſeinem unbeugſamen Willen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Während der Regierung Severins beſaß er eine unbeſchränkte Gewalt. Die Art und Weiſe wie er ſich derſelben bediente, machten ihn bei dem Volke äußerſt verhaßt. Nicht nur erſchöpfte er ſeine Mittel durch ungeheure Auflagen, ſondern beſchränkte auch die perſönliche Freiheit der Unterthanen durch unerhörte Willkühr. Die Zwecke ſeines Wirkens waren, ſich und den Schatz des Königs zu bereichern, das Volk in Knechtſchaft und Dummheit zu erhalten, die Prärogative des Adels zu vermehren, den blinden Glauben zu unterſtützen. Den Klerus begünſtigte er, weil dieſer mit ihm gemeinſchaftliche Sache machte und mit Wachſamkeit beſorgt war, daß das Volk nie ſeine Kräfte und ſeine Rechte kennen und gebrauchen lerne. Er ſelbſt ſpottete über die Religion und kehrte ſich nicht an ihre Lehren, weil es

damals schon unter den Adeligen ausgemacht war, daß diese nur für das gemeine Volk berechnet wären. Sein Unglaube war keine Frucht des Forschens, sondern vielmehr ein Werk der niedrig denkenden Pfaffen, welche gegen ihn die Maske abwarfen. Moralische Grundsätze hatte er gar nicht, denn die Gewohnheit und das Herkommen waren der Maßstab seiner Handlungen. Doch hütete er sich wohl, seine Irreligiosität dem König merken zu lassen, und spielte vor den Augen der Welt stets den frommen Christen.

Sein Sohn Wilibald bildete in seinem Charakter, in seinem Temperamente, seinen Neigungen und Ansichten den vollkommensten Gegensatz. Unverwüstlicher Frohsinn und heiterer Gleichmuth bewahrte sein Gemüth vor gefährlichen Begierden, Biederkeit und Ehrliebe machten ihn allen, die ihn kannten, achtungswerth. Er war ein Liebling der Frauen, die er mit heiterem Scherz gewann, ein treuer Freund, ein liebreicher Herr seinen Untergebenen. Er hielt auf seinen Adel, ohne stolz zu sein, kränkte keinen niedrig Geborenen, achtete jeden wackeren Ehrenmann, weß Standes er auch war. In seinem Umgang war er nicht wählig, mit seinen Bekannten und Freunden friedfertig und freundlich, aber auch stets bereit, Schimpf und Beleidigung mit der Klinge zu rächen; denn er duldete keinen Flecken auf der Ehre seines Namens. Sein Vaterland war ihm theuer, und mit edler Entrüstung sah er, wie sein Vater es mißhandelte. In Religionssachen war er kein Grübler, ohne bigott zu sein — aber die Pfaffen haßte er wie die Sünde. Gerne trieb er Spott mit ihnen; denn nichts war ihm lächerlicher, als ein Mann in einer Kutte. Nur ein Schurke, oder eine Memme, pflegte er zu sagen, kann seine Mannheit in einen Kittel verbergen, und darum hatte er auch keine sonderliche Achtung vor den Rittern vom heiligen Rosenkranz und vom Büßerstrick. Wenn er dem feisten Angesichte eines Mönchs begegnete, so lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und selten ging er

an einem vorüber, ohne auszuspucken. Eine große muthige Dogge, die sonst gegen Jedermann sich manierlich betrug, schien den Tonsurirten eben so abgeneigt zu sein wie ihr Herr, denn sie fiel jede Kutte mit einer Wuth an, die man sonst an ihr nur bei der Schweinsjagd gewohnt war. Man wußte nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob das Thier auch auf diese Jagd abgerichtet war, aber so viel konnte man öfters bemerken, daß Prinz Wilibald dem sonderbaren Gelüsten seines Hundes keinen Zaum anlegte, vielmehr in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, wenn er gelegentlich einen friedlichen Pater weidlich zauste. Natürlich war der Vater mit diesen Streichen nicht zufrieden, und verwies sie seinem Sohne mit vielem Ernst, aber seitdem ihm der Tod seine Gemahlin entrissen, gab es Niemand, dem Wilibald hinführo gehorchte, denn seinen Vater hatte er frühzeitig geringschätzen gelernt und zu lieben aufgehört. Fürst Auson durfte sich nicht verwundern, seinen Sohn sich entfremdet zu sehen, denn er war seit seiner Geburt recht eigentlich bemüht gewesen, die kindliche Liebe in seinem Herzen zu ersticken. Unter dem Vorwande seiner Geschäfte bekümmerte er sich nie um seine Kinder, außer um sie zu züchtigen — oft wegen der kleinsten Vergehen, die ein fühlender Vater kaum mit einem unfreundlichen Blick bestraft haben würde. Wollte seine unglückliche Gemahlin ihre Kinder den härtesten Mißhandlungen entziehen, so mußte sie dieselben stets von ihm entfernt halten; denn der fühllose Tyrann entsagte freiwillig den heiligsten Empfindungen der Natur, und hielt sie für Schwachheiten, welchen namentlich kein Staatsmann ergeben sein dürfe. Mehr als seine Kinder galten ihm daher hübsche Lakeien, die er mit ekelhaften Gunstbezeugungen überhäufte.

Wilibald war noch in den Jünglingsjahren Hauptmann der königlichen Leibwache geworden, und König Alexis, dem er ausnehmend gefiel, beehrte ihn mit noch größerem Vertrauen, als Severin, dem er ungern gedient hatte. Dafür

war ihm auch des abgedankten Ministers Sohn treu ergeben, unbekümmert um das Mißfallen seines tief erbitterten Vaters. Vergeblich bemühte sich dieser, ihm darzuthun, daß Alexis kein Recht auf den Thron besitze, vergeblich suchte er ihn durch glänzende Verheißungen zu bewegen, von seiner Stellung einen verrätherischen Gebrauch zu machen, vergeblich befahl, drohte, demonstrirte er; der wackere Prinz blieb fest und treu. Je mehr der Fürst in ihn drang, je kälter und bestimmter antwortete ihm der Prinz, denn er sei, sagte er, nicht gewohnt, einen Verrath an seinen Eiden, und was mehr ist, an seiner eigenen Ueberzeugung zu begehen. Er verhehlte es seinem Vater nicht, daß er den König achte und alle seine Handlungen billige — selbst die Entlassung des ersten Ministers nicht ausgenommen, und als der Fürst den König der mehrmals berührten Verbrechen beschuldigte, bedeutete er ihm, daß ein Mann von Ehre Verleumdungen und unbegründeten Vermuthungen kein Gehör gebe. Darob entspann sich ein hitziger Streit, welcher dem Prinzen Gelegenheit gab, dem Verführer bittere Vorwürfe über seine Schandthaten zu machen, durch welche er den Namen seines Geschlechts mit unvertilgbarer Schmach bedeckt habe. Er werde seine infamen Pläne nicht unterstützen, schwor er bei seiner Ehre, und sich ihrer Ausführung pflichtmäßig widersetzen, mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht, und wofern seine Pflicht als Unterthan mit der Kindespflicht in Widerspruch gerathe, so werde er sich nicht besinnen, die letztere seiner Ehre aufzuopfern. Erzürnt durch diese Reden zog der Fürst den Degen und stürzte sich auf seinen Sohn, aber dieser parirte den Stich mit dem Arm, entwaffnete den siechen Greis und warf ihm die Klinge zerbrochen vor die Füße.

„Euren Sohn habt Ihr getödtet," rief er ihm mit Würde zu, „meine Lebensschuld an Euch ist quitt und hinführo bin ich nur der Hauptmann von der Leibwache und kenne keinen Vater mehr, als den oben, der Euch verstoßen."

Eine Stunde nach dieſer Szene ſtand der unnatürliche Väter vor den Augen der Königin und lächelte wieder ſo nichtsſagend und höfiſch, als wäre nichts vorgefallen, was ſeine Faſſung hätte ſtören können. Er ſprach wieder von jenem alten Geſetz und ſtellte ihr die Nothwendigkeit vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und das unbeſtreitbare Recht des vielleicht noch lebenden Prinzen, deſſen Spur er entdeckt zu haben log, gegen die Eingriffe des Uſurpators zu bewahren. Er ſprach von Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung, von Aufſtand und Empörung, von der Willensmeinung ihres königlichen Vaters und der Gewißheit eines günſtigen Erfolgs; aber er bemerkte nicht, daß er tauben Ohren predige; denn beſtürmt von allen Perſonen, die ſie umgaben, gekränkt durch die Nachricht von der Aufnahme Ihres geweihten Botſchafters, gequält von widerſprechenden Empfindungen dachte Amanda an nichts, als an ſchleunige Entfernung aus dem Reiche, wo man ſie zum Werkzeug hochverrätheriſcher Intriguen machen wollte. Ihr Palaſt wimmelte von Perſonen, die ſie nicht kannte, denen ſie mißtraute, ihre Gemächer dienten den Verſchworern zu Rathſälen, wo ſie Verrath ſannen. Die Häupter derſelben umgaben ſie und verlangten von der geängſtigten Frau Unterzeichnung eines Aufrufs an das Volk und das Heer, und einer anderen Akte, worin ſie Entſetzung des Uſurpators und Verſammlung der Reichsſtände zur Berathung des allgemeinen Wohls anordnen ſollte. Ihr Herz war zerriſſen und die Gefühlloſen quälten daſſelbe mit Worten, die ſie trafen wie Dolchſtiche. Alle, das ſah ſie, ſelbſt die ehrwürdigen Patres, welche mit undemüthigen Geberden vor ihr ſtanden, lechzten nach dem Blute des angeblichen Verbrechers, der ihr einſt theurer geweſen, als Alles. Die Umſtände hatten ein ihrem Gemüth bisher fremdes Gefühl, die Rache, erregt, aber die angeborene Milde ſiegte über dieſe finſtere Leidenſchaft. Dennoch wußte ſie nicht, was ſie thun

ſollte, denn man hatte ihr keinen Ausweg gelaſſen und ſogar ſchlecht bemäntelte Drohungen gewagt.

Aus dieſer Bedrängniß befreite ſie ein unvermuthetes Ereigniß, das alle Anweſenden erzittern machte. Die Thüre des Rathſaales that ſich geräuſchvoll auf und herein trat, gewaffnet bis ans Kinn, Fürſt Wilibald Auſon. Todtenſtille herrſchte im Saale, die Prinzeſſin Chriſtiane fiel in Ohnmacht und bange harrten die übrigen Perſonen auf das erſte Wort des Eingetretenen. Nur die Königin veränderte ſich in nichts, und ſah den Fürſten mit gleichgültigen Augen herankommen. Ehrfurchtsvoll näherte ſich dieſer der holden Fürſtin und erröthend, als er ihren Augen begegnete, überreichte er ihr ein wohlverſiegeltes Paket, welches, wie ſie ſogleich mit zitternder Hand beim Empfang fühlte, nichts enthielt, als die zerriſſene Goldkette. Hierauf entfaltete der Bote eine königliche Ordre, indem er nicht laut aber doch vernehmlich ſagte:

„Im Namen des Königs verhafte ich ſämmtliche Perſonen hohen und niedrigen Ranges, welche ſich in dieſem Palaſte befinden.“

Hierauf hielt er ſämmtlichen Anweſenden den königlichen Befehl vor die Augen und bat alle Herren, ſich aus dem Saale hinwegzubegeben, um unter Bedeckung hinweggeführt zu werden. Fürſt Auſon warf einen grimmigen Blick auf ſeinen Sohn und entfernte ſich, gefolgt von einer ziemlichen Anzahl zitternder Feiglinge und Gebete murmelnder Patres.

Amanda bemerkte kaum, was um ſie vorging, ſo beſchäftigte ſie das verſchmähte Kleinod und die achtungsloſe unzarte Weiſe, auf welche es wieder in ihre Hände kam. Aus den Händen der ſie verhaftenden Wache hatte ſie das Merkmal des erſten Sieges ihrer Liebe zurückerhalten, ſchlecht verwahrt und zerriſſen, vor den Augen fremder Menſchen. Nun erſt glaubte ſie, was man ihr geſagt, nun erſt war es ihr gewiß, der undankbare Verführer, der ſelbſt ihre Ehre nicht mehr achte, habe ihr Kind, ſein eigen Kind, ermordet. Sie wähnte

sich noch geliebt, und fand sich verachtet, nachdem sie mißbraucht worden war. Mit stieren Augen sah sie vor sich hin, kalte Todtenblässe löschte ihr Gesicht aus — der Gedanke hatte keine Thränen.

„Hab' ich recht gehört, Hauptmann," sagte sie nach einer stummen Pause, „ich bin eine Gefangene?"

„So ist es! gnädige Frau," erwiderte Auson, „doch hoffe ich nur auf kurze Zeit, während welcher ich Eure Majestät zu bitten wage, eine Maßregel nicht zu streng zu beurtheilen, welche allem Anschein nach unvermeidlich war."

Schweigend wankte sie in ein Nebengemach. Die Prinzessin, welche mittlerweile ihr Erwachen mit einem widrigen Gekreisch ankündigte', wollte ihr folgen, aber der Hauptmann vertrat ihr den Weg und wies sie in ein entferntes Apartement.

Amanda kniete gedankenlos auf einen Betschemmel nieder, ihr Kopf war wüst, ihr Herz stumpf, sie mochte weder denken noch fühlen, denn ihre Gedanken fanden keine Hoffnung, ihre Empfindungen keinen Trost. Lange stierte sie mit trockenen Augen vor sich hin und horchte in sich versunken stumpfsinnig auf ihren Pulsschlag; da öffnete sich leise die Thüre und Pater Pius erschien ihr wie ein Schutzgeist. Sein ehrwürdiger Anblick und die Erinnerung an seine milde Ermahnung brachten das stockende Blut wieder in schnelleren Umlauf, erfreuten ihr freudeloses Herz. Sie flog ihm entgegen, ergriff seine Hände, wollte hastig sprechen und — schluchzte. Pater Pius betrachtete sie mit schmerzlichem Mitleid, die üppige Jugendblüthe war geschwunden, die glühenden Augen ausgelöscht, die vollen Körperformen eingeschrumpft. „Mein Gott," seufzte er halbleise, „wie lassest Du mich sie wiederfinden!"

Er habe, sagte er ihr, vernommen, in welcher Bedrängniß sie sich befinde, und von welchen Menschen sie umgeben sei, darum habe er sich aufgemacht und sei ihr zu Hilfe geeilt;

denn leider wäre ihm die schmerzliche Ueberzeugung geworden, daß Pater Hyacinth neuerdings von der Bahn seines Berufes gewichen sei. Amanda erzählte ihm ausführlich die Geschichte aller ihrer Leiden, seit jener verhängnißvollen Beichte, das schwer gebüßte Vergehen mit Alexis, den Raub ihres Kindes, die Vergiftung des Königs, endlich die angesponnenen Intriguen zum Sturz des Königs Alexis — kurz Alles, was ihr und den mit ihr in Verbindung stehenden Personen begegnet war. Pater Pius war bereits von dem Wichtigsten unterrichtet und billigte keineswegs die Unternehmungen der Feinde des Königs, die er zu gut kannte, um ihnen gute Absichten zuzumuthen. Er hielt jede Gewaltsamkeit, welche die Ruhe des Landes stören mußte, für ein Verbrechen und tadelte besonders die Priester, welche an der Verschwörung Theil genommen, ohne Alexis zu enschuldigen. Er rieth ihr zur schleunigen Flucht, bat sie, ihren Vater zu besänftigen, damit nicht um ihretwillen Blut vergossen würde, und empfahl ihr Vergessenheit alles Geschehenen, verbunden mit frommen Andachtsübungen, durch welche sie allein ermuthigt werden könne, ihr unwiderrufliches Schicksal zu ertragen. Die Zeit, sagte er, werde ihren Kummer lindern, und es zieme der gläubigen Christin, selbstverschuldete Uebel mit Ergebung zu tragen und unverzagt auf der Bahn der Gerechten fortzuschreiten. Er erbot sich ferner, die Unglückliche an den Hof ihres Vaters zurückzubringen, wo sie, umgeben von ihren Blutsverwandten leichter die Verzagtheit ihrer Seele heilen könne. Amanda willigte in Alles und bat nur, er möchte sie nie wieder verlassen, denn ihr schwacher Geist sei hilflos und furchtsam ohne ihn. Pater Pius versprach es ihr und rief den Hauptmann der Leibwache herein, um ihn zur Unterstützung ihrer Flucht zu bereden.

„Junger Mann," sagte er zu ihm, „ich kenne Eure edlen Gesinnungen und achte Euch, obwohl Ihr, wie es heißt, den Dienern der Kirche nicht gewogen seid. Wie groß mein Ver-

trauen in Euch ist, beweise die Bitte, die ich, vereint mit dieser unglücklichen Frau, an Euch richten will. Sie ist unschuldig an dem Attentate, welches hier besprochen wurde, und hat keinen Antheil an den Plänen der Verschwörer, die Ihr verhaftet habt. Betrachtet die Unglückliche — unsägliche Leiden haben sie entkräftet, ihr Körper muß unterliegen, wenn sie neuen Gemüthsbewegungen ausgesetzt bleibt. Wollt Ihr mit schuld sein an Ihrem Tod?"

Amanda erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen bittend zu dem jungen Hauptmann. Ergriffen durch die einfachen Worte des ehrwürdigen Alten, mehr aber noch durch den traurigen Anblick der leidenden Frau, sah dieser die beiden Bittenden mit dem unverkennbaren Ausdruck des Mitleids an.

„Wenn Ihr sagt, daß ich die Priester nicht liebe, so könnt Ihr recht haben, aber ich würde sie lieben und achten, wenn sie alle Euch ähnlich wären. Aber sagt mir, was wollt Ihr, daß ich thun soll? Wenn die unglückliche Frau schuldlos ist, was hat sie zu fürchten? König Alexis ist edel und versöhnlich — er wird nicht dulden, daß ihr ein Haar gekrümmt werde. Vertraut auf ihn, hohe Frau. Vielleicht hat er Euch der Gefahr nur entreißen wollen, indem er Eure Freiheit auf kurze Zeit beschränkte."

Amanda erröthete. Zum ersten Mal hörte sie wieder Gutes von Alexis. Pater Pius aber antwortete:

„Es mag sein, daß der König selbst gut und edel ist, aber er kann verblendet sein, wie vielleicht diese Frau verblendet war. Ich fürchte nichts für sie, aber ich will ihr Ruhe und Frieden gönnen und Beides wird sie an diesem Hofe nicht wieder finden. Verstattet mir daher, edler junger Mann, daß ich sie in ihr väterliches Haus zurückbringe. Der König hat kein Recht, ihr dieß zu verweigern, aber böse Rathgeber können ihn wohl auch zu einer Ungerechtigkeit verleiten. Laßt uns fliehen, oder Ihr tödtet dieses schwache Leben."

Lange sann der Hauptmann über seine Pflichten nach.

Er fühlte sich wunderbar erregt und dringend sprach sein Herz für die Unglückliche. Unglaublich schien es ihm, daß sie der Rache und des Verraths fähig sei, dessen sie der Anschein beschuldigte. Die strahlende Schönheit der Königin hatte ehedem keinen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie jetzt die kranke, unglückliche. Nach langem Zögern, schwachen Einwürfen und Vorstellungen siegte das Mitleid über das Pflichtgefühl und mühsam eine Thräne zurückhaltend sagte er:

„Wohlan denn, flieht, ich bin zu schwach einer bittenden Frau zu widerstehen, aber gebt mir Euer Wort, daß Ihr nichts Feindseliges unternehmen wollt gegen meinen Herrn und König.“

Amanda reichte ihm die welke Hand und gelobte weinend, was er verlangte. Der edle Jüngling ergriff sie mit Wärme und preßte sie an seine Lippen. Freundlich dankte ihm Pater Pius und legte segnend die Hände auf sein geneigtes Haupt.

„So geht denn,“ sagte Auson gerührt, „Gott sei mit Euch, ich werde nicht sehen, wenn Ihr dieses unglückselige Haus verlaßt. In dem Palaste Severins ist nicht gut wohnen für edle Menschen. Gedenket meiner in Gnaden, erhabene Frau. Mag es mir vergönnt sein, Euch einst glücklicher wieder zu sehen.“

3.

„Nemo ante mortem beatus!“ tröſtete ein Kapuziner den ſterbenden Pater Hyacinth in einem dunklen Gemach des ſchwarzen Thurmes. Dieſer lag auf einem ärmlichen Lager hingeſtreckt und erwartete den Tod. Die Angſt vor dem weltlichen Gerichte, welches ſeinen Arm über ihn ausſtreckte, befördert durch das Bewußtſein großer Uebelthaten, von welchen er nicht mit Unrecht befürchtete, ſie würden nun an den Tag kommen, hatte ſeine letzten körperlichen Kräfte erſchüttert und das Ende ſeiner ruhmloſen Tage beſchleunigt. Schon waren ſeine Augen umnachtet, was ihn eben ſo wie die Dunkelheit des Gemachs verhinderte, in der Mönchsmaske des Tröſtenden einen unheiligen Knecht des Satans zu erkennen. Schwer bekümmerte es den Kranken, daß Pater Pius, von deſſen Hand er die letzte Speiſe des Himmels zu empfangen verlangte, angeblich verhindert war, der Seele des Bedrängten das Geleit in die Ewigkeit zu geben; aber er hatte keine Urſache, ſich zu ſehr darüber zu betrüben; denn der Kapuziner, wie es ſchien ein geübter Dialektiker, wußte mehr zu ſeinem Troſte an frommen Gründen und Textſprüchen aufzubringen und alle ſeine Miſſethaten beſſer zu entſchuldigen als ſein greiſer Kollege, der nach dem allgemeinen

Ruf eben so gerecht als streng war. Pater Hyacinth fühlte bald sein Gewissen in Etwas beruhigt und in wenigen Stunden würde er sich unfehlbar von der äußersten in Todesfurcht gesträubten Haarspitze an bis an die krampfhaft gestreckte Zehe für durch und durch gerecht gehalten haben, hätte ihm der Tod so viel Frist zur Beseitigung aller seiner Gewissensskrupel gelassen. So aber blieb ihm noch immer ein hinreichender Rest von Seelenpein und Zweifel, wodurch sein verschrumpftes Herz scharf gebeizt wurde.

„Glaubt Ihr wohl, würdiger Bruder," fragte er den Kapuziner, „daß ich selig werde?"

„Gewiß," antwortete der Kapuziner, „habt Ihr denn nicht ein gottseliges Leben geführt und Euch ganz dem Dienste des Herrn geweiht, habt Ihr nicht den Glauben mit heilsamer Strenge geschützt und die Ketzer aus diesem Lande vertrieben oder vertilgt? Die heilige Jungfrau sieht auf Euer Sterbebett darum mild lächelnd hernieder und der gekreuzigte Heiland neigt sein Haupt gnädig herab und scheint Euch Märtirer zuzuflüstern: „Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Ja selbst der heilige Geist, der auf diesem Dreifaltigkeitsbild über dem Kreuze in Wolken schwebt, scheint Euch mit seinen Flügeln zu beschatten und in den heiligen Gruß mit einzustimmen."

Ungläubig wendete der Kranke sein Haupt nach dem Bilde um, die Worte des Trösters bestätigt zu finden, und das wollte eben der Kapuziner, der nicht ohne Verlegenheit bemerkte, wie des Sterbenden matter Blick unverrückt auf sein Gesicht sich heftete. In der That hatte der Gleißner wichtige Ursachen, die Aufmerksamkeit des Kranken mit heiligeren Dingen zu beschäftigen, denn unter der Kapuze steckte leibhaftig der verdächtigste Freund des Pater Hyacinth — Samboro. Sobald wir diese Entdeckung gemacht haben, müssen wir auch die Hoffnung auf wahre Besserung des sterbenden Sün-

ders aufgeben, denn Samboro scheint sich um das Seelenheil desselben gar wenig zu bekümmern.

„Ach," sagte der P. Hyacinth, indem er sein Haupt auf das Kissen sinken ließ, „meine Augen sind trübe und ich kann das Wunder nicht sehen, das Ihr behauptet. Wohl ist es wahr, daß ich den Glauben beschirmt habe gegen die Ketzerei, aber ich habe nebenbei nicht immer einen gottseligen Lebenswandel geführt und manchen Unschuldigen im Namen des Ordens verfolgt. Dennoch hoffe ich, wird die göttliche Barmherzigkeit mich von meiner Schuld befreien, aber meine irdischen Sorgen verbittern mein Sterbestündlein. Sagt mir, Bruder, bin ich denn wirklich verloren für das Zeitliche, kann ich nicht wieder gesund werden, hat der Arzt keine Hoffnung?"

„Darüber," erwiederte der Mönch, „kann ich Euch nicht trösten, es müßte denn das eigene Gefühl die Wiedergenesung versprechen. Was aber Eure irdischen Sorgen betrifft, so bitte ich Euch, vertraut sie mir an, und sagt mir Euren letzten Willen, damit ich ihm gemäß nach Eurem Ableben über Eure zeitlichen Güter verfüge. Bei meinen vier Weihen schwöre ich es Euch, so wahr ich ein Kapuziner bin, ich will Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit bestellen."

Neuerdings erhob sich der Kranke und musterte den erbietsamen Testamentsvollstrecker mit scheuen Blicken. Sein verzerrtes gelb und blau gefärbtes Gesicht, in dem kaum noch die eigenthümliche feiste Nase des P. Hyacinth zu erkennen, so zusammengeschrumpft und spitz war sie, hätte jeden Anderen, der minder gestählt war gegen widerwärtige Eindrücke, außer Fassung gebracht; denn es schien keinem Lebenden, ja kaum einem menschlichen Leichnam anzugehören, sondern ein fratzenhaftes Gebilde aus dem fantastischen Ideenkästlein eines frommen Malers zu sein, der damit irgend eine Szene aus dem ewigen Feuer, in welchem die Verdammten heulen und mit den Zähnen klappern, ausstatten wollte.

bringen ließ, nicht schlechter als der Menschenpöbel, dem Du manche Unbill zugefügt. Dein faulender Leichnam verdient eben so gut in geweihter Erde zu liegen, als der eines Tugendhaften aus Schwachheit. Die Schwachheit Deines Fleisches hat Dich zum Laster getrieben, dieselbe Schwachheit hält einen Anderen davon ab. Wenn Dein Leichenstein von Deinen preiswürdigen Tugenden spricht, so wird er nicht minder Wahrhaftiges berichten als die übrigen. Du warst ein Sünder, darum hat Dich die Natur zur Todesstrafe verurtheilt. Wer weiß, daß er nach Dir sterben muß, der soll nicht sagen, daß er tugendhafter sei als Du, ausgenommen er würde noch bei seinen Lebzeiten vom Pabste unentgeltlich heilig gesprochen."

Die Papiere, welche Samboro in der Kutte des Verstorbenen fand, waren ein für ihn hochwichtiger Fund, der sowohl Aufschluß gab über eine das Innere des Landes umfassende Verschwörung, als auch über die Absichten einiger auswärtiger Höfe, deren Gesinnungen zweideutig waren. Vereinigt und verglichen mit den Papieren, welche man dem Fürsten Auson abgenommen hatte, enthielten sie eine sehr umständliche Darstellung aller auf die Verschwörung sich beziehenden Verhältnisse und gewährten einen sicheren Ueberblick der feindlichen Kräfte. Ehrgeizige und eroberungssüchtige Nachbarfürsten vereinigten ihre Interessen mit jenen der Verschwörer und das einfachste Mittel, die innere Spaltung zu heilen, eine Vermählung seiner Tochter mit dem Erben des Thrones, war dem Vater der Königin durch ein geschicktes Ränkespiel, durch Drohungen und Verheißungen als höchst gefährlich und unstatthaft vorgestellt worden. Es liegt außerhalb unseres Entwurfes, die verwickelten Staatsverhältnisse, welche einen blutigen Kampf zu gebieten schienen, auseinander zu setzen; darum ist es hinreichend für unsere Geschichte, zu melden, daß sich drei kleinere Staaten aus verschiedenen

keinen Gott — keine Heiligen — und die Mutter Christi ist keine Jungfrau gewesen. — Ich beschwöre Dich, Kapuziner — sage mir das und ich will Dir Geld vermachen — sei barmherzig und sage mir, ob die Mutter Gottes eine unbefleckte Jungfrau gewesen und ob Du der Freund des Königs bist."

„Beruhigt Euch, Pater Hyacinth," antwortete der Mönch, „und laßt die vermessenen Reden. Bereitet Euch lieber christlich vor, auf daß Ihr aufgenommen werdet in Abrahams Schooß."

„O du bist ein hartherziger Hund von einem Beichtvater. — Ich habe es anders gemacht — und jeden Sterbenden glauben lassen, was er wollte — denn in der Stunde kann es der Welt nichts nützen, beim heiligen Ignatius und seinem Orden — ob Einer glaubt oder nicht. — Abrahams Schooß — o das ist eine alberne Redensart — wie groß müßte der Schooß sein, der so viele nichtswürdige Seelen aufnähme — Mensch, ich bringe Dich um, wenn Du nicht sagst, daß meine Seele in den Balg eines Thieres fährt."

„Laßt sie fahren, Pater Hyacinth, was kümmerts Euch? Seid nur ruhig und gescheidt. So viel ist gewiß, war Euer Glaube wahr, so habt Ihr Euch so viele Verdienste um denselben erworben, daß Ihr den Lohn des Himmels hoffen dürft, war er es nicht und ist die Mutter Christi keine Jungfrau gewesen, so habt Ihr nichts von der Hölle zu besorgen und Eure Seele fährt in den Bauch eines Thieres. Jedenfalls seid Ihr sicher und könnt mir ruhig Eure irdischen Sorgen vertrauen, denn ich bin kein Freund des Königs."

„Also die Mutter Christi ist keine Jungfrau gewesen — ich bitte Dich, Kapuziner, sei ehrlich!" fragte der Kranke mit bedeutendem Herzklopfen.

„Wenn es Euch beruhigen kann, Pater, so sage ich, sie war ein Weib und eine Mutter. —"

die Ferse gestochen," sagte Samboro, vor die zürnenden Augen des Königs tretend.

„Was soll das heißen," fragte der König unwirsch.

„Das heißt so viel, gnädiger Herr, als das Roß Eures Heldenthumes steht gesattelt vor der Thüre. Besteiget es und laßt vor der Schwelle dieses Hauses Gras wachsen, während Ihr auf die Höhen des Ruhmes Euch erhebt. Ihr könnt ins Feld ziehen, wenn Ihr wollt, an Feinden wird es nicht fehlen. Eurer Majestät guter Genius erhalte sie gesund, denn sie werden Euch die schwankende Krone am Haupt befestigen."

„Krieg, sagst Du, Samboro — ich bitte Dich, scherze nicht, das Wort paßt in mein leeres Herz, wie Wein in die Kehle eines Dürstenden. Still davon, willst Du nicht, daß ich aus Deinem Witz einen blutigen Ernst bei den Haaren herbeischleppe."

„Schleppt immer zu, mein huldreicher Monarch, eine Jagd steht im Buche des Schicksals, Ihr müßt dabei sein, und es steht bei Euch, ob Ihr den Hund oder das Wild machen, ob Ihr jagen, oder gejagt sein wollt."

„Dann will ich jagen, und gält' es einen Eisbär bis an den Nordpol zu hetzen."

„Ihr müßt dem Südpol zu, gnädiger Herr, gerade in derselben Richtung, in der Euer Lieb entflohen ist, dem alten, grauen Königsschatten an den Leib, der ein Regiment Pfaffen aufgeboten wider Euch. Das Verhör des Fürsten ist beendigt, hier die Resultate von dem Staatsminister; hier die hinterlassenen Papiere des Pater Hyacinth, nebst einem Gruß unfreundlicher Art und von kalten Lippen; hier Briefe und Berechnungen in solcher Menge, daß Eure Majestät sich mit ihnen zwei Tage verderben kann, wollt Ihr sie alle lesen. Drei Kriegserklärungen sind auf dem Wege, zwei Botschafter fremder Höfe abgereist, und der dritte ist mit Anstalten zur Reise beschäftigt. Wach auf, König, Dein Heer ist schon gerüstet, Dein Schwert glänzt schon in den Sternen."

sens Schrein verschließen und keine Tortur soll mir Euer letztes Beichtbekenntniß entreißen.“

„Nun denn,“ fuhr der Kranke beruhigt fort, „so hört denn Alles. — Mein wackrer Sohn — zwar ist er ein wenig leichtfertig und dem Trunke ergeben — aber ein herzhafter Bursche — wird dem Fürsten treffliche Dienste leisten — der solls ihm lohnen mit seinem besten Dank. — Der Anschlag ist sehr gut ausgedacht — die letzte Frucht meines Witzes — er muß gelingen. — Hilfsmittel von dem Vater der Königin sind auf dem Wege — der Orden hat alle Mittel aufgeboten — ein Verzeichniß der Personen — die der Fürst als seine Freunde betrachten kann — liegt unter den Papieren, in meiner Kutte. — Nach meinem Ableben — ach daß ich sterben muß — verfügt Euch in meine Wohnung — dort findet Ihr eingeschlossen die Frau des Erzspitzbuben Samboro — den Gott verdamme. — Befreit sie — bringt ihr meinen letzten Gruß — empfehlt sie dem Fürsten — sie wird ihm nützlich werden — dann begebt Euch in meinen Keller“ (hier seufzte er tief) — „dort grabt unter dem großen Faß — ach — dort liegen hunderttausend Goldstücke — mein Nothpfennig, vergraben — das Geld gebt dem Fürsten — für meinen Sohn — es ist sein Erbtheil — stehlt ihm nichts, würdiger Bruder — den Wein — 's ist treffliches Gewächs, könnt Ihr für Euch behalten — nur seid ehrlich, ich bitt' Euch.“

Erschöpft hielt er inne und Samboro ermangelte nicht, ihm ehrlichen Gehorsam zu geloben. Dennoch schmerzte es den Kranken tief, seine besten Schätze auf gut Glück dem Kapuziner anvertrauen zu müssen und der Gram darüber weckte sein schlummerndes Todesübel.

„Heilige, hochgebenedeite Jungfrau Maria!“ rief er plötzlich aus in Folge eines heftigen Stechens im Herzen, „göttliche Mutter, unentweihte Jungfrau, milde Himmels-

gen. Ich will dann nicht mehr regieren, und in weiten Ländern Krieg aufsuchen, um allein für mich zu kämpfen und zu verbluten. Mich widert diese Krone an, ich mag sie nicht behalten, nicht mit Fluch beladen, der auf dem Lande lastete, wie auf mir.“

„Was muß ich hören,“ erwiderte Samboro befremdet, „mein tapferer Fürst kleinmüthig, verdrossen, entmuthigt und zaghaft? o daß ich den Tag nicht erlebte, an welchem Ihr der angebornen Größe entsagend, zurückkehrtet in das träge kampflose Privatleben! Beängstigt Euch der erste Windstoß, die erste Welle des Sturms, warum wagt Ihr Euch hinaus in die hohe See, wo nur muthiges Selbstvertrauen siegt über feindliche Elemente, wo nur gleichmüthige Kraft die Steuer regieren kann in schäumender Brandung. Geht, legt die Krone nieder und harret in dunkler Niedrigkeit des Pöbelspottes, der Euch einen Winterkönig nennen wird, des Ausspruches der gerechteren Geschichte, welche den Nachkommen berichtet: Im so vielten Jahre des Heils bestieg Alexis den Thron von Arapatnam, ein schwächlicher, weibischer Knabe, der bei der ersten Drohung mißvergnügter Pfaffen und raubsüchtiger Nachbarfürsten abdankte und das Reich der Zerrüttung, der Anarchie und Pöbellaune überließ zur Beute —“

„Hör' auf, schmähsüchtiger Sklav,“ unterbrach Alexis den vorlauten Diener, „nicht Furcht ist es, bei Gott, nicht Feigheit, die mir den Gedanken eingab —“

„Scheltet mich nicht,“ fuhr Samboro fort, „weil ich das Wort der Ehre führe; wenn auch ein niedrig geborner Sklave, weiß ich doch, was einem König ziemt. Ich kenne Euch, edler Jüngling, und sorgsam habe ich die schönen Anlagen Eurer großen Seele gepflegt; aber die Menge wird nicht urtheilen wie ich, die Geschichte richten nach dem Anschein der That. Hochherzig ist der Gedanke, der Euren Muth beschlich, Ihr ehret billig das Wohl des Vaterlandes, fürchtet nichts, als die Verantwortung für ein unabwendbares

Sumpf, der sich von selbst zuströmenden Quellen ernähren läßt. Verdamme Dich darum keiner aus der Menge jener gierigen Kreaturen, Menschen genannt, welche gleich Dir den Verstand nur benützen, ihren Lüsten Befriedigung zu schaffen und die Beute ihres Hungers mit Geschicklichkeit zu verschlingen. Sie leben nur, um zu essen, sich zu begatten und zu sterben, sie denken nur, um dem Fleisch zu dienen, sind enthaltsam, wenn sie sich gesättigt fühlen, tugendhaft, wenn sie die Kraft zum Laster vergeudet haben. Sie lieben die Speise, die ihren Gaumen kitzelt, die Weiber, welche ihre Lüste stillen, die Kinder aus Instinkt, sie hassen den, der sich ihrem Hunger, ihren Begierden widersetzt, beten, wenn sie das Unglück verfolgt, sterben, wenn sie nicht mehr leben können, und fürchten sich in der letzten Stunde vor der Hölle, die sie im Leben verspottet haben. Gut, Samboro, wenn aber dieser thierische Menschenpöbel so schlecht und verächtlich ist, warum giebt es dennoch so wenige ausgemachte Schurken, Mörder und Diebe, warum zählst du diesen Böswicht, dessen Aas dich hier anstinkt, nicht lieber zu dem Auswurf der Menschheit, statt zu ihrer Masse? Die Frage ist leicht zu beantworten. Die Menschen ermessen nur die Größe einer Schandthat, nicht die Absicht, aus der sie entsprungen. Wenigen begegnet die Gelegenheit zu sündigen, wenige haben den Muth, die Kraft und den Witz dazu. Wenn es so wenige Mörder giebt, so kann man dieß eher auf Rechnung der weisen Natureinrichtung, denn auf die der menschlichen Tugend setzen. Einige können kein Blut sehen, Andere fürchten Gespenster der Erschlagenen, noch Andere wissen es aus Zaghaftigkeit nicht anzufangen, fürchten die Rache des Gesetzes und die jenseitigen Strafen. Ist aber ein Feigling, der nur aus Furcht vor der Strafe das Verbrechen unterläßt, tugendhafter als der Muthige, der es vollbringt? Nein, und darum bist Du nicht schlechter, Pater Hyacinth, trotz Deines geringen Muthes, der ein Bubenstück immer durch fremde Hand voll-

nicht fremdes Blut für die eigene Sache vergießen. Wenn Ihr von Dieben angefallen werdet und die Freunde eilen Euch zu Hilfe, wollt Ihr ihren Beistand verschmähen? Eine Krone ist wohl hunderttausend Leben werth und wohlfeil hat der gekauft, der sie mit Geringerem bezahlt und erhält. Laßt die kleinlichen Skrupel und zieht in den Krieg — Ihr braucht ihn. Eure Gesetze taugen nichts, wenn Ihr sie nicht mit dem Schwerte schreibt. Viel unnützes Volk habt Ihr in Eurem Reich, es wird Eure Thaten glossiren, Euren Willen verleumden, Euren Geboten sich widersetzen — schickt sie gegen die feindlichen Lanzen, und die, welche mit blutigen Nasen nach Haus kommen und durch Euren Willen gesiegt haben, werden sich preisen in Eurem Namen, und die Gefallenen werden Euch nicht mit ihrem Tadel beschwerlich fallen. Den Einen stopft ihr die Mäuler mit Ruhm, den Anderen mit Erde. Siegt und Ihr seid ein großer Held, fallt und der Nachruhm verherrlicht Euer Unglück. Wollt Ihr beten und klügeln, dann sperrt Euch in ein Kloster und kasteit Eure Lenden mit Dornen."

„Gut denn — so versammele ich den Staatsrath, die Noth des Reiches in Erwägung zu ziehen."

„Da seid Ihr schlecht berathen, Herr. Was Euch die Herren rathen werden, ist leicht voraus zu sehen. Der Kriegsminister wird für den Krieg stimmen, der Staatsminister wird Euch — so kenne ich den alten friedliebenden Biedermann — wird Euch das Wohl der Bürger ans Herz legen, der Finanzminister wird die Achseln zucken, und der hochmüthige Prälat, dem Ihr in geistlichen Dingen vertraut, wird mit Bibelsprüchen und frömmelnden Bemerkungen aufwarten. Wenn Eure Majestät durch den Rath dieser Ehrenmänner an Weisheit gewinnt, so will ich ein Kapuziner werden. Verlangt lieber kurz und bündig von dem ersten Mannschaft, von dem zweiten Beistand, von dem dritten Geld, von dem vierten Messen, und

Gründen gegen Alexis rüsteten, der seinerseits auch nicht ohne auswärtige Freunde war.

Samboro beeilte sich, seine gefangene Gemahlin, mehr aber noch den verborgenen Schatz des Verstorbenen zu befreien, und nachdem er die erstere in Sicherheit gebracht, den letzteren aber dem Staatsschatz übergeben hatte, begab er sich schleunig zu seinem Gebieter, um sich seiner Neuigkeiten mit Hast zu entladen. Alexis haderte eben im einsamen Selbstgespräch mit dem Schicksal. All seine aus den Lehren des greisen Magus geschöpfte Weisheit hatte der aufgeregte Unmuth, die gekränkte Leidenschaft schnell aufgezehrt, das stürmische Jugendblut verwirrte seine Gedanken und tödtete die jungen Grundsätze des Monarchen. So lange die Hoffnung seiner Liebe Nahrung fand, so lange dauerte seine Selbstbeherrschung, so lange war es seiner Vernunft möglich, die Leidenschaft zu zügeln, so lange galt der Maßstab ruhiger Besinnung, so lange unterordnete er seine kleine Herzenssorge der größeren für das allgemeine Beste des Vaterlandes. Wenig Monden waren so geschwunden und die ersten Früchte seiner Thätigkeit reiften. Verschwörung und Verrath, Schimpf- und Spottreden des von Pfaffengeschwätz geblendeten Volks, Bedrohung von Außen und Innen belohnten seinen Patriotismus, Kränkung, Verachtung, Haß, lieferte die Dankesernte seiner Liebe. Er zürnte darob und in dem Unfrieden seiner Seele sehnte er sich nach wilder Kraftübung, nach Kampf und Blut. Wäre er ein teutscher Ritter gewesen aus dem Mittelalter, er würde gegen die Sarazenen ausgezogen sein mit dem Kreuz der Templer auf der Brust und hätte sein eigen Blut vergeudet, ohne dem gemeinen Wesen zu schaden, als König eines friedlichen Landes aber war ihm die Botschaft des Krieges willkommen, da er sie selbst muthwillig aussenden durfte an seine Feinde.

„Ihr habt eine Schlange getreten, und sie hat Euch in

hielt; doch dauerte dieß, allen Theilen gleich schmerzliche Verhältniß nicht länger, als die äußerste Spannung der erwartungsvollen Gemüther, und verschwand während der Entwirrung des verhängnißvollen Knotens. Die Veranlassung dieser kurzen Disharmonie lag wohl mehr in der beiderseitigen Bangigkeit, welche stets einem wichtigen Ereigniß vorausgeht, denn in den zwischen Samboro und der Herzogin entstandenen Zwistigkeiten über die Wahl der Mittel zu einem gemeinschaftlichen Zweck, wobei Alexis nicht anstand, sich auf die Seite Samboros zu begeben. Der Grund des höchsten Mißfallens, welches die Herzogin ihrem Diener kund gab, war die Kühnheit desselben, welche Alles auf die Spitze stellte, worüber natürlich die Weiberfurcht der Herzogin kein gnädiges Urtheil zu fällen im Stande war. Dennoch war ihr Vertrauen in seine Macht so groß, daß sie sich ihm nur mit Worten widersetzte, und obgleich sie schmollte und fürchtete, Alles geschehen ließ, was er verfügte. Zudem vergönnte Samboro nie eine vollkommene Einsicht in seine Pläne, und überließ ihr so die gegründete Vermuthung, daß ihm geheime Triebfedern und Mittel zu Gebote ständen, welche das Gelingen aller seiner Unternehmungen außer Zweifel setzten. Die rasch auf einander folgenden Ereignisse beseitigten bald ihre Besorgnisse und der Erfolg versöhnte ihre Furcht. Am meisten litt während dessen die schwärmerische Angelika. Sie zitterte fortwährend für ihren theuern Bruder und die Herzogin sah sich durch die Schwachheit ihrer Tochter des einzigen Trostes der Mittheilung beraubt, denn man mußte Alles vor ihr geheim halten. So erfuhr sie die Verhaftung ihres Bruders, den Tod Severins erst in dem Augenblick, da in allen Straßen der Jubelruf: „Heil unserm König Alexis!“ ertönte. Die Herzogin stimmte ein in den Jubelruf des Volkes, aber Angelika weinte, als ob ihr Liebling gestorben wäre. Aber das Wunderbare aller Ereignisse verfehlte seine Wirkung nicht auf den phantastischen Geist der Jungfrau, sie hörte

Weise Mäßigung mitten im Sturme bewegter Leidenschaften ist die größte Zierde großer Seelen. Alexis gewann in einem kostbaren Augenblick der Prüfung die Kraft, dem wilden Begehren seines Zorns unbestochene Vernunft entgegenzusetzen. Er dachte der Belehrungen des alten Magus, und er strebte die Leidenschaft und Ruhmsucht zu unterdrücken. Schweigend prüfte er die überreichten Papiere und ruhiges Sinnen erforschte ihm einen friedlichen Ausweg, zu welchem ein guter Genius ihm rieth.

„In meine Hand," sagte er, „ist das Schicksal von Millionen gegeben, und wie das Heil, das ich über sie bringe, mein Verdienst sein wird, so kommt das Blut über mich, welches mein Ehrgeiz, meine Rache vergießt. Das Interesse meiner Unterthanen erfordert Frieden, die Nation ist nicht beleidigt, der Name des Vaterlandes ist nicht beschimpft, das Wohl des Volks nicht gefährdet worden. Nur mein eigener Unstern droht blutigen Zwist und Verheerung zu entspinnen, nur ein einzig schwaches Glied der Gesellschaft ist es, gegen welches sich feindliche Mächte rüsten, nur mein persönliches Recht wird bestritten — ist es da nicht Pflicht, mein Ich dem Frieden zu opfern und dem gemeinen Wesen? Gebietet nicht die Tugend hier Selbsterniedrigung — wäre es nicht wahre Größe, wenn ein mächtiger Fürst freiwillig herabstiege von dem unverdienten Throne, ein feindselig Schicksal von dem Vaterlande abzuwenden? Soll ich meinem Unmuth tausend Freunde schlachten, um tausend Feinden zu zürnen, soll ich dem eigenen, bitter gekränkten Herzen eine Stimme gönnen und den harmlosen Gemüthern meines Volks zumuthen, daß sie mein eigner Groll erfülle? Hör' auf, Samboro, meinen Nutzen zu ergründen mit lasterhafter Klugheit, lehre mich meine Pflicht. Als ein gemeiner Söldner ging ich in den mörderischen Krieg und böte mein glühendes Haupt einer geschwungenen Axt dar, als König will es mich bedünken, muß ich meinen Grimm und meinen Stolz dem Vaterlande zum Opfer brin-

nicht fremdes Blut für die eigene Sache vergießen. Wenn Ihr von Dieben angefallen werdet und die Freunde eilen Euch zu Hilfe, wollt Ihr ihren Beistand verschmähen? Eine Krone ist wohl hunderttausend Leben werth und wohlfeil hat der gekauft, der sie mit Geringerem bezahlt und erhält. Laßt die kleinlichen Skrupel und zieht in den Krieg — Ihr braucht ihn. Eure Gesetze taugen nichts, wenn Ihr sie nicht mit dem Schwerte schreibt. Viel unnützes Volk habt Ihr in Eurem Reich, es wird Eure Thaten glossiren, Euren Willen verleumden, Euren Geboten sich widersetzen — schickt sie gegen die feindlichen Lanzen, und die, welche mit blutigen Nasen nach Haus kommen und durch Euren Willen gesiegt haben, werden sich preisen in Eurem Namen, und die Gefallenen werden Euch nicht mit ihrem Tadel beschwerlich fallen. Den Einen stopft ihr die Mäuler mit Ruhm, den Anderen mit Erde. Siegt und Ihr seid ein großer Held, fallt und der Nachruhm verherrlicht Euer Unglück. Wollt Ihr beten und klügeln, dann sperrt Euch in ein Kloster und kasteit Eure Lenden mit Dornen."

„Gut denn — so versammele ich den Staatsrath, die Noth des Reiches in Erwägung zu ziehen."

„Da seid Ihr schlecht berathen, Herr. Was Euch die Herren rathen werden, ist leicht voraus zu sehen. Der Kriegsminister wird für den Krieg stimmen, der Staatsminister wird Euch — so kenne ich den alten friedliebenden Biedermann — wird Euch das Wohl der Bürger ans Herz legen, der Finanzminister wird die Achseln zucken, und der hochmüthige Prälat, dem Ihr in geistlichen Dingen vertraut, wird mit Bibelsprüchen und frömmelnden Bemerkungen aufwarten. Wenn Eure Majestät durch den Rath dieser Ehrenmänner an Weisheit gewinnt, so will ich ein Kapuziner werden. Verlangt lieber kurz und bündig von dem ersten Mannschaft, von dem zweiten Beistand, von dem dritten Geld, von dem vierten Messen, und

thut, was Euch beliebt, denn sie werden gehorchen, wenn Ihr sie um Hilfe, nicht um Rath angeht.“

So unterstützte der mächtige Günstling den eigenen, schlecht verhehlten Wunsch mit Vernunftgründen und lockenden Vorstellungen. Schwerlich waren es seine aufrichtigen Grundsätze, die er dem lenksamen Jüngling predigte; die mächtige Liebe, die er für Alexis empfand, half ihm zu dieser Ironie in That und Wort. Die bessere Ueberzeugung wich den Umständen, und der Ehrgeiz, den seine Vernunft verdammte, ward von der Sorge um das Heil und Wehe des theuren Fürsten, als einzige Stütze seines bedrohten Hauptes in Schutz genommen. Der Umstände grausames Gebot hieß Selbstverleugnung, vernunftwidrige Berathung. Geübt in Erfüllung dessen, entschied sich sein rascher Geist ohne Weile für die letzte, einzige Auskunft. Wo des Geistes Kraft nicht siegen kann, da siege seine Schwachheit, gelenkt von ihr. Kraft ist die Hand am Griffe, Schwachheit das gewichtige, aber selbstträge Schwert. — Der Krieg ward beschlossen, ehe sich die Feinde des Reichs vereinigt und gerüstet hatten. Auf blutigen Schlachtfeldern begegnen wir unserem Helden wieder.

Es ist hohe Zeit, den ermüdeten Leser von den kalten Höhen des Thrones in die warme anmuthige Tiefe des Avranjothales zurückzuführen, in dessen blumigem Schooß die Kraft unseres Helden erwuchs. Der Sommerpalast der Herzogin war lange verwaist und nur von einem kleinen Aufsichtspersonale bewohnt, als der erste Hauch des Frühlings die Wange Angelikas küssend sie einlud in das wonnige Thal. Wir haben bereits erwähnt, daß kurz vor Severins Ableben eine Mißstimmung in der Familie der Herzogin eingetreten war, welche den Liebling Samboro und selbst Alexis, den vielgeliebten Sohn der heiteren Frau auf einige Zeit entfernt

hielt; doch dauerte dieß, allen Theilen gleich schmerzliche Verhältniß nicht länger, als die äußerste Spannung der erwartungsvollen Gemüther, und verschwand während der Entwirrung des verhängnißvollen Knotens. Die Veranlassung dieser kurzen Disharmonie lag wohl mehr in der beiderseitigen Bangigkeit, welche stets einem wichtigen Ereigniß vorausgeht, denn in den zwischen Samboro und der Herzogin entstandenen Zwistigkeiten über die Wahl der Mittel zu einem gemeinschaftlichen Zweck, wobei Alexis nicht anstand, sich auf die Seite Samboros zu begeben. Der Grund des höchsten Mißfallens, welches die Herzogin ihrem Diener kund gab, war die Kühnheit desselben, welche Alles auf die Spitze stellte, worüber natürlich die Weiberfurcht der Herzogin kein gnädiges Urtheil zu fällen im Stande war. Dennoch war ihr Vertrauen in seine Macht so groß, daß sie sich ihm nur mit Worten widersetzte, und obgleich sie schmollte und fürchtete, Alles geschehen ließ, was er verfügte. Zudem vergönnte Samboro nie eine vollkommene Einsicht in seine Pläne, und überließ ihr so die gegründete Vermuthung, daß ihm geheime Triebfedern und Mittel zu Gebote ständen, welche das Gelingen aller seiner Unternehmungen außer Zweifel setzten. Die rasch auf einander folgenden Ereignisse beseitigten bald ihre Besorgnisse und der Erfolg versöhnte ihre Furcht. Am meisten litt während dessen die schwärmerische Angelika. Sie zitterte fortwährend für ihren theuern Bruder und die Herzogin sah sich durch die Schwachheit ihrer Tochter des einzigen Trostes der Mittheilung beraubt, denn man mußte Alles vor ihr geheim halten. So erfuhr sie die Verhaftung ihres Bruders, den Tod Severins erst in dem Augenblick, da in allen Straßen der Jubelruf: „Heil unserm König Alexis!“ ertönte. Die Herzogin stimmte ein in den Jubelruf des Volkes, aber Angelika weinte, als ob ihr Liebling gestorben wäre. Aber das Wunderbare aller Ereignisse verfehlte seine Wirkung nicht auf den phantastischen Geist der Jungfrau, sie hörte

bald auf, die Erhöhung des Bruders als ein Unglück zu betrachten, und freute sich mit, wenn sie ihn im Glanze der Majestät hoch über der Menschheit sah. Ihre Schwesterliebe wurde durch Beimischung der Ehrfurcht und Bewunderung fast zur Anbetung.

Die ersten Monate seiner Regierung verlebte sie mit ihrer Mutter unter den hellsten Strahlen seines neuen Glanzes in der Residenz, aber der Antheil, den sie an allen seinen Handlungen nahm, zerrüttete den Frieden ihrer Seele. Er schien nicht glücklich auf dem Throne; genug, um seine zärtliche Schwester elend zu machen. Die wenigen Stunden, die er seinen Blutsverwandten widmete, waren freudelos, denn Alexis war unwirsch, schweigsam, von großen Sorgen gepeinigt. Täglich mehrten sich böse Anzeichen und keines entging dem wachsamen Auge der Schwesterliebe. Unfähig, ihrem Bruder zu rathen und beizustehen, verzehrte sich Angelika in Gram; ihre schwächliche Gesundheit litt merklich und machte es nothwendig, daß sie sich mit der Herzogin vom Hofe entfernte, um nicht von jedem unbedeutenden Vorfall berührt zu werden. Das Thal von Avranjo wurde daher wieder aufgesucht und dem königlichen Bruder häufige Besuche angelobt und abgefordert. Aber Alexis kam selten und die Herzogin gestattete es ihrer Tochter noch seltener, sie in die Residenz zu begleiten, wo es keine frohen Nachrichten, kein erfreuliches Ereigniß gab. Angelika ertrug ihren Kummer, so gut sie konnte. Harfenspiel und Gesang klagte jeden Abend den freundlichen Sternen die Herzenspein der Schwärmerin.

In dieser ländlichen Einsamkeit besuchte die beiden Frauen, häufiger als der König selbst, der junge Fürst Auson, den die Herzogin um so lieber in ihrer Villa sah, da seine Heiterkeit keinen geringen Einfluß auf das Gemüth der, ihrer Meinung nach „geisteskranken" Jungfrau ausübte. Angelika leugnete nicht, daß ihr der Mann gefiel, seine Schwänke beruhigten ihren Schmerz, seine gutmüthige Offenheit und der stets in

Scherz eingekleidete Troſt von ſeinen Lippen erheiterten ihr Herz. Wenn er bei ihr war, fürchtete ſie nicht für Alexis, und wenn die Schwermuth in ſeiner Abweſenheit neuerdings erwachte, ward ſie beſänftigt oder verſcheucht durch den Gedanken an den frohſinnigen Tröſter. Seine Geſellſchaft war ihr bald zum Bedürfniß geworden, doch ward ſie ſich deſſen erſt bewußt, als er plötzlich länger ausblieb, als gewöhnlich.

Wir ſehen ſie wieder, umſtrahlt von der Morgenſonne eines heiteren Lenztages. Der Tag war beſtimmt, neue Nachrichten aus der Reſidenz des gekrönten Bruders zu bringen, und, eine ſorgſame Schweſter, war ſie heute ungewöhnlich zeitig ins Freie gegangen, um von Weitem zu ſehen, ob Botſchaft oder Beſuch ihr beſchieden ſei. In ein nicht zu leichtes Morgengewand von Seide gehüllt, ſchritt ſie vorſichtig, Kleid und Füße von dem reichen Morgenthau, der in einer Unzahl farbig glänzender Perlen auf zartes Gras hingeſtreut glänzte, unbenetzt zu erhalten, durch den leichten Nebelduft, der noch auf den Pflanzen lag, auf einen kleinen blumigen Hügel im Garten, wo ſie die Straße nach der Reſidenz in vielfältigen Krümmungen ſich hinſchlängeln ſah. Ihre Geſtalt iſt dieſelbe geblieben; ihre blaſſen Wangen hat der friſche Morgenwind mit zartem Roſenroth behaucht, wodurch der ſchwermüthige Ausdruck ihrer Züge etwas gemildert wurde. Auch ihre Bewegungen ſind munterer, jugendlicher und verrathen mehr kindliche Unſchuld, denn Schwärmerei; die empfindſame Seele des Mädchens ſchlief eingewiegt von körperlicher Erfriſchung. Richteten doch auch die Blumen am Morgen ihre geſenkten Häupter empor! Sorgſam pflegte die Jungfrau die zarten Sinnbilder ihres eigenen Weſens. Sie brachte ihnen friſchen Quell zur Nahrung und freute ſich, wenn ſie welke Stengel ſich aufrichten ſah, erquickt von dem kühlen Naß. Neu aufgebrochene Blüthen oder friſche Keime, welche noch zögerten, die kleinen verſchloſſenen Blätter aufzuthun, begrüßte ſie mit einem freudigen Ach! aber ſelten

fältigen Reden des Burschen hatten eine empfindliche Saite ihres Gefühles berührt. Ein schallendes Gelächter entriß sie schwermüthigen Gedanken, die schlecht paßten zu dem heiteren Morgen, dem wolkenlosen Himmel, dem Hochgesang unsichtbarer Lerchen, und allen den frohen Lebenslauten der neuerwachten Natur. Die Herzogin hatte in einer nahen Laube unbemerkt die Herzensergießungen des Gärtnerburschen belauscht, und sich höchlich gefreut über die guten Lehren, welche er ihrer Tochter gegeben.

„Nun wahrhaftig," sagte die Herzogin beständig lachend, „das ist eine herrliche Atrappe — ein Tete = a = tete mit einem hübschen Gärtnerburschen, scheint es doch, als wolltet Ihr, schöne Prinzessin, den alten Roman von des Kaisers Tochter und dem Pagen, oder vielmehr noch Seltsameres erneuern. Sage mir, Angelika, könntest Du den braunen Adonis lieben?"

„Welche Frage!"

„Nun, so übel thätest Du nicht daran," scherzte die Herzogin weiter, „stecke den Burschen in bessere Kleider und Manieren, und er wird Glück machen bei vornehmen und geringen Weibern."

„Das mag ich Euch gerne gestehen," entgegnete Angelika lächelnd, „daß mir der Bursche selbst in seinen Kleidern und Manieren besser ansteht, als die parfümirten, schwindsüchtigen Zierpuppen von hochgebornen Prinzen, die sich schon um meine Hand beworben."

„Nun dann, greif zu; Bruder Alexis macht aus ihm einen Herzog, giebt ihm gestickte Gewänder und Ländereien, und Du hast einen Gemahl nach Herzenswunsch. Aber in allem Ernst, Angelika, die Lehren des guten Jungen zieh Dir an, er hat mir aus der Seele gesprochen. Hast Du denn der Madonna ewige Jungfräulichkeit gelobt — glaube mir, liebe Tochter, eine alte Jungfrau ist keine Ehrwürdigkeit."

fältigen Reden des Burschen hatten eine empfindliche Saite ihres Gefühles berührt. Ein schallendes Gelächter entriß sie schwermüthigen Gedanken, die schlecht paßten zu dem heiteren Morgen, dem wolkenlosen Himmel, dem Hochgesang unsichtbarer Lerchen, und allen den frohen Lebenslauten der neuerwachten Natur. Die Herzogin hatte in einer nahen Laube unbemerkt die Herzensergießungen des Gärtnerburschen belauscht, und sich höchlich gefreut über die guten Lehren, welche er ihrer Tochter gegeben.

„Nun wahrhaftig," sagte die Herzogin beständig lachend, „das ist eine herrliche Atrappe — ein Tete = a = tete mit einem hübschen Gärtnerburschen, scheint es doch, als wolltet Ihr, schöne Prinzessin, den alten Roman von des Kaisers Tochter und dem Pagen, oder vielmehr noch Seltsameres erneuern. Sage mir, Angelika, könntest Du den braunen Adonis lieben?"

„Welche Frage!"

„Nun, so übel thätest Du nicht daran," scherzte die Herzogin weiter, „stecke den Burschen in bessere Kleider und Manieren, und er wird Glück machen bei vornehmen und geringen Weibern."

„Das mag ich Euch gerne gestehen," entgegnete Angelika lächelnd, „daß mir der Bursche selbst in seinen Kleidern und Manieren besser ansteht, als die parfümirten, schwindsüchtigen Zierpuppen von hochgebornen Prinzen, die sich schon um meine Hand beworben."

„Nun dann, greif zu; Bruder Alexis macht aus ihm einen Herzog, giebt ihm gestickte Gewänder und Ländereien, und Du hast einen Gemahl nach Herzenswunsch. Aber in allem Ernst, Angelika, die Lehren des guten Jungen zieh Dir an, er hat mir aus der Seele gesprochen. Hast Du denn der Madonna ewige Jungfräulichkeit gelobt — glaube mir, liebe Tochter, eine alte Jungfrau ist keine Ehrwürdigkeit."

„Ich bitt Euch, Mutter, verschont mich!“ bat Angelika weinerlich.

„Verschonen soll ich Dich, spröde Prinzessin? nun wahrhaftig, das ist lustig, wenn eine Evastochter bittet, man soll sie mit einem Manne verschonen. Sage mir, liebes Kind, willst Du denn in allem Ernste unvermählt bleiben? Ich kanns nicht glauben, es wäre ohne Beispiel lächerlich. Dem zu entsagen, was Alle, die nicht von der cynischen Philosophie besessen oder Krüppel sind, für die größte irdische Glückseligkeit halten, aus kindischem Eigensinn, aus mondsüchtiger Schwärmerei, alle Freuden der Liebe, der Gatten- und Mutterliebe, kurz des Lebens schönste Genüsse einer Grille aufzuopfern, das ist mehr, als ich begreifen kann. Begreifst Du nicht Kind, was es heißt Weib, Mutter zu sein? Kannst Du die Wollust der Mutterliebe nicht ahnen, die unerschöpflichen Freuden des Weibes, das geboren hat, von dem ersten Lächeln des Säuglings an bis zur Erwachsenheit des Kindes. Mutterfreude lebt noch im sterbenden Herzen, sie versüßt den bittern Kelch Tod noch mit einem Lächeln, wenn sorgsame Enkel das gebrochene Auge einer Matrone zudrücken. Wozu gab Dir die Natur Brüste, Weib, als um die Frucht Deines Leibes zu tränken? Willst Du Dich und die Natur um eine Reihe von Leben betrügen, die in Deinem Schooß aufkeimen sollen, willst Du ein dürrer unfruchtbarer Baum bleiben, Deinen Lebenssaft an der Jahre zehrenden Hitze vertrocknen? Und gegen mich, Deine Mutter, bist Du so grausam, daß Du mir die Freude versagst, auf die ich gehofft mit Zuversicht, einen Enkel aus Deinem Schooß auf meinen Armen zu wiegen. Das Kind meiner Tochter würde mich zehnfach freuen, denn ein Kind meines Sohnes. Ich bitte Dich — sieh, Deine Mutter bittet Dich, als wärest Du Mutter und sie Kind — lieber schwärmerischer Grillenkopf, mache mir die Freude und heirathe. Und wenn Du den braunen Jack zum Gemahl erkiesest, so wird mir das mehr Freude machen,

als Deine jungfräuliche Unfruchtbarkeit. Soll ich mich denn keiner Enkel freuen? Willst Du mich auf Alexis vertrösten — der beharrt auf ähnlichem Eigensinn, wiewohl aus anderen Gründen, zudem kann er mir nie jene sichere Bürgschaft leisten für die Aechtheit meines Blutes in seinen Nachkömmlingen, denn „der Vater ist immer ungewiß.“ Eine Großmutter ist mißtrauischer in ihr Blut, als ein Vater selbst. Also willst Du, lieber Engel?“

So leichtfertig und launig diese Vorstellungen der fröhlichen Frau waren, so fanden sie doch Eingang in das verschlossene Herz der Tochter. Sie schlug erröthend die Augen nieder und bekannte mit Schweigen der Verwirrung, daß sie ihr Unrecht fühle. Doch nicht so leicht war es ihr, die Vorschläge ihrer Mutter sogleich anzunehmen. Sie suchte sie daher mit Liebkosungen von der wichtigen Frage abzubringen.

„Ueberlaßt der Zeit die Erfüllung Eures Wunsches, beste Mutter,“ schmeichelte sie, „Angelika thut ja gerne, was ihre Mutter glücklich macht; sagt Ihr doch selbst, es wird eine Zeit kommen, welche mich anderen Sinnes macht; bitte, erwartet sie.“

Unzufrieden das Haupt schüttelnd, ergab sich die Herzogin in den Eigenwillen der Tochter. Diese faßte sie liebkosend am Arme, sah ihr lächelnd ins Angesicht, die finstre Miene derselben wegzuschmeicheln, und führte sie mit sanfter Gewalt nach dem Observationshügel ihrer Liebe zurück, denn ihr wachsames Ohr hörte aus weiter Ferne das Getrabe von Pferden. Sie täuschte sich nicht, denn wirklich nahten sich einige Reiter von der Residenz her dem Lustschloß der Herzogin. Noch konnte man ihre Kleidung nicht unterscheiden, aber Angelikas pochendes Herz sagte ihr, es seien Bekannte, die heute früher, als gewöhnlich, Botschaft brächten von Alexis. Zuerst wurde den spähenden Blicken der beiden Frauen Fürst Ausons leichtfüßiger Schimmel bemerkbar, hinter ihm sah man einen Rappen in Staub gehüllt, der unwil-

lig einige Schritte zurückblieb, endlich ein Paar matte Klepper, die weit hinter den beiden Reitern mühsam die Voreilenden im Auge behielten. Freudig schwangen die Damen ihre Tücher zum Gruße, der Schimmel griff weiter aus und flog bald mit bereiften rauchenden Nüstern, gefolgt von Samboro, vorbei. Ehrerbietig erwiederten die Reiter den Gruß der Damen mit hochgeschwungenen Hüten und eilten nach den geöffneten Thoren des Sommerpalastes. Angelika blieb erwartend auf dem Hügel, aber die Herzogin eilte fröhlich den Ankömmlingen entgegen.

Bald erschien die Herzogin wieder im Garten, geleitet von dem Arm des jungen Fürsten und gefolgt von Samboro. Sie war im lebhaften Gespräch begriffen und, wie es schien, äußerst bewegt.

„Geht," sagte sie, den Fürsten entlassend, „berichtet der Prinzessin Eure Neuigkeiten, während ich von Samboro mir sie melden lasse; aber seid heiter und erschreckt die Arme nicht mit dem ungewohnten Ernst."

Ehrfurchtsvoll sich verneigend näherte sich Auson der Prinzessin. Obwohl er sich Mühe gab, heiter zu scheinen, entging doch seine ernste Haltung uud die Abgemessenheit seiner sonst lebhafteren Bewegung der gespannten Aufmerksamkeit der Prinzessin nicht. Aengstlich forschte sie seine Züge aus und erwartete schweigend seine Worte. Er meldete ihr nun nach vielen Vorbereitungen und Umschweifen alle uns bereits bekannten Vorfälle und den Beschluß des Königs, der in der verflossenen Nacht dem Staatsrathe mitgetheilt worden war. Hinzufügte er einige schwache Tröstungen, sprach von dem Ruhme, den sich der König im Kriege erwerben werde, von einem dauerhaften Frieden, welcher der Preis eines kurzen Krieges sei, daß das Heil und die Ruhe des Landes auf den Waffen beruhe. Wir übergehen den schmerzlichen Eindruck, den dieser Bericht auf die Jungfrau machte, und greifen die durch Thränen und Klagen unterbrochene Szene

da wieder auf, wo sich die zärtliche Schwester wieder gefaßt hat, um das weitere Anliegen des Fürsten zu vernehmen. Er schien ihr bekümmert um das Schicksal seines Vaters, und mitleidig sagte sie ihm Fürsprache bei dem königlichen Bruder zu.

„Ach, nicht das ist es," sagte der junge Fürst, „was mich bekümmert, guädigste Prinzessin, denn Se. Majestät haben mir Schonung meines Namens zugesagt und versprochen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Mein Kummer betrifft mich selbst und ist der erste und wahrscheinlich auch der letzte meines Lebens, denn Eure Hoheit weiß, daß ich kein Grillenfänger und der Schwermuth eben nicht ergeben bin. Es scheint jedoch sehr zur Unzeit, mit meinem Jammer Euer Ohr zu belästigen, und darum will ich, obwohl es mir schwer wird, einen günstigern Zeitpunkt abwarten."

„Daran thut Ihr Unrecht, Fürst; denn ich wüßte keinen günstigeren Zeitpunkt für ein trauriges Anliegen, als den heutigen Tag, der nun schon ein Mal mir verdorben ist durch Eure bittere Botschaft. Darum sprecht und seid gewiß, daß ich Euch gerne beistehe, wenn ich es kann. Ihr habt ein Recht auf meine Dankbarkeit, denn Ihr habt mir manche trübe Stunde hinweggelacht und ich gestehe es gerne, daß ich Euch schwer vermißte in den letzten Tagen."

Freudig ergriff der Fürst die dargebotene Hand der Prinzessin und führte sie an seine Lippen. Eine unverkennbare Gemüthsbewegung schloß seinen Mund, er wagte es nicht aufzublicken zu dem Milde strahlenden Angesicht der Jungfrau. Endlich faßte er Muth, wischte sich hastig eine Thräne aus dem Gesicht und wagte das Bekenntniß seiner Liebe.

„Tausend Dank, holde Prinzessin, für Euer Geständniß. Schmerzlicher jedoch habt Ihr Auson nicht vermißt, als ich Angelika. In diesen Tagen machte ich eine seltsame Entdeckung an mir. Ich konnte nicht nach Navranjo denken, ohne daß mir das Herz pochte, und als ich mich zur Rede stellte

über das, so mußte ich mir gestehen, daß ich mehr als für andere Frauen, für Euch empfinde. Mein Frohsinn ist dahin und die Schwänke gehn mir nicht mehr recht vom Herzen. Vergebt mir, Prinzessin, daß ich es gerade heraus sage — ich liebe Euch mehr als das Augenlicht. Wenn Ihr nicht wollt, daß ich in Zukunft ein Kopfhänger werde, so verbannt mich entweder aus Eurer Nähe oder — liebt mich wieder. — Gott sei Dank, es ist heraus, und Ihr könnt damit machen, was Ihr wollt. Gebietet über mein Leben und Schicksal, werdet die Meinige, und ich bin der Glücklichste unter den Sterblichen. Zwar kann ich nicht so süß schwärmen wie Ihr, aber ein treues biederes Herz glaube ich Euch bieten zu können ohne Erröthen. Freilich eine Krone, wie Ihr sie durch Geburt und Schönheit verdient, kann ich meiner Gemahlin nicht aufs Haupt setzen. Darum verschmäht mich schnell, bin ich Eurer Hoheit zu gering."

„Guter Anson," erwiderte Angelika, den Knieenden emporhebend, nach einer langen Pause, „Ihr zerreißt mein Herz. Gott weiß, wie gern ich Euch glücklich wüßte und wie theuer Ihr mir seid. Wenn Ihr mich fragt, ob ich Euch liebe, so kann ich unbedenklich antworten, ja ich liebe Euch recht innig und von Herzen."

„O dann bin ich überglücklich, reizende Angelika, was verlang ich mehr, als Liebe, nur halb so viel Liebe, als ich für Euch empfinde."

„Doch Ihr verlangt mehr — Ihr verlangt meine Hand, und eine Gemahlin müßte Euch über Alles lieben. Soll ich Euch betrügen, guter Anson — nein, da seid Ihr mir zu theuer, und keine Lüge hat noch meine Lippen entweiht. So über Alles lieben, wie das Weib soll und muß, will sie einen Gatten beglücken, kann ich Euch nicht, denn über Alles liebe ich nur meinen Bruder. Möchtet Ihr wohl ein Weib haben, die Euch minder liebt, als einen Bruder, die Euch opfern könnte ihrer Schwesterliebe, die ihr Glück nur in dem des

es mit Verwunderung gewahrend mit Strenge Enthaltsamkeit gebot. Nach dem Eingestehen ist die Liebe sehr geschwätzig, wort- und gedankenreich; daher fand Alison so Viel zu sagen, zu betheuern, zu erklären und zu fragen, daß er in einigen Stunden nicht fertig werden konnte. Angelika blieb bei ihrer ersten Aussage. Wir verlassen daher die jungen Leute, um statt ihres unwichtigen Geplauders, statt ihrer Empfindsamkeiten und Seufzer, das ernste Zwiegespräch zwischen der Herzogin und Samboro zu vernehmen.

Beide hatten sich in einen andern Theil des Gartens zurückgezogen und wandelten langsam auf den sandigen Pfaden hin und her. Wäre es einem Anderen, als dem Leser gestattet gewesen, die Herzogin und ihren Diener hier zu belauschen, so würde ihn das gegenseitige Betragen dieser Personen sehr befremdet haben. Jene ging so nahe an der Seite Samboros und war so ungezwungen in ihrer Haltung, daß es schien, als habe sie den Abstand zwischen ihr und dem Begleiter ganz vergessen, dieser hingegen war nur noch auffallender verändert. Seine Haltung war voll Würde, fast stolz, und entsprach nichts weniger als seiner niedrigen Stellung. Seine Hände trug er verschränkt auf dem Rücken und erhob sie nur zuweilen, um seine Worte mit angemessenen Gesten zu begleiten. Oft blieb er im Gespräch stehen und die Herzogin hemmte dann auch ihre Schritte so lange, bis er sich freiwillig wieder in Bewegung setzte. Nicht selten pflückte er im Vorbeigehn eine Blume und überreichte sie ohne Umstände der Herzogin, welche sie mit einem leichten Kopfnicken empfing und zu einem Sträußchen sammelte. Zwar hatte er sein Haupt entblößt, doch schien es mehr aus Gewohnheit, denn aus geziemender Ehrerbietung. Zuweilen nöthigte ihn sogar die Herzogin sich zu bedecken, um sein hie und da von kahlen Narben bedecktes Haupt nicht der rauhen Luft auszusetzen.

„Also Du beharrst darauf, in der niedrigen Stellung

theile geprüft und albern gefunden, das Urtheil der Menschen verachten gelernt hat, glaubt Ihr wohl, daß ein solcher Mensch in dem Alter der grauen Haare und beginnenden Zahnlosigkeit noch Wohlgefallen finden könne an der Huldigung des Trosses, oder daß es ihm nur eine trübe Minute machen werde, wenn er sich nicht immer nach seinem Werth geachtet sieht? Nein, Herzogin, für mich giebt es keine Hoffnungen mehr, ich bleibe, was ich bin, und werde darum nichts Geringeres sein, als ein König. Das Vulgäre ist mir lieb und werth geworden, und um alle Welt möchte ich nicht in meinem Alter die Bequemlichkeit meines Lebens für einen leeren Rang, für den Klang eines Titels tauschen. Ich mag nun Kammerdiener oder Minister heißen, so werde ich doch stets bleiben, was ich zu sein mir schmeichle, der Freund und erste Rath des jungen Königs. Seinen aufbrausenden Stolz ertrage ich gerne, denn er tritt nie anders, als aus seiner inneren Würde hervor."

„Ich gebe es auf," entgegnete die Herzogin, „Dich zu einem anderen Entschluß zu bewegen, denn Dein unbeugsamer Sinn ist noch nie meinen Bitten gewichen. Schmerzlich aber ist es für mich zu sehen, wie diese Maske täglich mehr zur Wirklichkeit wird, Dich mir entfremdet."

„O nein, meine Freundin," erwiderte rasch Samboro, indem er ihre Hand ergriff, „ich höre nie auf, der wärmste Freund von Euch und Eurem Haus zu sein. Laßt Euch meine Maske und die gewohnten Schranken auch fernerhin gefallen. Ist nicht Alles Maske in dieser Welt voll Trug — nackt und elend die Wirklichkeit? Wir sind nun zu alt für das flitternde Spielzeug der Welt, überlaßt es den Nachkommen. Reelle Freuden bleiben uns darum nie versagt. Wir leben in einem jungen Geschlecht, es wird glücklich sein und das genügt einem genußsatten Herzen."

„Deine Wahrheiten sind bitter, Samboro, ich sollte Dir zürnen. Entführst Du mir nicht meinen geliebten Sohn und

werth, in der letzten Stunde noch einen Ritt zum Abschied nach dem Thale Navranjo zu machen? ist Dir die alte Herzogin so gar gleichgültig, daß Du so eilst, von ihr zu kommen. O, ich war ein thöricht Weib, als ich Alexis Deine Hilfe wünschte — seit er König ist, seid Ihr mir Beide entfremdet."

„Entfremdet — nein, nur weniger nah, und dieß wird gerechtfertigt durch meine Sorgfalt für den König. Seit er gekrönt ist, gab es keine müßige Stunde. Soll ich ihn schutzlos Banditendolchen und Giftbechern preis geben? Ihr kennt nicht die Gefahr, die ihn umschwebt. Seid gerecht, theure Freundin. Es ist Euer Blut, das ich hege, wenn ich Euch fern bin. Auch heute sind mir die Minuten zugemessen — ich darf keine Viertelstunde länger säumen. Darum lebt wohl — lebt wohl!"

Die Herzogin antwortete nicht und verhüllte ihr Antlitz. Angelika und Auson erschienen eben in einem nahen Laubengang, als Samboro der Weinenden die Hand zum letzten Gruße reichte. Warm erwiderte sie deren Druck, führte sie an ihr pochendes Herz und rief unter Schluchzen, indem sie fortstürzte:

„Gott geleite Dich und meinen Sohn — Deiner Obhut empfehle ich sein Leben — kehrt Beide bald — ja recht bald in meine Arme zurück. Tragt Sorge, daß ich Euch unversehrt wieder sehe. — Leb wohl, mein theurer Freund — vergiß die alte Herzogin nicht — behüte Dich die mildeste Gnade des Himmels."

Schweigend drückte ihr Samboro noch ein Mal die Hand, riß sich fast mit Härte los und eilte in raschen, doch gleichmäßigen festen Schritten, blaß, aber mit ruhiger Geberde, welche durch ihre Steifheit nur den Sieg der Selbstüberwindung verkündete, zu dem jüngeren Paar.

4.

Im Felde, im Felde
Da gilt des Mannes beſter Theil,
Find't Jedermann im Muth ſein Heil;
Im Felde, im Felde
Da gilt kein bunter Flederwiſch
Und Titel, Rang nicht einen Fiſch;
Im Felde, im Felde
Sind keine Worte feil,
Iſt jeder Gruß ein Pfeil.

Die Schwerter, die Schwerter
Die ſind die beſten Probeſtein',
Iſt eines Mannes Herze rein,
Die Schwerter, die Schwerter,
Er fürchtet ſie dann nicht;
Doch zeigt ſie blinkend einem Wicht,
Die Schwerter, die Schwerter,
So wird er übelauf und blaß
Und meint, das wär ein ſchlechter Spaß!

Wir loben, wir loben
Drum jeden braven Kriegersmann,
Der Schwerter ſehn und führen kann,

Wir glauben, wir glauben,
Hat Einer auch zu viel gespießt,
Zu viel getrunken und geküßt,
Wir glauben, wir glauben,
Der Vater in der Römerstadt
Dafür die Macht zum Ablaß hat.

Ein schallendes Gelächter beschloß dieses simple Soldatenlied, zu dessen Gesang sich die edelste Schaar im Heere des Königs auf dem Marsche herabließ. Sie ritt eben durch einen Engpaß, an dessen Wänden die tiefen wohltönenden Stimmen der schönen Reiter wiederhallten. König Alexis hatte sie aus seiner Leibwache und den edelsten Jünglingen des Landes zusammengesetzt, und sich selbst in eigener Person an die Spitze gestellt; denn damals war es noch nicht unerhört, daß ein König sein heiliges Leben für seine eigene Sache der Gefahr des Krieges preisgab. Jeder Ritter dieser edlen Legion trug eine blanke Stahlrüstung und ritt ein weißes Pferd, der König selbst glänzte wie Sankt Georg im silbernen Harnisch und goldenem Helm mit weißem Busch. Sein jungfräuliches Schwert hing an einem goldenen Gürtel und von der Schulter floß über die Brust eine kostbare Schärpe, die er besonders in Ehren hielt, weil sie ein Zeichen treuer Schwesterliebe war, die er um so höher achtete, seit er die Unbeständigkeit der Sinnenliebe erfahren hatte. Selbst die herrliche Fahne der Legion war von Angelikas eigener Hand gestickt und zeigte entfalten die silberne Zeichnung eines fliegenden Aars auf seidenem Grunde. Darum hieß man auch im Heere das Fähnlein der blanken Riter den silbernen Aar, und wollte sich nicht viel von den unbärtigen Helden versprechen. In der ganzen Schaar sah man nur einen dunkel gerüsteten, auf schwarzem Pferde sitzenden Reiter — Samboro, der nie von seinem Gebieter wich, und nicht mit Unrecht von der Legion doppelsinnig sein Schatten genannt wurde. Er war der einzige, der das prächtige Korps mißfällig betrachtete und

der fröhlich gestimmten Schaar nicht selten zurief: „Junge Herren, Ihr reitet sehr lustig in den Tod.“

Er trabte eben mit dem Könige abseits, als die jungen Helden ohne Bart das obige Lied sangen, und überließ sie ihrer frohen Laune, während er dem unvorsichtigen Fürsten erneuerte Vorstellungen wegen der gänzlichen Unzweckmäßigkeit dieses Korps machte. Die munteren Gesellen benützten daher die kurze Abwesenheit ihres königlichen Führers und belustigten sich, so gut sie konnten, mit allerlei fröhlichem Schabernack.

„Bei meiner Seele, ein bequemer Glaube das,“ sagte lachend der Fürst Auson zu dem ersten Gliede der Schwadron, „wenn der heilige Vater für ein Paar Säcke Gold alle die Sünden eines Kriegs auf sein Gewissen packte, da würde es mir an seiner Stelle bange von wegen der luftigen Himmelfahrt. Im Grunde ist es doch gut, daß der gemeine Kriegsknecht von der Meinung ist, sonst möchte er lieber betteln, stehlen und beten, als in den Krieg ziehen, wo er Leib und Seele riskirt.“

Dem so Sprechenden zunächst ritt am Flügel der ernste Jüngling Quintus, den wir bei dieser Gelegenheit dem Leser als Graf Armin vorstellen wollen. König Alexis hatte seinen ehrenvollen Namen wieder hergestellt und die von Severin eingezogenen Güter demselben wieder zurückgegeben. Seine warme Anhänglichkeit an ihn, wie auch die Verwendung Samboros für seinen ehemaligen Bundesbruder, stellten ihn in der Achtung des Monarchen sehr hoch. Er nahm ihn mit in die Legion auf, und übertrug ihm dabei eine bedeutende Stelle. Der junge Fürst Auson selbst bekleidete den Rang eines Feldobersten.

„Es wäre klüger von uns,“ antwortete der Graf, „wenn wir uns aller Spötterei über diesen Gegenstand enthielten. Bedenkt, daß wir an der Spitze einer rechtgläubigen Armee stehen und wenigstens in Kriegszeiten das religiöse

Vorurtheil der Menge ehren ſollen. Wir ſchaden ſonſt der Sache des Königs und unſeres Vaterlandes. Der gemeine Mann nimmt Aergerniß an unſeren Schwänken und ich ſelbſt glaube, daß edlen Rittern in ernſter Zeit ein ernſtes Betragen gezieme.“

Auſon erröthete in Zorn über dieſe bedächtige Zurechtweiſung. Ohnehin dem Grafen nicht ſehr gewogen, wurde er dadurch noch mehr gegen ihn erbittert. „Das iſt die Weisheit der Heuchler,“ erwiderte er im Tone der Geringſchätzung, „und ich glaube, ſie ziemt einem Ritter weniger, als einem Pfaffen und Ränkeſchmied. Solche Grundſätze taugen nicht ins offene Feld, ſondern in die Schlupfwinkel lichtſcheuer Komplottmacher.“

Offenbar ſtichelte der Beleidigte eben ſo unedel, als ungerecht auf des Grafen noch nicht vergeſſene Konſpiration gegen die beſeitigte Regierung, obſchon er nicht wußte, welchen Antheil derſelbe an ihrem Umſturz genommen hatte.

„Das iſt ſehr geradezu geſprochen,“ erwiderte Quintus trocken, „namentlich für den Sohn des erſten Komplottmachers im Lande.“

„Tod und Teufel,“ brauste Auſon auf, „habt Ihr etwas gegen meinen Namen, ſo will ich Euch ſeine Ehre mit dieſer Feder ins Geſicht ſchreiben,“ dabei zeigte er auf ſein Schwert.

„Wenn wir im Frieden uns wieder begegnen, will ich Euch Rede ſtehn,“ entgegnete der Graf kalt und beſonnen.

„Ja,“ höhnte der wüthende Fürſt, „ſolchen Gleißnern gleicht Ihr, die nur mit Worten fechten und mit Dienſtpflicht ihre Feigheit entſchuldigen.“

„Halt! Platz da!“ rief der Gemißhandelte ſtatt der Antwort, und bereitete ſich zum Zweikampf. Murrend ſchloß die erſte Abtheilung einen weiten Kreis um die beiden Streitenden und mit funkelnden Augen ſtellten ſie ſich gegenüber. Auſon erſchöpfte ſich in unaufhörlichen Beleidigungen, aber

Armin ließ sie unbeantwortet. Schon waren sie vom Pferde gestiegen und legten aus zum ersten Gang, als der König herbeikam und Auskunft verlangte über das Vorgefallene. Unter häufigen Dazwischenrufen rapportirten die Zeugen des Wortwechsels. Ehrerbietig bat der Graf um Erlaubniß zum Zweikampf.

„Verhüte Gott," sagte Alexis, „daß ich zwei Ehrenmännern verböte, sich Genugthuung zu geben. Doch eine gütliche Vorstellung sei mir erlaubt. Ihr habt Unrecht, Fürst — wollt Ihr dem Beleidigten nicht wieder die Hand bieten?"

„Nein, Sire," erwiderte der Trotzige, „die Ehre ruft mich in den Krieg, und kann ich sie nicht wahren, so ziehe ich lieber heim und pflege meinen Marstall."

„Gut, so entscheide das Schwert!"

In wenigen Minuten geriethen die Streitenden hart aneinander. Gewandt und besonnen führte Quintus die Klinge, aber kräftigere und schnellere Streiche fielen von Ausons Hand auf die Rüstung seines Gegners. Bald waren Beide helmlos, und kaum war es Quintus, als er tödtlich getroffen mit gespaltener Hirnschale hinstürzte. Ein Strom von Blut rann den nächst Umstehenden unter die Füße, und ein leiser Ruf des Mitleids entrang sich allen Kehlen. Auson selbst stand da mit gesenktem Schwert, und sah finster auf den Röchelnden. Sein Blick wagte es nicht, einem Auge zu begegnen, seine plötzlich verwehte Hitze ließ nur die Röthe der Schaam und Reue auf dem Gesichte zurück. Aller Augen sahen scheel auf ihn und verweilten lieber und länger bei dem traurigen Anblick des sterbenden Grafen. Alle hatten ihn geliebt, selbst der König konnte sich einer aufwallenden Mißgunst gegen Auson nicht erwehren, obgleich er den blutigen Hader geduldet. Es schmerzte ihn, daß das erste blutige Begegniß des Krieges einen Freund von seiner Seite gerissen und noch mehr, daß es nicht geschehen war von Feindeshand. Reumüthig näherte sich ihm der traurige ungeliebte Sieger,

legte schweigend die blutige Waffe zu seinen Füßen und zog sich zurück.

„Was soll das!“ rief der König den Beschämten zurück. Er antwortete nicht und schien verlegen. „Verstehe ich recht? — Ihr wollt — nein, Auson, genug an diesem Verlust. Nehmt Euer Schwert wieder auf — ich würde es Euch selber reichen, wäre es nicht mit dem Blute eines Freundes befleckt. Wir sind einer Schuld quitt — Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen und dafür mir einen Freund erschlagen. Doch ich verzeih' Euch — geht!“

Noch waren Wundärzte und Freunde des Erschlagenen um seine Leiche beschäftigt, als sich mitten aus dem Gedränge der blanken Rüstungen und Pferde eine schwarze Gestalt, in diesem Augenblick gleich dem Engel des Todes, hervorarbeitete. Es war Samboro. Ohne zu fragen, schwang er sich vom Pferde und eilte mit finsterem Blick auf den Wahlplatz. Schnell öffnete sich der dichte Kreis, der sich um die Leiche gebildet hatte, und Samboro kniete schweigend zu derselben hin. Vorsichtig prüfte er seine Wunde, erkannte sie schnell für tödtlich und lispelte: „fahr wohl, mein Quintus, Vorbote meines Untergangs!“ Dann drückte er ihm sanft die Augen zu, küßte seine Stirne, und überließ den Körper den Aerzten. Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und Alexis wich gedankenvoll nicht mehr von der Spitze der Legion.

Der weitere Marsch durch die engen Schluchten und Thäler eines Hochalpengebirges glich mehr einem feierlichen Leichen-, denn einem Kriegszuge. Dumpfes Schweigen herrschte in dem ganzen Geschwader. Auson selbst ritt mit gesenktem Haupt an der Linken des Königs, die Glieder folgten still nach. Das eintönige Getrappel der Pferde, das Schnauben ihrer Nüstern und das Geklirre der Waffen und Rüstungen während des Zuges unterbrachen allein das allgemeine Stillschweigen. An den rauhen Felsen nur brach sich

zuweilen ein kalter Föhn, der die heiße Sommerluft etwas abkühlte und die schweißbedeckten Gesichter der Ritter erfrischte. Hinter den Kolonnen trugen zwei ruhige Klepper die Bahre mit der Leiche des Grafen. Samboro geleitete sie mit abgewendetem Gesicht. So ging es einige Stunden durch finstere Thäler mit beschränkten Aussichten, bis sich plötzlich den Blicken des Vortrabs eine weite lachende Fläche eröffnete, an deren äußerster Grenze der Spiegel des Ozeans heraufglänzte. Am südlichsten Saume des Horizonts vermählte sich ein zauberisch gefärbter Himmel mit der ewigen Fluth, seine Strahlen heraufsendend bis zu dem glänzenden Fahnenbild des silbernen Aars. Am Ufer des Meeres breitete sich eine prächtige Stadt mit zahllosen Palästen und kolossalen Trümmern aus einer uralten versunkenen Zeit auf der blühenden Ebene aus. Näher dem Gebirge aber bedeckte den Thalgrund eine schwärzliche Masse von Rauch und aufwirbelndem Staube, in welchem man funkelnde Waffen und fahle Blitze des Geschützes sah. Dem schnell verlöschenden Funken folgte nach langer Pause ein dumpfer Schall, der hart von den Felswänden abprallend die Luft erschütterte. Dazwischen sah man häufig aufqualmende Rauchwolken und vernahm das Gepraſſel des kleinen Gewehres. Nach dem Raume, den die Schlacht bedeckte, zu schließen, waren dort bedeutende Streitkräfte im blutigen Kampfspiel begriffen. Staunend hielt Alexis an und überschaute mit unruhigen Blicken den weiten Schauplatz der fernen Tiefe. Sein Herz pochte in lauten Schlägen, seinen Athem beklemmte die äußerste Gemüthsspannung. Mit einem stummen Wink gebot er den Kolonnen zu halten. Samboro kam auf seinen Befehl mürrisch zögernd herbei.

„Zürne nicht, mein alter Freund," sagte er bewegt und kein Auge verwendend von der Tiefe, zu dem treuen Diener, „zürne nicht wegen des Einen, der uns erschlagen worden —

sieh dort hin in die rauchende Tiefe, und sage mir dann, was Du siehst."

Samboro gehorchte und warf einen trüben unneugierigen Blick in das Thal, denn was dort geschah, war ihm lange nicht mehr neu. Dann wendete er sein Auge gleichgültig wieder ab und spielte wie gedankenlos mit der Mähne seines Pferdes. Geduldig harrte der König der lange verzögerten Antwort.

„Was dort geschieht, Sire!" sagte er endlich, „das könnt Ihr verantworten, was hier geschah (hier wies er zurück nach der Gegend, wo die Bahre des Gefallenen lag) belastet Eure Seele mit dem Bewußtsein einer großen untilgbaren Sünde wider Euch selbst. Ihr habt geduldet, daß man Euren besten Freund erschlug, und folgenreicher dürfte dieser Einzeltod sein für Euer Schicksal, als jenes Gemorde in der Tiefe. Wahrlich, der Tod dieses Mannes ist eine böse Vorbedeutung für den silbernen Aar. Er frißt am eigenen Herzen. Noch ein Mal, Sire, laßt Euch warnen und löst die Legion auf, ehe Ihr sie auf die Probe stellt. Sie wird tapfer sein, aber unglücklich. Der prahlerische Glanz wird sie verderben, wäre sie da unten, man sähe sie meilenweit."

„Soll ich in keinem Ding meinen Willen haben," erwiderte Alexis ärgerlich, „und ich wär ein König und Du mein Diener? Soll ich einer eigensinnigen Grille von Dir alle die schönen Pläne und Erwartungen, welche ich an diese Fahne geknüpft, aufopfern? Wo ich kämpfe, Samboro, da will ich den Feind nicht beschleichen mit der feigen List einer Katze, nein, nach der königlichen Weise des Löwen will ich harren, bis er wacht und sieht, meine Kraft ermessen, sich selbst zum Widerstand bereiten kann. Was liegt also daran, wenn meine Fahne glänzt? Sie wird mehr, als das, sie wird leuchten über das Schlachtfeld, die feindlichen Schaaren verblenden, und wie Blitze werden unsere Schwerter ein-

schlagen in ihre dicksten Massen. Ich will meinen persönlichen Antheil haben an den Siegen meiner Waffen, ein königliches Leben kann nicht mehr geehrt werden, als wenn es sich selbst den höchsten Gefahren preis giebt. Darum kein Wort mehr davon, Samboro, bei meinem Zorn. Doch horch — das Gefecht wird hitzig da unten."

Wirklich verstärkte sich der dumpfe Donner des Geschützes und der Rauch sammelte sich in kleine aufsteigende Wolken, welche immer mehr von der schauerlichen Szene verhüllten. Samboro hielt nun die Hand vor die Augen und sah lange und aufmerksam hinab.

„Eurer Bundsgenossen Heere sind auf den Feind gerathen, auch ist eine Heereskolonne von uns mitten im Treffen. Sie scheinen im Rücken durch das Gebirg gedeckt, und vertheidigen eine vortheilhafte Stellung. Sie müssen sich schon ein Mal mit Glück geschlagen haben, denn sie sind eine gute Strecke vom Gebirg entfernt. Heiß ist die Schlacht, aber morgen wird es eine heißere geben. Seht Ihr dort den Schatten im Westen — das ist feindlicher Succurs. Wir müssen morgen mit dem verstärkten Heer der Feinde zusammentreffen. Morgen ist vielleicht der ganze Feldzug entschieden. Der silberne Aar muß ins Feuer — Ihr habt wohl gethan, das edle Korps zu schonen bis auf den letzten Tag, der Euch Alles bringt, oder Alles nimmt."

Eine kurze Rast wurde nun den Rittern verwilligt. Sie stiegen von den Pferden und kletterten auf die umliegenden Höhen, die Schlacht zu überschauen. Fast Allen war das Schauspiel überraschend neu, die Heitersten fanden sich plötzlich zu kriegerischem Ernst umgestimmt. Jeder dachte an den bevorstehenden Kampf, in dem er zum ersten Mal seine Kraft üben sollte, aber nur Wenige gab es, bei welchen die Furcht die Oberhand über die jugendliche Kampfbegier gewann. Diese Wenigen sammelten sich in ein kleines murmelndes Häuflein, und schienen nicht sehr neugierig nach den

Vorgängen in der Tiefe, während ihre Kameraden, ſich keine Zeit zur Ruhe gönnend, umher ſchwärmten, die beſten Ausſichtspunkte aufzufinden. Von hier blickten ſie mit weit geöffneten Augen hinab und ſpähten nach jedem Blitz des Geſchützes, plauderten über Kriegskunſt und Waffenglück, erſchöpften ſich in Vermuthungen über den Ausgang der Schlacht, die ſie nicht beurtheilen konnten, und wünſchten, bald an dem blutigen Waffentanz Theil zu nehmen. Ihr königlicher Anführer war ähnlich geſtimmt — ſeine Empfindungen waren nur ſtärker, anhaltender und größer.

„Welch ein Kontraſt,“ rief er aus, „zwiſchen hier und dort. Die Unglücklichen, die ſich dort ſchlachten, ſehen nur die Waffen und erhitzten Geſichter ihrer Feinde, nicht den klaren, von Pulverdampf verdunkelten Aether, hören nichts, als das Gebrüll der geldsten Feuerſchlünde, denken nichts, als Mord und Blut. Die Spanne, auf der ſie ſich meſſen, iſt ihre Welt, der Rauch, der über ihren Häuptern ſchwebt, ihr Himmel, das Schickſal ihrer Waffen, das Schickſal der Welt. Aber in ewiger Höhe über ihnen wölbt ſich des Himmels Blau, unbekümmert um den Hader des Gewürms; eine Spanne weit von ihnen ſchlägt das Weltmeer ans Ufer, und keine Welle wird trüb während der blutigen Fehde. Hier in der luftigen Höhe aber wohnt der Frieden der Natur, die Vögel ſingen nach wie vor ihr leichtfertiges Lied, hüpfen von Zweig auf Zweig, und fürchten uns nicht, die wir fürchterlich angethan ſind mit ſchweren Waffen und blutdürſtigem Muth. Zephyre ſpielen im Gebüſch mit flüſterndem Laub, Inſekten ſchwirren in den Lüften und der Bach rauſcht fröhlich vorbei, nicht ahnend, daß ſein Gewäſſer mit Blut geröthet werden wird. So ſpottet die Natur unſerer Unmacht, überlebt unſer Glück und Unglück, und weiß nichts von den Befehlen, Leiden und Schickſalen des Herrn der Schöpfung, der in ſeiner Wuth nur Helme zertreten, in ſeiner Freude nichts nützen und umſtalten kann. Die Natur darf nur ein

Gewitter aus einer Pfütze zusammenziehen und ihre Blitze zerstreuen, die hadernden Troßbuben nur den Boden der Erde erschüttern und sie fliehen heulend davon. Laß uns fortziehen, Samboro, daß ich nicht in Betrachtung der Naturgröße meine eigene verachte und das blutige Treiben abgeschmackt finde. Und doch entspricht nichts der Gemüthserhebung, als Kampf und Kraftbewegung — drum fort in die Schlacht und nicht früher geruht, bis ich mich achten gelernt habe. Laßt uns aufsitzen, Fürst Auson!"

Rasch befolgten die Ritter den willkommenen Befehl und bestiegen seufzend vor innerlicher Unruhe ihre Pferde. Im langsamen vorsichtigen Schritt zogen sie den Abhang des Gebirges hinab, und immer näher und deutlicher sahen sie das Schlachten in der Tiefe. Gleichzeitig sank der Tag hinunter, das Meer vergoldete sich im Abendroth, schwächer wurde das Feuer der Kanonen, und als sich ein grauer Schleier über das Thal verbreitete, hörte man nur noch von Zeit zu Zeit verhallende schwache Schüsse. Die Pferde gingen träger und die Ritter selbst schienen Müdigkeit zu empfinden, denn Einige nickten sanft ein, Andere mit wachen Augen streckten das Kreuz, oder gähnten herzlich die einbrechende Nacht an. Nur des Königs lebendiger Geist überwand die Mattigkeit des Körpers und lauschte wachsam auf jeden Ton aus der Ferne.

Die Wachfeuer fingen an zu verlöschen, die Vorposten wurden lauter, und ein dumpfes Gesumme trug den kalten Luftzug herüber aus dem feindlichen Lager. Alles verkündigte den nahen Morgen, der unvermerkt und verborgen von dichtem Nebel heranbrach. Auf der Spitze einer, die Ebene beherrschenden, mit mächtigen Feuerschlünden besetzten Anhöhe, stand der König, umgeben von dem versammelten Kriegsrath und harrte schweigend der Erleuchtung des Schauplatzes,

denn aufs Bestimmteste hatte sich sein königlicher Sinn geweigert, einen Angriff bei Nacht und Nebel gegen den geschwächten Feind zu unternehmen. Der Kern beider Armeen stand sich drohend gegenüber, die Zelte wurden abgebrochen, die Pferde aufgezäumt und die Heere in Schlachtordnung gestellt. Am Fuß der Anhöhe stand gerüstet der silberne Aar, ungeduldig des lang verzögerten Zeichens zum Aufbruch harrend. Die Schaar war bestimmt, erst den Beginn der Schlacht abzuwarten, um dann sich dorthin zu stürzen, wo die größte Gefahr und der größte Ruhm zu finden wäre. Beide Heere hatten in der Nacht bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, und waren von Zuversicht des Sieges erfüllt. Die gestrige Schlacht war zu Gunsten unseres Helden ausgefallen, und hatte das feindliche Heer sehr geschwächt, aber das Schlachtfeld wurde aus List den Besiegten überlassen, denn im Rücken gedeckt durch ein unzugängliches Gebirge, in den Flanken beschützt durch wohlgeordnete Hilfstruppen nahm das Centrum des Heeres eine weit stärkere Position ein, von wo aus es sich mit aller Macht auf den Feind stürzen und ihn zurückwerfen konnte. Im Rücken des feindlichen Heeres lag die Hauptstadt und Residenz des Königs von Arkanien, dem Vaterlande Amandas, und das Meer, welches in dem Augenblick von einer unseren Helden unterstützenden Flotte durchkreuzt wurde. So war die feindliche Macht von allen Seiten eingeschlossen, und konnte nur durch Wunder von Tapferkeit die bedrängte Hauptstadt erretten.

Wir verlassen unseren Helden, um der dunkeln Spur des rastlosen Samboro zu folgen. Sie führt uns an nachlässigen und bestochenen Wachen vorbei, mitten in das feindliche Heer zu einer Horde wilder Kriegsvölker, wo wir den thätigen Freund des Königs, verkleidet in der Tracht eines arkanischen Fußknechts in arger Bedrängniß antreffen. Ein Haufen rohen Soldatenpöbels, ähnlicher mordsüchtigem Raubgesindel, als einer wohl disziplinirten Schaar hat ihn eingeschlossen, und

ein wildes Geschrei, gemischt aus Flüchen und Drohungen, begleitet von Faustschlägen und Waffengetös, erhebt sich gegen den wehrlos am Boden Liegenden.

„Ein Spion, ein Spion," schrien die Barbaren, „schlagt ihn todt, erwürgt ihn, erschießt ihn, hängt ihn!"

„Wo ist der Hund?" fragte ein herbeieilender Hauptmann.

„Laßt ihn laufen, Kinder," rief ein korpulenter Söldner, indem er seine Kameraden mit den Ellenbogen auseinander drängte, „laßt ihn laufen, sage ich, er ist ehrlicher Leute Kind und thut keinem Menschen was zu Leide. Er bestiehlt uns nicht um unseren Sold, läßt uns nicht prügeln, und ist daher ein mehr respektabler Mann, als unser Hauptmann. Ich sage Euch, Kinder, laßt den Spion laufen und schlagt den Hauptmann todt."

„Ergreift die räudige Kanaille, den besoffenen Lumpenhund, bindet ihn!" befahl der beleidigte Hauptmann, mit blanker Klinge auf ihn eindringend. Aber die Kameraden weigerten sich, den Aufwiegler zu ergreifen, und lachten schadenfroh, als dieser mit einer schweren Lanze seinen Vorgesetzten den Degen aus der Hand schlug. Schnell bildeten nun die Söldner einen Kreis um ihn, seine Vorstellungen und Schwänke zu vernehmen; denn Tom war ein lustiger Bruder, und wußte während der beschwerlichen Nachtwachen stets was Neues zu erzählen. Dieß Mal war er stark benebelt und ungewöhnlich muthig. Sein aufgedunsenes Gesicht glänzte vor Trunkenheit und der tonnenförmige Wanst des lustigen Bruders erhielt sich nur mit Mühe auf den kurzen Beinen. Sobald er bemerkte, daß seine Gesellen bereit wären, ihn anzuhören, ließ er sich von seinen Freunden auf einen Schanzhügel empor heben und hielt folgende Anrede an die immer sich mehrende Anzahl seiner Zuhörer.

„Kameraden! Wie lange wollt Ihr noch solche erbärmliche Schurken sein, so miserable Hunde und Esel, und Euch

von dieſem ſpindeldürren Elendthier von Hauptmann hunzen laſſen? Seit zwei Monaten haben wir keinen Sold erhalten, und geſchwitzt und gehungert, daß unſere Gedärme eingeſchrumpft ſind wie unſere zerriſſenen Schuhe. Hetzt man uns nicht wie Hunde durch Sümpfe und Moräſte, prügelt und ſchimpft uns wie Diebe, läßt uns armſelige, ausgemergelte, verhungerte Beſtien gegen die Leute von Arapatnam ziehen, die den Teufel im Leibe und ſatt zu eſſen und zu trinken haben? Tauſende von uns ſind ſchon in dieſem verfluchten Kriege umgekommen, und von uns Uebriggebliebenen wird auch wohl keiner mehr den Weg nach Hauſe finden. Ueberall müſſen wir in unſeren Lumpen zuerſt ins Treffen, und öffentlich ſagen unſere Hauptleute, daß wir gut genug wären zum Futter für die vermaledeiten Donnerbüchſen und Feldſchanzen. Sagt, Kameraden, iſt das Recht und ſind wir nicht heilloſes Rindvieh, daß wirs dulden? Zwei Monate keinen Sold, viel Prügel, Strapatzen und nichts zu nagen, nichts zu trinken, meiner Seele, nicht einen Tropfen Brantwein, iſt das erhört und billig? Lieber will ich mich aufhängen und aus meinem Wanſt eine Sackpfeife machen laſſen, als ein ſolches Hundeleben führen.“

„Hört nicht auf ihn, Kameraden, er iſt ein Säufer, ein Raufbold, ein Schurke,“ rief eine Stimme dazwiſchen.

„Wir wollen ihn hören,“ eiferten die Soldaten, „er hat Recht, er iſt ein guter Kamerad und luſtiger Kumpan. Wer ihm zu nahe tritt, der hat es mit uns zu thun. Sprich weiter, Tom, wir hören Dir gerne zu.“

„Sagt nun, Kameraden,“ fuhr dieſer fort, „warum ertragen wir dieſes Elend? was haben wir davon, als blutige Naſen, verrenkte und verſtümmelte Glieder? Was haben uns denn die braven und wohlgenährten Leute, welche der Hauptmann unſere Feinde nennt, zu Leid gethan, daß wir ſo grimmig auf ſie losgehen und ihrer ſo viel todt ſchlagen, als wir mit unſeren ſchwachen Gliedmaßen können? Haben ſie uns

beschimpft oder beleidigt? Nein. Haben sie uns bestohlen? Nein. Haben sie unsere Weiber geschändet? Nein. Was haben sie also gethan, daß wir sie so hassen? Nichts. Haben wir also einen Grund, sie zu verfolgen? Nein. Also lassen wirs bleiben und gehn nach Hause."

„Wofür bezahlt uns denn der König, sollen wir davon laufen wie Schurken?" fragten Einige.

„Wofür er uns bezahlt, ihr Esel? Bezahlt er uns denn? Ich will verdammt sein, wenn ich seit zwei Monaten einen Heller gesehen habe. Oder sind die Lumpen, welche wir anhaben, Bezahlung? Oder etwa der verdorbene Zwieback, welchen sie uns zu fressen geben, als wären wir Pferde? Haben wir nicht zu Hause Besseres zum Leben? Warum gehn wir also in den Krieg? Müssen wir nicht unsere Weiber und Kinder zu Hause darben lassen? Ach, ich möchte flennen wie eine alte Hure, wenn ich daran denke — ich scherze nicht, aus mir spricht der Hunger und die Verzweiflung."

„Wir müssen gehorchen," riefen wieder Einige, „der König hats befohlen, und der König ist unser Herr!"

„Halt's Maul, ihr Stockfische," schrien Andere, „laßt den Tom reden, er hat Recht, er spricht uns aus der Seele."

„Der König?" begann Tom wieder, „der König hats befohlen, sagt Ihr? Was ist denn der König? Sind wir nicht auch Gottes Kreaturen, wie er? Hat er nicht auch Fleisch und Bein wie wir, einen Magen wie wir? Ist er aus anderem Plunder gemacht, oder ist er etwa unserem Herrgott sein Stiefkind? Warum müssen wir ihm denn gehorchen, wo steht das geschrieben? Hat er uns etwas geschenkt, oder leben wir nur mit seiner Erlaubniß? Wir sind eben so Gottes Kreaturen, wie er, und wir haben eben so viel Recht, was auf der Erde wächst und gedeiht, zu essen und zu trinken, wie er. Ist denn die Welt für ihn allein da, damit er sie auffrißt sammt uns? scheint die Sonne nur für ihn, und kann er es ihr verbieten, daß sie uns bescheint? He, sagt, ihr Schafs-

Köpfe, hat ihn nicht auch ein Weib geboren, hat er nicht auch erst gehn und essen lernen müssen, oder hat er Krone und Szepter mit auf die Welt gebracht? Können wir uns nicht aufmachen und ihn zum Teufel jagen, sind wir nicht Tausende gegen Einen? Wer ist denn dieser König? Ein Mensch, wie wir. Warum führt er Krieg? Weil sie sein Töchterlein davon gejagt haben? Ich bitt' Euch, was geht das uns an? Ist es Recht und billig, daß wir deßhalb Tausende todt schlagen und erschlagen lassen? Sollen tausend ehrliche Leute deßwegen zu Grunde gehen, weil der Gelbschnabel zornig ist? Wenn unser Einem seine Tochter eine Maulschelle bekommt, werdet ihr darum Tausende umbringen wollen? Oder ist die Tochter des Königs was Besseres, als unser eigen Fleisch und Blut? Wer weiß, ob sie werth ist, daß ein braver Kerl, wie wir alle sind, nur eine Hand rührt für sie. Kümmere sich Jeder um seine Haut, und wenn dem König seinem lieben Kind ein Unrecht geschieht, so mag er sich selber darum scheeren, und seine Händel ausmachen, wie er will. Vielleicht aber will der alte Herr Land gewinnen? Gut, so mag er es kaufen, das geht uns nichts an. Will er es stehlen und wir ehrlichen Leute sollen seine Diebshelfer machen? Gott bewahre, das wäre von uns schlecht und einfältig. Schlecht, weil im Katechismus steht: „Du sollst nicht stehlen," und zum anderen Mal: „Du sollst nicht tödten," einfältig, weil wir nichts davon haben, wenn der König Land gewinnt, als Prügel, schlechten Sold et cätera."

„Stopft dem Saufbold das Maul, der Pinsel redet, wie ein Vieh, kein Menschenverstand ist in ihm," schrie abermals ein treuer Kriegsknecht dazwischen. „Er will uns verführen, uns um die Ehre bringen, hört ihn nicht an," rief ein Anderer.

„Daß Dich die Pest, Du Stockfisch," apostrophirte der Redner, „faselt der Kerl von Ehre und hat keinen Heller in

der Tasche. Das ist mir eine saubere Ehre, die betteln geht. Wenn ihr geprügelt werdet, ihr Maulaffen, ist das Ehre?"

„Kein braver Kerl wird geprügelt," meinte ein Nahestehender.

„Da hast Du ein Merks für die weise Bemerkung," erwiderte sein Nachbar, und schlug ihm ins Gesicht, „solche Fuchsschwänzer, wie Du bist, läßt der Hauptmann freilich nicht prügeln, wohl aber brave Kerls, und ich bin einer davon, so wahr Du ein Schuft bist — man hat mich dennoch geprügelt."

„Mich auch, mich auch," riefen Viele zugleich, während ein Friedliebender die Raufenden auseinander brachte.

„Sind wir nicht genug geprügelt, wollen wir uns noch unter einander prügeln?" sagte dieser und gebot Ruhe.

„Ehre!" fuhr Tom fort, „bei meiner armen Seele, ich möchte wissen, woher uns die Ehre kommen soll. Wißt ihr denn nicht, wie man es mit uns Soldvölkern macht, wenn man uns nicht mehr brauchen kann? Man schickt uns ohne Geld nach Hause, oder steckt uns in ein Hospital, wenn wir Krüppel und alt sind, und da giebt es schmale Bissen, statt der Ehre. Wenn wir uns ein Mal brav gehalten haben, da wird der Hauptmann gelobt und beschenkt, uns läßt man mit langer Nase abziehen. Wenn ihr dann abgemattet und elend, mit zerschossenen Knochen und schwindsüchtigen Lungen, beladen mit einem Bettelsack und gefolgt von einem dürren Pudel das Land durchvagirt und vor jeder Thüre ein Almosen bettelt und von jedem Hunde auf der Straße angepißt werdet, da habt Ihr Euren Theil Ehre weg und Ihr wißt nicht, wofür er Euch ist. Ich huste auf so eine lumpige Ehre, hol mich der Teufel, ich will lieber jung gehängt sein, als alt betteln gehen. Zudem, was können wir für Ehre aufheben, schaut Euch ein wenig um, Ihr Dreckfinken, von allen Seiten sind wir umringt von unseren sogenannten Feinden, ich sage Euch, es sind zweimalhunderttausend, die Troßbuben ungerechnet, und tausend Feuerschlünde, wovon jeder so groß ist,

wie ein kleiner feuerspeiender Berg, und alle Hagel, tüchtige ausgefressene Kerle, die Branntwein und Munition vollauf haben. Da ist auch der junge König da mit eisernen Rittern, die sind auch alle gefeit, schuß- und hiebfest, Wetterkerle wie die Riesen und tapfer wie Schilderhäuser, denn sie bleiben im ärgsten Feuer stehn. Der ist Euch ein anderer Kerl, der König, wie unser alter Pavian! Der hat mehr Haare auf den Zähnen, als der unsere auf dem Schopf, und Geld, sag' ich Euch, und das schmeißt er unter seine Leute, der brave Herr, wie Mist. Wenn diese Satans auf uns los kommen, so hacken sie uns zu Brei, denn sie haben Schwerter, so lang wie Bratspieße, thurmhohe Kerls auf Elephanten von Pferden. Glaubt Ihr wohl, wir könnten uns auf dem Meere salviren, wenns krumm ging? Ja, prosit, dort sind mehr feindliche Schiffe, als Häringe, und wenn wir ins Wasser gehn, werden sie uns spießen wie Haifische. Kurz, auf dem Meer können wir auf alle Fälle nichts Klügeres thun, als ersaufen. Sagt, was wollt Ihr thun, Ihr armen Schlingel, wollt Ihr Euch massakriren lassen, oder den Häringen Gesellschaft leisten?"

„Was fangen wir an, was wollen wir thun, wer wird uns rathen und helfen. — Ich bin kein Hasenfuß, aber dem Tod in den Rachen laufen, das thu ein Anderer — er hat Recht, die Feinde sind stärker, als wir —" so riefen viele Stimmen durch einander.

„Was Ihr anfangt," ließ sich Tom vernehmen, „was Ihr anfangt, das wißt Ihr nicht? I so schlag doch der Blitz in Eure vernagelten Schädel, sind wir nicht unsere mehrere Tausend gegen ein Paar Lumpenhunde von Hauptleuten, die uns prügeln. Greift sie, schlagt sie todt, schmeißt sie ins Meer, füttert die Hunde mit ihrem Aas, rupft sie, zieht ihnen die Haut über die Ohren. Dann gehn wir hinüber zu dem prächtigen König und dienen in seinem Solde, ziehen bessere Hosen an, trinken Branntwein, machen Staat, plün-

dern die reichen Tuckmäuser dort in der Stadt, ergötzen uns mit lustigen Dirnen und schönen Weibern, und leben wie echte Kriegsleute, die keinem Filz dienen. Oder glaubt Ihr, der König dort hat kein Geld? Gott erhalte den wackeren Burschen, wollt Ihr sein Bildniß sehen, da, da — fangt — hier, Ihr ausgehungerten Maulwürfe — das ist sein Bild — noch hundert Mal so viel könnt Ihr haben, folgt Ihr meinem Rath."

Bei diesen Worten griff er in seine vollgepfropften Taschen und den schweren Helm und warf eine Menge Gold- und Silbermünzen seinen Zuhörern an die Köpfe. Ein jubelnder Tumult entstand hierdurch, und wer noch nicht überzeugt war von der Wahrheit und Weisheit der Vorstellungen Toms und nur ein Silberstück erhaschen konnte, fand sich plötzlich hingerissen von seiner Beredsamkeit, und schwor bei seinem Schutzpatron, es sei nichts einleuchtender, als der vortreffliche Rath des betrunkenen Tom. Mehrere aber, welchen Goldstücke in die Hände gefallen waren, überließen sich einem so heftigen Enthusiasmus, daß sie den Redner auf die Schultern packten und im Triumph durch den Haufen trugen.

„Es lebe Tom! Tod den Hauptleuten!" brüllten tausend Stimmen, und in wenig Minuten schleppten sie die Verhaßten herbei und hieben sie in Stücken. Jubel, wildes Mordgeschrei und Wehklagen der Sterbenden erfüllten die Luft mit einem wirren Getös, das bis ins feindliche Lager hinüber gehört wurde. Blutroth ging der Tag auf und beleuchtete die tumultuarische Szene mit grellen Tinten. Da erscholl der erste Kanonenschuß und gab das Signal zur Schlacht. Langsam rollte sein Wiederhall an den Bergen hin und wilder wurde das Geschrei in dem abtrünnigen Heerhaufen der arkanischen Kriegsvölker. Die Vorposten liefen zu ihren Korps zurück und rasch begann das Wechselspiel der Waffen an den Flanken zu toben. Noch lag ein Theil des arkanischen Lagers in Dunkel verhüllt; um seinen Inhalt zu erforschen, sendeten

die Alexianer eine prächtige Leuchtkugel herüber, welche den finstren Grund tageshell erhellte. Staunend betrachteten die Söldner das künstliche Meteor, und erhoben ein lautes Geschrei der Verwunderung, als es in tausend Sterne zerstob und niedersank.

„Seht Kinder!“ rief Tom, „das sind des Königs Alexis Augen in der Nacht, da ist kein Zündloch so verborgen, daß er es nicht aufspüren könnte. Kommt hinüber zu dem Mächtigen, er ist ein Heiliger oder ein Zauberer, auf jeden Fall aber mehr, als ein Mensch. Heil dem König Alexis!“

„Heil dem König Alexis!“ brüllte ihm die aufgeregte Soldateska nach und folgte in lärmenden, ordnungslosen Haufen dem vorausgeschickten Trommler nach. Staunend hörte man im Heere unseres Helden den befremdlichen Ruf, und schon waffnete sich das Mißtrauen gegen die von der Rache noch erhitzten Ankömmlinge, als plötzlich eine dunkle Gestalt schnell, wie ein Gedanke, Jedem, an dem sie vorübereilte, nur ein flüchtiger Schatten, auf den Hügel hinanflog, wo Alexis noch immer den Plan überschaute. Keuchend stürzte ein Mann in feindlicher Soldatenkleidung bis zur Ohnmacht erschöpft, zu den Füßen des Rosses nieder, welches den König trug.

„Wer ist der Mann da?“ fragte Alexis befremdet. Unsanft rissen ihn die Troßbuben empor, sein Gesicht der Majestät zu zeigen.

„Samboro! was ist das!“ rief der König, als er ihn, so blaß und verstört er war, erkannte. Nicht gleich war der Athemlose im Stande zu antworten, er trank vorerst in langen Zügen die frische Morgenluft, und suchte sein von angestrengtem Laufen heftig bewegtes Blut durch Rast zu beschwichtigen.

„Zehntausend Mann Soldvölker gehn in dem Augenblick zu uns über,“ berichtete er, „nützt die kostbare Zeit — zu einem raschen Angriff — die Verwirrung im feindlichen Heere ist groß — der Tag ist unser, ehe noch die dreißigtausend

träger Hilfstruppen zu den Feinden ſtoßen können — fragt nicht — ſäumt nicht — die linke Flanke kräftiger angegriffen, das iſt der wunde Fleck — die Ueberläufer in die Reſerve — der ſilberne Aar erhebe ſeine Schwingen. — Mir ſchnell einen Becher Wein und Kleider — und mein Pferd!“

Niemand wagte es, den Wunderbaren um Näheres zu fragen, der König ſelbſt gab ſchleunigen Befehl, den Willen des Dieners zu erfüllen. Schnell entbrannte die Schlacht auf ſein Geheiß mit grimmiger Wuth und auf den Wink bereit ſtand der ſilberne Aar. Schwer bewaffnete Fußvölker drangen mit gefällten Speeren in die Lücke, welche die Ueberläufer geöffnet, des Feindes Schlachtordnung ſtürzte in einen regelloſen Haufen zuſammen. Die Erde dröhnte von dem Gebrüll des Kampfes und die herzhafteſten Streiter erbebten. Ein rauſchendes Gewühl bedeckte den Thalgrund — noch ſtanden harrend mit pochender Bruſt die jungen ritterlichen Helden des ſilbernen Aars und ſtierten auf das Schlachtfeld. Eine Stunde verging ſo und ſchon kamen Schaaren blutender Krieger aller Waffengattungen laut jammernd zurück. Erſchüttert ſah der König die Elenden ſich hinſchleppen mit zerſchoſſenen Gliedern, bleichen, blutigen Geſichtern, in Todesangſt gebrochenen Augen. Reiterloſe Pferde ſetzten flüchtig über den Plan; viele ſtürzten nach wilden Sprüngen todt zur Erde. Nicht länger mochte Alexis unthätig einen Zeugen der Jammerſzenen hinter den zerrütteten Fronten abgeben, und gab das willkommene Zeichen zum Aufbruch.

„Noch nicht, mein Herr und König!“ bat Samboro, „wartet noch zwanzig Minuten, ich beſchwöre Euch!“

„Vorwärts!“ gebot Alexis und ſetzte dem Pferde die Sporen ein.

„Schützt Euren König, Ihr Herren!“ rief Samboro nacheilend, und im ſauſenden Gallop ſprengte die herrliche Schaar dem dichteſten Gewühl der Schlacht zu. Fliehende, zerſtreute Glieder begegneten den Heranſtürmenden, und bald

ging es über Leichname und Sterbende hin ins dichteſte Feuer. Warmer Pulverdampf ſchlug den Reitern ins glühende Geſicht und wilder wurden die Pferde, als ſie Flintenkugeln an den Ohren vorbeiziſchen hörten. Die meiſten prallten an den Harniſchen der Ritter ab und unverſehrt waren ſie noch alle, als ſie ein feſtes Quarré von ſtarren Lanzen vor ſich erblickten.

„Vorwärts! friſch eingehauen!“ kommandirte Auſon, und das erſte Glied ritt muthig an. Hoch bäumten ſich die Pferde und niederſtürzend auf die Lanzenknechte, brachen ſie ihre Reihen. Mancher edle Gaul wälzte ſich durchſtoßen an der Erde, Gefallene erdrückend, aber das Quarré war zerſprengt und zerſtob nach allen Richtungen. Schon jagten die jugendlichen unerfahrenen Helden planlos und einzeln den Fliehenden nach, als es dicht vor ihnen drei Mal aufblitzte und ein gewaltiger Luftſtoß auf ſie eindrang.

„Flieht,“ rief Samboro dem Könige zu, aber dieſer hörte nicht, und Auſon drohte mit geſchwungenem Schwert den vorſichtigen Diener nieder zu ſtoßen, falls er den feigen Ruf wiederhole. Der Donner eines wohlverſehenen Geſchützes ſchreckte die ſcheuen Pferde, brachte Unordnung in die geſchloſſenen Glieder. Noch ein Mal verſuchten ſie es, gegen die feuerſpeienden Batterien anzuſprengen, aber reihenweiſe mähten die Kartätſchen die Muthigen nieder. Die edelſte Blüthe der Nation fand hier ihren Tod, die koſtbarſten Pferde wälzten ſich über krachende Rüſtungen und blutende Leichname. Ein kleines Häuflein Auserwählter nur erreichte bluttriefend die verderblichen Geſchütze, welche, verlaſſen von der bedienenden Mannſchaft, den einzigen Preis für das vergoſſene edle Blut ausmachten. Aber auch dieſer Gewinn war ihnen vom Schickſal mißgönnt, denn unvermuthet umzingelte eine überlegene Schaar feindlicher Reiter den Reſt der Heldenlegion und im blutigen Gemetzel des Handgemengs ſanken die verzweifelten Kämpfer nieder zu der Fahne des ſilber-

nen Aars. Ein weiter Raum war mit schimmernden Leichen besät und nur Einzelne retteten sich durch schleunige Flucht. Unter diesen war, unfreiwillig weggetragen von dem verwundeten Pferde, der König, begleitet von dem treuen Diener Samboro. Beiden folgte auf einem leichtfüßigen Gaul ein feindlicher Reiter, dem sich Samboro umwendend entgegenstellte, während das erschöpft verblutende Pferd des Königs zusammenbrach. Er selbst war schwer verwundet, unfähig zur Gegenwehr, und setzte sich gleichgültig auf das ausathmende Roß, den Zweikampf mit anzusehen, als wäre es ein ungefährliches Schauspiel auf friedlichem Ringplatz.

Gegen einander reitend maßen sich die Feinde mit glühenden Blicken, als eine Granate zwischen ihnen zischend aufgellte und mit einem Knall zerplatzte. Erschreckt bäumte sich Samboros wilder Rappe, während das Pferd seines Gegners, von den Granatstücken getroffen, zu Boden stürzte. Rasch schwang sich Samboro aus dem Sattel und eilte mit gezücktem Dolch auf den Gefallenen los, aber dieser hob sich unverletzt empor und zeigte eine furchtgebietende Riesengestalt. Seine rollenden Augen trafen wie Blitze den mordbereiten Feind, ein fahl beleuchtetes Antlitz mit hohlen Wangen grinzte ihn mit wuthverzerrten Zügen an. Ein unbesiegbarer Schauder schüttelte Samboros Glieder, seinen erstarrten Händen entfiel der Dolch und seine Augen umnebelten sich. Einen Augenblick schien sein Leben erloschen, aber bald siegte die Gegenwart seines Geistes über die Schwachheit seiner erschütterten Nerven.

„Satansfratze, Dich treff' ich!" schrie er plötzlich und ergriff sein schweres Schwert mit beiden Händen zu einem furchtbaren Streich, der stark genug gewesen wäre, einen Stier zu fällen. An dem geharnischten Feind glitt er jedoch ab, wie von einem Fels. Höhnisch lachte das scheußliche Ungethüm und erwiederte den Angriff mit so unzähligen Streichen, daß sich Samboro von einer zehnfachen schneidenden

Geißel getroffen glaubte. Warm rieselte das Blut aus vielen Wunden über Gesicht und Brust, seine Haare sträubten sich empor, seine Kehle schien von erwürgenden Händen zusammengeschnürt. Stöhnend vor Wuth, Schreck und Todesangst vertheidigte sich Samboro mit der Kraft der Verzweiflung, aber sichtbar vergeblich. Mit stürmischer Eile riß das Gefecht die Kämpfenden fort bis an den öden Strand des Meeres, aber lange noch, nachdem sie im Pulverqualm und Staub verschwunden waren, hörte man ihr Geschrei durch das Getöse der Schlacht hindurch dringen. Endlich wurde es übertäubt von einem heftigen, sich nähernden Musketenfeuer, welches einen Schwarm Verwundeter und Fliehender vor sich her trieb. Selten wurde es erwiedert von einzelnen Schüssen der Vertriebenen, welche während der Flucht ihre Gewehre von Zeit zu Zeit entluden. Größer und verwirrter wurde das Gedränge der Geschlagenen, zertrümmertes Geschütz, reiterlose Pferde, enträderte Wagen und ganze Schwärme entmuthigten Fuß- und Reitervolks stürmten in wilder Hast über das gewonnene Schlachtfeld, und durch das Getöse erscholl vernehmlich das Siegsgeschrei der Ueberwinder.

„Die Lanzenknechte vor — einige Feldschlangen mit ihnen — werft die Hunde ins Meer — keine Gnade den Hunden!“ erscholl eine sonore Kommandostimme.

„Halt! den Rappen muß ich haben,“ rief ein anderer Reiter, indem er Samboros Pferd verfolgte, „daß Dich — Du schwarze Bestie — willst Du stehn — ho ho, sind das Sprünge — ein prächtiges Thier — helft mir Kameraden den Rappen fangen — der hat den lebendigen Satan im Leibe.“

„Halt Kinder! vorsichtig geritten,“ befahl ein Anderer, „seht Ihr nicht die blanken Harnische liegen, das sind Unsrige, gerechter Gott! da liegt der silberne Aar erschlagen in seinem Blut! Sitzt ab, Kameraden, nieder auf die Kniee, das ist ein heiliger Boden!“

Müde vom Kampf gehorchten die erschöpften Reiter gern dem Gebot und koppelten die Pferde aneinander. Jetzt erst gewann man einige Ruhe zum Athemholen, das feindliche Heer war zersprengt, die Kanonade hörte auf und ein Windstoß zerstreute die letzten Rauchwolken, welche von den Feuerschlünden ausgespien worden waren. Die Sieger suchten nun Hügel und Aufwürfe, um das theilweise von Truppen entblößte Schlachtfeld zu überschauen. Unseren Reitern zunächst lagen die Leichname der heldenmüthigen Ritter, manch reiches Muttersöhnchen, die Augenweide einer Matrone, der Stolz seines Geschlechts, manch glücklicher Liebhaber, den ein Talisman der Liebe auf der kecken Brust nicht gegen die feindlichen Kugeln geschützt hatte, lag hier mit blutendem Mund, mit durchschossenem Herzen, oder zerschmettertem Haupte, todt neben seinem todten Pferd. Rührend war es anzuschauen, wie mancher edle Gaul, der seinen Reiter überlebt hatte, an den Zügeln noch von einer erstarrten Hand gehalten, geduldig dastand vor der Leiche des Niedergestürzten. Wenige von den Gefallenen lebten noch und erfüllten die Luft mit Wehklagen. Ueberall war der Boden von Blut befleckt.

„Großer Gott!" sagte ein alter Veteran, indem er sich beim Anblick der vielen Leichen und Verwundeten eine Thräne aus dem Auge wischte, „was liegen da für schmucke Herrchen! Das sind vornehmer Leute Kinder — das wird einen Jammer geben zu Hause! Wer heißt auch den Milchbärten in den Krieg ziehen. Brav haben sie sich gehalten, das ist wahr, aber es ist doch zum Erbarmen, so viele schöne Jungen auf die Schlachtbank zu liefern. Was hilft ihnen nun all ihr Reichthum und ihre schönen Namen, sie liegen kalt da, als wären sie die gemeinsten Fußknechte. Gott gebe ihnen den ewigen Frieden!"

„Schäm Dich, alter Kriegskamerad," entgegnete ein Anderer, „waren sie denn was Besseres, als wir? Im Kriege sind wir alle gleich, Tausend weniger oder mehr, was

schadet das? Sind genug zu Hause geblieben von Rittern, es wird keine Noth daran werden. Da liegt ihr Hochmuth auf der Nase. Thaten die Bursche nicht, als ob die Welt ihnen gehörte? Ich müßte es lügen, wenn ich sagte, es thut mir um sie leid. Es ist gut, wenn ein Bischen aufgeräumt wird in der Welt, sind ohnehin zu viel Menschen da. Kommt, Kameraden, laßt uns statt des unnützen Geschwätzes die Taschen der noblen Herren untersuchen. Sie brauchen kein Geld mehr."

„Zurück, Du elender Hund!" donnerte Fürst Auson, „wer nur eines Nagels Werthes hier stiehlt, ist des Todes. Auf, Kameraden, helft den Verwundeten. Schafft die Todten fort. Gott gebe, daß wir den König lebendig finden — er wird vermißt. Sucht dort unter dem Haufen edler Leichen, das Banner der Legion muß sich dort finden."

Mit geschäftiger Eile gehorchten die Soldaten und bald fanden sie die weiße Fahne mit dem silbernen Aar. Sie war zerfetzt von den Kugeln und stark mit Blut besudelt. Mit Mühe trennte man eine erstarrte Hand von dem Schaft derselben. Sie ward unter halb frohem, halb schmerzlichem Zuruf in die Erde gepflanzt und die frommen Krieger knieten neben ihr nieder, Gott zu danken für den theuer erkauften Sieg. Ihr murmelndes Gebet begleiteten die Seufzer von Sterbenden, welche sich mühsam noch ein Mal aufrichteten, den Trost der Religion in ihrer letzten Stunde mit den sie Ueberlebenden zu theilen. Nur einer der Verwundeten empfand nicht das Herrliche dieser Szene — unser Held Alexis, der auf dem Pferde sinnlos hingesunken war in einen ohnmächtigen Schlaf. Starker Blutverlust aus einer schmerzhaften Kopfwunde hatte ihn in dem Augenblick betäubt, als das Blut auf der Wunde gerann und weiteren Ausströmungen ein Ziel setzte. Um ihn her war alles Irdische geschwunden, seine kühnen Gedanken, seine Ehrsucht, sein kriegerischer Zorn, Alles war erloschen, und nur der Schmerz der Wunde

brannte, den Raum aller Empfindungen einnehmend, das Gehirn benebelnd mit grausigen Luftgebilden, der dem körperlichen Uebel unterthänigen Phantasie. Sein kühner männlicher Geist hatte vergebens gekämpft mit dem körperlichen Schmerz, er war völlig überwunden, derselbe Geist, der Tausende bewaffnet, ein mächtiges Heer besiegt, erlag selbst einem zufälligen Säbelhieb, der nicht stärker war, als hinreichte, das Leben einer kleineren thierischen Kreatur zu unterbrechen. Alle die herrlichen Aussichten eines ehrgeizigen Auges waren verschwunden in der Nacht seiner Sinne und der unsterblichste Ruhm war seinem Wesen nicht so anlockend wie ein armer Tropfen frischen Quellwassers für den brennenden Durst der Zunge, das entzündete Fleisch an der Wunde.

Während die Natur thätig war, den kranken Körper zu heilen, that sich dem ohnmächtigen Geist das Reich der Träume auf. Angelika erschien ihm glänzend von überirdischem Licht, mit der weißen Fahne der hingesunkenen Legion in der Hand, die Räume einer fremdartigen zaubervollen Welt durchschwebend. Er selbst hing sich an ihr luftiges Gewand und ward leicht über weite Gefilde hingetragen, wo mächtige Gebirge unter ihren Füßen so schnell hinschwanden, als wären sie Maulwurfshügel. Himmlische Musik geleitete sie auf ihren Wegen mit so wunderbaren Tönen, wie sie der Entzückte noch nie gehört hatte. Er fühlte, von ihr angeregt, alle Nerven beben und das Herz erfüllt von unnennbarer Lust, seine Seele zerfloß in geheimnißvollen Empfindungen. Als sie so hinwandelten wie flüchtige Schatten, trafen sie in einem schattigen Gebüsch ein nacktes Weib von hinreißender Schönheit leise schlummernd, auf weichen Rasen hingegossen. Sowie sie Angelika ansichtig wurde, versuchte sie errörhend den widerstrebenden Bruder hinwegzuführen von den verführerischen Reizen der Schlafenden, aber dieser entbrannte in unüberwindlicher Begierde, riß sich von Angelika los und eilte der erwachenden Huldin in die schwanenweißen Arme. Sie

erwachte und schloß ihn glühend an ihre Brust. Umsonst weinte und drohte Angelika, sie blieb verlassen, während die Liebenden in brünstiger Umarmung schwelgten. Lange war sie seinen Blicken verschwunden, und als er sie wieder sah mit der traurigen Geberde, verließ er das unverhüllte Weib und umfing sie mit seinen Armen. Gerne ließ sie es geschehen, aber ihr Auge erlosch während der Umarmung, und als er sie los ließ, sank sie todt zu seinen Füßen. Erschreckt von ihren bleichen Zügen, schauderte Alexis und erwachte.

„Gott sei Dank, er schlägt die Augen auf, er lebt," ließ sich eine bekannte Stimme neben ihm vernehmen.

Verwundert blickte der Erwachte über das blutige Schlachtfeld, lächelte seltsam wie ein Geisteskranker und schloß wieder die kaum geöffneten Augen, um, wie er wünschte, neuerdings von dem schönen Weibe zu träumen.

„Ermuntert Euch, mein Herr und König, der Schlaf ist Euch jetzt nicht heilsam!" rief der vor dem Verwundeten knieende Wundarzt und suchte sein niedersinkendes Haupt wieder aufzurichten.

Ungern leistete Alexis Folge. Mit trüben Blicken musterte er die ihn umgebenden Personen, sah nach dem Himmel und stand schnell auf, vergessend, daß er verwundet sei. Eben wollte der besorgte Arzt eine neue Einwendung machen gegen das Beginnen des Königs, der in dem ersten Augenblick sich in Bewegung zu setzen Anstalt machte, aber schneller noch, als er seine gutmüthige Warnung hervorbringen konnte, sank Alexis wieder nieder, denn sein Kopf schwindelte. In seiner vorigen Lage sammelte er sich bald wieder und unterschied schnell und richtig die ihm bekannten Gesichter.

„Wie steht es mit der Schlacht?" fragte er ziemlich gleichgültig den Fürst Auson.

„Wir haben einen glänzenden Sieg erfochten, Ew. Majestät," antwortete mit Freude glänzenden Blicken der Gefragte.

„Und meine Legion?“ fuhr der König im vorigen Tone fort, ohne sonderliche Freude über den Bescheid zu zeigen, die Umstehenden.

„Warum zögert Ihr mit der Antwort, glaubt Ihr mich zu erschrecken? Ich weiß es wohl, daß ich ziemlich der Einzige bin, der sie überlebte. Mir ging ihr Schicksal im Geiste vor. Sagt mir, wie viel sind geblieben?“

„Bis auf vierzig,“ erwiederte Auson niedergeschlagen, „worunter Keiner ohne Wunden, sind alle geblieben.“

„So sagte er mir voraus,“ murmelte Alexis vor sich hin. Plötzlich kehrte die Lebhaftigkeit seines Wesens wieder, als er bei diesem Gedanken verweilte. „Wo ist Samboro?“ rief er heftig, „wo ist Samboro, Samboro, Samboro?!“

„Man vermißt ihn, Ew. Majestät, wahrscheinlich ist er gefallen, sein Pferd wurde eben eingefangen. Es ist ein störrisches Thier und nicht vom Fleck zu bringen.“

„Laßt mich das Pferd sehen!“ befahl Alexis und schnell öffnete sich der dichte Kreis, um des Königs Wunsch zu erfüllen. Da stand das herrliche Thier wie an die Stelle gebannt vor einer blutigen Stelle auf dem zerwühlten Rasen, welche es mit weit geöffneten Nüstern unaufhörlich berach. Seine großen blitzenden Augen waren weit aufgerissen, die Ohren hoch gespitzt. Ein Soldat hielt es staunend am Zügel, und ließ ihm gewähren, obwohl er nicht begriff, was den Gaul so an die Stelle banne. Wiederholt untersuchte er seine Haut auf allen Seiten, selbst unter dem buschigen Schweif und der reichen Mähne, um irgend eine verborgene Wunde zu entdecken, aber er fand nicht die geringste Spur einer gewaltsamen Verletzung, außer ein Paar scharfgespornte Weichen.

„Das Thier muß eine Kontusion am Kopf erhalten haben, der Schaden wird erst später sich zeigen —“ bemerkte der Wundarzt, mit vieler Gelehrsamkeit darthuend, daß er

ſich eben ſowohl darauf verſtehe, Pferde als Menſchen zu kuriren. Anders erklärte ein alter Reiter die Sache.

„Das Thier mag wohl eine Ahnung haben,“ ſagte er, „von dem Tode ſeines Herrn, ich habe mehrere ſolche Beiſpiele erlebt. Das Pferd iſt ein edles Thier, und weiß recht gut, was todt und lebendig iſt. Zumal Samboros Pferd! Hat er es nicht gewartet und geliebt, als ob es ſein Kind wäre? Ja, das muß ihm der Neid nachſagen, mit den Pferden verſtand er umzugehen. Er war ein tüchtiger Reiter, kriegskundig und ein Pferdeliebhaber. Viele ſagten ihm Uebles nach und nannten ihn einen Böſewicht, aber ich glaubte es nie, denn wer den Pferden gut iſt, liebt auch die Menſchen. Wenn ich wiſſen will, wie's bei einem Kameraden mit dem Herzen ausſieht, da beobachte ich, wie er ſein Pferd hält. Bekümmert er ſich nicht viel um das Thier, dann weiß ich, daß er auch faul in der Nächſtenliebe iſt, mißhandelt er es aber ohne Noth und giebt er ihm ſtets rauhe Worte, dann weiche ich ihm aus, denn er iſt gewiß ein ſchlechter Kerl. Wer ſich aber ſeines Pferdes freut und es hält wie Samboro, dem reiche ich gerne meine Hand und habe es nie bereut. Darum glaube ich auch nicht dem böſen Leumund, der dem Herrn Samboro nicht gewogen iſt, ich denke es iſt ihm was Leides widerfahren, denn ſein Rappe iſt ſonſt nicht ſtörriſch. Hat auch Urſache den Kopf zu hängen, das arme Thier, ſo einen Herrn kriegt es nicht wieder.“

Während man ſich in Vermuthungen über das Schickſal Samboros erſchöpfte, näherte ſich unter wildem Lärm ein Trupp regelloſer Söldner. Sie hatten, wie man bald ſah einen Gefangenen in der Mitte, den ſie mit Fauſtſchlägen und flachen Säbelhieben unbarmherzig mißhandelten. Auf Befehl des Königs bewegte ſich die wandelbare Gruppe bis an die Stelle, wo Samboros Rappe ſtand und das Haupt ſchnell erhob, auf das Geſchrei und die Flüche der erbitterten Soldaten horchend. Ihr Toben ließ nach, als ſie die

Nähe des Königs erfuhren, aber wüthende Blicke verkündeten deutlich genug, daß sie nur ungern von dem Opfer ihrer Rache abließen.

„Seid Ihr von Sinnen, Leute," strafte der König die Rasenden, „zwanzig gegen einen Wehrlosen?"

„Verzeiht," entgegnete einer der Soldaten, „der Hund verdient keine Rücksicht. Wir haben ihn am Meere gefunden, als er eben beschäftigt war, Leichen zu plündern und zu schinden."

„Das ist eine Lüge!" schrie der Gefangene, sich von seinen Peinigern losreißend. Die kräftigsten Männer stürzten wie Hetzhunde von einem Eber hingeschleudert, zu Boden, während der Gefangene sich entschlossen hervordrängte, den Mann zu sehen, der über sein Schicksal entscheiden sollte. Der König erkannte in ihm schnell den feindlichen Reiter, mit welchem Samboro seinen letzten Kampf gefochten, und dessen abschreckendes Aeußere ihm um so scheußlicher vorkam, da er ihn dem Anschein nach als Mörder seines treuen Dieners betrachten mußte.

„Der Mann lügt," erwiederte der Abscheuliche mit gemeinem Stolz, „Mahmud Ullan stiehlt nicht, und wer ihn dessen beschuldigt, ist ein Hund. Mahmud hat nur einen Feind todt gemacht und sich von seinem Haupt ein Büschel Haare geschnitten, um sie seinem Vater zu bringen."

„Ja, das ist wahr, ein Büschel Haare hat er sich abgeschnitten, aber damit ihm keines entgehe, hat er dem Leichname die Haut vom Kopfe geschunden," erklärte der Soldat. „Seht nur selbst, dort bringt man die Leiche, die ganze Kopfhaut ist losgetrennt, wie eine Perücke."

Mit raschen Schritten kamen nun ein Paar Fußknechte mit dem Leichname herbei und legten ihn vorsichtig, als besorgten sie den Entseelten zu verletzen, auf das Gras. Trotz des von Blut bedeckten entstellten Gesichtes erkannte man doch gleich Samboro, der unter den Streichen Mahmud

Ullans gefallen war. Sein Körper war schrecklich verstümmelt, fast alle Gliedmaßen schlotterten zerbrochen herab und die spärlich behaarte Kopfhaut hing über den Nacken, die blutigen Adern und die weiße Knochenhaut enthüllend. Dicke Massen geronnenen Blutes bedeckten die zahlreichen Wunden, von welchen jede so tief und breit auseinander gefallen war, daß sie allein hingereicht hätte, den Tod herbeizuführen. Die blutgewohnten Krieger entsetzten sich bei diesem Anblick, und selbst der feingebildete Auson vergaß sich dabei so, daß er dem unmenschlichen Mörder ins Gesicht schlug.

„Ungeheuer," schrie er, „welch ein Teufel gab Deinen Armen die Kraft zu solchen Streichen!"

„Es ist nicht ehrlich von Dir, Gyaur, Mahmud Ullan, den Deine Sklaven entwaffnet haben, ins Gesicht zu schlagen," entgegnete der Gefangene, die Fäuste erhebend und Basiliskenblicke auf den Beleidiger schießend. Sechs tüchtige Männer aus dem männervollen Gebirge, der Heimath der Körperkraft, hatten Mühe, den wüthenden Orientalen fest zu halten, damit er nicht ein neues Opfer seiner teuflischen Rache niederstrecke. Mehr einem Skelett ähnlich, denn einem Lebenden, besaß er doch in seinen magern Muskeln eine eiserne Kraft, die offenbar mehr seinen Leidenschaften, als dem saftlosen dürren Leib angehörte. Alexis betrachtete ihn mit mehr Verwunderung, als Zorn, denn sein körperlicher Zustand ließ noch keine Leidenschaft aufkommen. Nur der blutige Anblick der Leiche hatte seinen Stumpfsinn angegriffen, und eine Wallung seines Blutes verursacht, die ihm neuerdings die Besinnung raubte. Diesen kurzen Moment benützten die Aerzte, die offene Wunde von dem stockenden Blute zu befreien, auszuwaschen und zu verbinden. Fürst Auson befahl in der Zwischenzeit, die Leiche und den Gefangenen zu entfernen, aber noch hatte man seine Befehle nicht vollzogen, als der König wieder die Augen aufschlug und den Mörder zu sprechen begehrte.

„Was hat Dich bewogen, Deinen erschlagenen Feind so zu verstümmeln? Wer bist Du. Deinem Betragen und der Sprache nach bist Du nicht in diesem Lande geboren. Sprich die Wahrheit, und wir wollen Gnade üben an Dir.“

„Herr!“ antwortete der Gefangene, „Mahmud Ullan will Deine Gnade nicht. Stelle mich vor den Richter, und wenn er weise ist, so wird er gerecht sein. Mahmud Ullan antwortet nur seinem Richter.“

„Du stehst vor ihm,“ bemerkte der König.

„Du bist ein Knabe, Herr, Du kannst nicht richten, nur wer alt ist in Ehren, kann das Gute vom Bösen unterscheiden. Jugendblut giebt Thorheit, verwirrt den Geist, besticht das Urtheil. Du magst gut sein, Herr, aber Du kannst nicht sagen, was Recht ist, bis Dein Bart Deine Kniee erreicht, bis die Zeit Dir mit den Haaren des Hauptes die Thorheit ausgerauft hat. Dann komm wieder und Mahmud Ullan wird Dir antworten, wenn er auch älter ist, als Du.“

„Sprich, trotziger Türke, sonst häng ich Dich an den nächsten Baum, und bezeige diesem edlen Jüngling mehr Ehrfurcht, denn er ist unser König und Richter. Niemand ist über ihn, als Gott.“ So drohte Fürst Auson, aber hartnäckig schwieg der Türke. Nur seine Blicke antworteten auf die Drohung mit stolzer Verachtung. Der König aber sprach mit kraftloser Milde:

„Wohl sprichst Du wahr, Mahmud Ullan, wie Du Dich nennst, und ich verspreche Dir, mich mit den Weisen meines Landes Deinetwegen zu berathen; nur magst Du nicht darauf beharren, daß ich Dich sogleich denselben vorstelle, denn meinen besten Rath hast Du mir erschlagen, und so schnell kann ich seine Stelle nicht ersetzen. Sage mir daher die Gründe Deiner Unthat, und ich will Dich nicht richten, bis ich einen greisen und erfahrenen Mann gefunden, der Dich richte.“

„Wenn der Dein Rath gewesen, den ich erschlagen,“ antwortete der Moslim, „dann bedaure ich Dich, Herr, denn

Du warst übel berathen. Er war ein Mörder, Dieb, Meineidiger, Mädchenverführer, Brandstifter und Opiumesser. Seine Seele ist in die Hölle gefahren und die größten Qualen der Verfluchten werden sie martern in Ewigkeit. Weil ich den Schakal erschlagen, habe ich ein Ehrenkleid verdient von Dir und ein schönes Roß, auch einen mit Diamanten besetzten Säbel, denn er würde Dich aufgefressen haben und zerfleischt, wenn Du ihn gefüttert. Undankbarer ist keine Katze, blutdürstiger kein Tieger, falscher kein Kaiman, als der Knecht, den ich Dir erschlagen und dessen Seele jetzt wie Stroh in der Hölle brennt. Darum, Herr, laß mich frei und gieb mir den Schopf des verfluchten Hundes, damit ich meinem Vater ein Zeichen der gelungenen Rache bringen kann. Sein Herz wird nicht mehr trauern um die Todten, wenn er den Schopf seines niederträchtigen Knechtes, Jussuf Semir, betasten kann."

„Jussuf Semir? hieß der Mann so, den Du getödtet?"

„Beim großen Propheten, ja er hieß so, und war der Knecht meines Vaters. Zwanzig Jahre lang habe ich ihn gesucht im Aufgang und Untergang, Hunger und Durst, Schmach und Elend habe ich geduldet, bis ich ihn gefunden."

„Und warum hast Du ihn so bitter verfolgt?"

„Warum? weil ich meinem Vater geschworen habe beim Bart des Propheten, nicht zu rasten und zu ruhen, bis ich ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und seinen Schopf vom Haupte geschnitten. Du willst sein Verbrechen wissen, Herr? Gut, so höre denn und dann urtheile. Mein Vater ist ein mächtiger Pascha in Egypten und besitzt mehr Land als Du, obwohl Du ein König bist. Er hat fünf Söhne und eine Tochter, so schön wie die Sonne beim Aufgang. Unter allen seinen Kindern liebte er am meisten meinen Bruder, genannt Selim, welcher der Jüngste war. Selim war gutmüthig und fromm. Eines Tages brachte er einen Christensklaven, dem die Korsaren aus Tunis Nase und Ohren abgeschnitten und

schrecklich mißhandelt hatten. Erzürnt fuhr er wie der Donner mit seinem Schwert unter die Räuber und befreite so mit eigener Gefahr den undankbaren Christenhund aus ihren Händen. Er brachte ihn noch blutend meinem Vater und bat ihn, sich seiner anzunehmen. Dieser, der Selim nichts abschlagen konnte, that es und machte den Gyaur, da er wohl erfahren war in mancherlei Kenntnissen, zum Aufseher seiner Sklaven und Hüter seiner Gärten. Bald gelang es dem Fremdling, sich mit niedrigen Schmeichlerkünsten, in denen Ihr hier zu Lande so geschickt seid, bei meinem Vater so beliebt zu machen, daß er ihn gleich einem Sohn achtete und ihm mehr vertraute, als gut war. Auch Selim war dem Sklaven gut, und weil er ihn liebte, wollte er ihn nicht von sich lassen. Oft machte er mit ihm eine Fahrt an der Meeresküste in schöner Nacht beim Mondenschein, denn Jussuf wußte allerhand schöne Weisen und Lieder, die er ihm zu gefallen absang, denn mein Bruder Selim war ein Schwärmer, und hielt nichts höher in Ehren, als die Dichtkunst und den Gesang. Diesen verderblichen Hang benutzte Jussuf zur Ausführung eines schändlichen Planes. Lange vorher merkte man ihm schon ab, daß er in das Land seiner Väter zurückwolle, und hatte daher ein wachsameres Auge auf ihn, aber Selim vertraute ihm bis auf den letzten Augenblick. In einer dunklen Nacht wurde er von Jussuf zu einer Küstenfahrt beredet. Begleitet von Jussuf und einem mit ihm einverstandenen Sklaven bestieg er eine Barke zur Lustfahrt nach den Inseln, denn das Meer ist kühl und gewährt dem von der Hitze des Tages Ermatteten eine wohlthätige Labung. Die Ruderer hatten von Jussuf viel Opium zu essen bekommen, und konnten sich bald des Schlafes nicht erwehren. Als sie eingeschlafen waren, setzte Jussuf meinem Bruder ein Pistol auf die Brust, während sein Geselle die Ruderknechte ohne Mühe über Bord warf. Jussuf fragte Selim, ob er mit ihm an Bord eines in der Nähe kreuzenden Christenschiffes

kommen wolle, und als sich dieser weigerte und erzürnt über den Verrath seinen Säbel zog, um den niederträchtigen Sklaven zu züchtigen, ward er mit Hilfe des anderen Sklaven niedergeworfen, mit Wunden bedeckt und ins Meer versenkt. Zwar gelang es ihm — denn er war ein geübter Schwimmer, das Ufer zu erreichen, wo ihn Fischer aus dem Wasser zogen, aber zwei Stunden darauf gab er seinen Geist auf, nachdem er erzählt hatte, was ihm widerfahren war. Mein Vater aber ließ alle seine Kinder vor der Leiche des Ermordeten versammeln und erwählte mich zum Werkzeug der Blutrache. Ich schwor einen fürchterlichen Eid, nicht wieder zurückzukehren, ehe ich meinen Bruder gerächt hätte. Ich verließ daher das Land meiner Väter und folgte der Spur des falschen Christenhundes. Zwanzig Jahre und darüber suchte ich ihn vergebens. Meine Baarschaft ging zu Ende, nachdem mich die Christen einige Mal bestohlen hatten. Ich mußte Sklavendienste thun, betteln und schmeicheln, um mein Leben zu fristen. Die Galle hat an meiner Seele gefressen, und mir die Lebenslust vergiftet, mein Leib hat sich in Hunger und Entbehrung abgezehrt, meine Haare sind mir frühzeitig ausgefallen, aber ich bereue es nicht, mein Leben der Rache geopfert zu haben, denn mein Schwur ist erfüllt. Vor Kurzem nahm ich hier Kriegsdienste; schon gab ich jede Hoffnung auf, den Gesuchten zu finden, als ich ihn mitten in der Schlacht an seinem gezeichneten Gesicht erkannte. Allah sei gepriesen, ich habe Selim gerächt. Das Gewissen hatte Jussufs Arme geschwächt und seine Schwäche meinem Zorn überliefert. Nun weißt Du Alles, Herr, und kannst ein gerechtes Urtheil sprechen, wenn Du selbst gerecht bist. Bist Du es, so giebst Du mir Jussufs Schopf und lässest mich zurückkehren in das Land der Väter. Aber das Aas des undankbaren Christen wirst Du den Vögeln und Hunden preis geben, oder Du hast ein thörichtes Herz und eine weiße Leber."

So endigend sah Mahmud Ullan mit sichtbarer Freude auf den verstümmelten Leichnam. Seine gierigen Blicke bohrten sich in seine Wunden ein und verschlangen mit dem Durst einer echt afrikanischen Rache alle die gräßlichen Spuren seiner lebenslangen Wuth. Erstaunt sahen sich die Zeugen dieser seltsamen Eröffnung an, als wollte Einer von dem Anderen Lösung des sonderbaren Räthsels erforschen. So lange er lebte, war Samboro stets ein Gegenstand der fruchtlosen Neugier, denn von seiner Herkunft wußte man nichts als Mährchen. Selbst Alexis wußte nur, daß er angeblich in der Barbarei geboren, nachher in einem civilisirten Staate erzogen und seiner Mutter dringend empfohlen worden sei. Die näheren Umstände von seinem früheren Schicksal, welche ihm Mahmud mittheilte, waren ihm durchaus neu und unglaublich. Er erzürnte sich daher über die Rechtfertigung des grausamen Mahomedaners, so heftig er es in dem Zustande der Apathie konnte.

„Wenn Du keine anderen Gründe zu Deiner Rechtfertigung vorbringen kannst, unsinniger Barbar," herrschte er den Gefangenen an, „so wisse, daß in unseren gesitteten Ländern die Rache kein Verbrechen entschuldigt, daß unser Glaube den Feind zu lieben gebietet, unser Gesetz keine Blutrache gestattet. Doppelt abscheulich aber ist Deine That, da es leicht möglich ist, daß Dein Gedächtniß Dich betrogen, Deine blinde Wuth einen Unschuldigen geopfert, denn der, den Du erschlagen, war keines Undanks fähig."

„Wie einfältig sprichst Du, knäblischer König!" erwiederte Mahmud im Tone stolzer Verachtung, „wärest Du nicht Kind, ich würde mich wundern über Deine Thorheit und Verblendung. Die Blutrache nennst Du ein Verbrechen und den Feind heißest Du mich lieben, und doch erschlägst Du Deine Feinde selbst zu Tausenden, nimmst Rache an Menschen, die Dir keinen Bruder, keinen Sohn erschlagen, Dich nie beleidigt haben. Blicke hin über das blutige Feld voll Leichen und be-

lüge mit frecher Stirne Deinen Propheten mit erheuchelter Feindesliebe, überzähle die Opfer Deines ungerechten Zorns, und nenne mich einen Verbrecher, weil ich einen Einzigen, der ſich an meinem Blut verſündigt, der Rache geweiht! Sagt' ich es nicht gleich, Du kannſt das Gute noch nicht von dem Böſen unterſcheiden — Du haſt mein Wort bewieſen. Frage die Mütter und Gatten in Deinem Lande, deren geliebte Häupter Du auf die Schlachtbank geliefert, frage die Angehörigen Deiner erſchlagenen Feinde, frage die verarmten Landleute, deren armes Eigenthum von den Hufen Deiner Roſſe zertreten, deren Hütten von Deinen Soldaten zerſtört worden ſind, die Väter, deren Töchter ſie geſchändet, die Männer, deren Weiber ſie entehrt haben, frage ſie, ob Du gerechter biſt, als ein Mann, der ſich rächt an Einem. Weiſe nennſt Du Dein ſelbſtgeſchaffenes Geſetz, weil es die Blutrache verbietet, und doch geſtattet es Dir den Mord unſchuldiger Menſchen. So ſeid Ihr, weißblutige Abendländer, weil Ihr kalte Herzen habt, die weder Haß noch Liebe fühlen in dem gehörigen Maß, erdenkt Ihr Euch einfältige Geſetze, welche die Leidenſchaft einſchränken, der Willkühr die Arme feſſeln ſollen. Hätteſt Du je gefühlt gleich Mahmud Ullan, wie die Rache den Beleidigten martert, hätteſt Du die Folter unbefriedigten Zornes zwanzig Jahre lang empfunden, und die Flamme einer gerechten Wuth mit dem eigenen Herzblut genährt, wäre Dir ein ganzes Leben von der Galle verdorben worden, Du würdeſt weiſer urtheilen über die Rache. Wer ſich nicht rächt, iſt nicht gerecht, ſo lehren unſere Väter, und in ihren Worten iſt Weisheit. Wer ſelbſt Beleidigungen duldet, der wird ſich nicht hüten, Andere zu kränken, wer ſelbſt auf ſein gutes Recht verzichtet, wird nicht wollen, daß Anderen Recht widerfahre. Mahmud Ullan war gerecht und wird einſt vor einem größeren Richter beſtehen. Ihn wird nur der Geiſt eines Verdammten anklagen, gegen Dich aber, Du ſtolzer Chriſtenkönig, wird ein Heer erſchlagener

Schuldloser aufstehen und Rache schreien über Dich. Mag sich dann der Fürst der Finsterniß in Deiner Person so wenig täuschen, wie ich mich getäuscht habe in der eines Feindes!"

Ohne etwas zu erwiedern, blieb der geschmähte König in der passiven Stellung eines aufmerksamen, wiewohl unangenehm berührten Zuhörers, und munterte so den kühnen Osmanen gleichsam auf, in seinen Schmähungen fortzufahren, aber der ungeduldige Auson unterbrach ihn entrüstet.

„Laßt Euer Ohr nicht länger von den Lästerungen dieses Kanibalen beleidigen, königlicher Herr! Schafft den Mörder fort, Soldaten, und laßt ihn selbst die Rache schmecken, die er geübt. Der Elende erdreistet sich, die gerechte Sache Eures Volkes, die Ihr vertretet, mit seiner eigenen bühischen Rache zu vergleichen."

„Wer unterfteht sich meinem eigenen Willen vorzugreifen?" bemerkte der König trocken, indem er die zum Vollzug des Befehls gleich bereitwilligen Soldaten mit drohenden Blicken zurückscheuchte. Mahmud Ullan aber fuhr mit bittrem Hohn im Gesichte fort:

„Die Sache Deines Volkes vertrittst Du? Ha, ha, ha, fürwahr Du hast lustige Narren in Deinem Sold, die Dir derlei Lügen zur Ergötzlichkeit vorschwatzen. Warum vertritt denn Dein Volk nicht seine Sache selbst? Hast Du etwa mehr Arme, als ich hier sehe an Deiner kleinen Gestalt, mehr Arme, als dieses unmündige Volk? oder mehr Weisheit, als alle die Gelehrten Deines Volks zusammen? bist Du etwa ein Gott, der den Sternen gebietet, oder ein mächtiger Zauberer, der mit seinem Stab Geister beschwören kann? Warum, o großer König, frägst Du nicht Jeden Deines Volkes um seine Meinung, wenn Du seinen Willen vertrittst, wie kommt es, daß Du Deine Soldaten mit Gewalt zum Kriegsdienste anwirbst, warum gehn sie nicht selbst und freiwillig? Warum strafst Du den, der Dir die Steuern versagt, warum züchtigst Du den, der sich nicht unter die Waffen stellt auf Dein Ge-

heiß? Wie falsch seid Ihr abendländische Fürsten! Ihr nennt Euch Diener und Vertreter des Volks und seid größere Tyrannen, als die Könige im Orient. In meiner besseren Heimath sagen die Großen zu den Kleinen aufrichtig und ohne Hehl, wir sind Eure Herren, ihr seid Sklaven, gemeinen Hunden gleich und müßt gehorchen, oder sterben. Ihr aber belügt das Volk und sagt, „wir sind nur die ersten Diener des Staates," dabei greift Ihr in die Säckel der Unterthanen, nicht anders, als wäret Ihr Herren und verfügt über Leben und Tod. Sag an, Du Vertreter Deines Volkes, was haben die Völker, die Du bekriegst, dem Deinigen Uebles angethan, oder war es ein Zank zwischen den Königen, der den Krieg entzündete, eigentlich aber mit dem gemeinen Wesen nichts zu schaffen hatte? Ist das Weib, nach dem Du verlangst, etwa die Geliebte Deines Volks, und haben die Fürsten, welche Dich vom Throne stürzen wollen, Deinem Volk ein Unrecht zugefügt? Freilich Deine Sklaven sagen Dir, das Volk will, daß Du König seiest, aber hast Du auch Jedem Deines Volkes die Hand geschüttelt und gefragt, ob er Dich zum König haben will? Ist ein Einziger unter ihnen, die Du Deine Unterthanen nennst, dem Du nicht anstehst, so bist Du kein König freier Wahl, sondern ein König der Gewalt, ein Tyrann. Hättest Du den König, der Dich beleidigt, im ehrlichen Zweikampf erschlagen oder ihn meuchlings umgebracht, so würde Keiner sagen können, als Gott im Himmel, Du warst nicht gerecht, denn Deine That wäre menschlich. Da Du aber Tausende Deinem Grimm schlachtest, die kein Unrecht Dir gethan, so sage ich noch ein Mal, Mahmud Ullan war gerechter als Du, und Du kannst ihn nicht richten, weil Du das Böse von dem Guten nicht zu unterscheiden verstehst. Was habe ich Böses gethan? Ich habe einen Giftbaum umgehauen, eine Schlange zertreten, ein wildes Thier erlegt. Blut fordert Blut, das Maß, mit dem man mir einschenkt, mit dem schenk' ich aus. Er hat meinen Bru-

der erschlagen, darum erschlug ich ihn. Er hat Blut gekauft, ich habe ihm den Preis abgefordert. Drehe die Sache, wie Du willst, und ich werde immer Recht behalten. Wenn Du es nicht einsiehst, so ist es Deine Schuld und Mangel an Erkenntniß."

„Langmüthiger König!" drängte Auson, „wie lange wollt Ihr den Schurken anhören?"

„Laß ihn hängen, König, er hat Deinen treuen Diener geschunden!" schrien die Soldaten. Sie geriethen neuerdings in Aufstand gegen den Gefangenen, dessen Frechheit sie beleidigte, und ihre Wuth brach ungezügelt hervor, als Mahmud Ullan gegen Auson einen Dolch zückte, den „Schurken," zu rächen. Dringender wurde das Geschrei um seinen Tod. Alexis allein schien unschlüssig. Seine Blicke waren unbeweglich auf die Leiche Samboros geheftet. Aller Augen folgten ihm dahin und sahen mit Staunen, wie auf ein Mal der schwarze Kopf eines Pferdes sich über die Häupter der Umstehenden herüberbog. Verwundert wichen die Soldaten dem treuen Hektor, der nun lange und bedachtsam den Leichnam seines Herrn beschnoberte, gleichsam, als könnte er sich nicht überzeugen von dem leblosen Zustande desselben.

„Tod dem Mörder!" schrien die Soldaten aufs Neue. Mit fragenden Blicken näherte sich der Fürst Auson dem bewegten König, seine Befehle zu vernehmen. Dieser warf einen finsteren Blick auf die häßliche Gestalt des hohnlächelnden Mörders, der ohne Schaam und Reue sich seiner gelungenen Rache zu freuen schien. Eine kurze unwillige Bewegung mit der Hand befahl dessen Entfernung, sprach das Todesurtheil über den Unglücklichen. In der nächsten Minute schleppten ihn die Wüthenden hinweg, und schon hatte er seinen Geist unter den würgenden Händen seiner Büttel ausgehaucht, als man ihn an einen nahe stehenden Baum aufknüpfte. Während dieser schleunigen, von wildem Geschrei begleiteten Hinrichtung übersah Alexis mit finsterem

Auge das Resultat seines theuer erkauften Sieges, ein mit Leichen besätes Schlachtfeld. Ein völlig ungetrübter Himmel beleuchtete den blutigen Schauplatz, den auf der Südseite das Meer begrenzte. Auf seinem glänzenden Spiegel sah man die hohen Masten und gebauchten Segel unzähliger Schiffe. Aus ihren Wänden drangen von Zeit zu Zeit weiße Rauchwolken von wiederhallendem Geschützdonner gefolgt. Ein geübtes Auge konnte sogar die Wirkungen der Kugeln in den am Ufer aufgeworfenen Schanzen erkennen, denn wo sie hintrafen, bemerkte man aufwirbelnden Staub und einfallende Bollwerke. Weiter rechts lag an einem wohlverschlossenen Hafen die Hauptstadt Arkaniens, auf der Landseite geschützt von kleinen bewaldeten Hügeln. Näher dem Schlachtfelde brannten friedliche Dörfer, bewegten sich große Truppenmassen mit blitzenden Waffen und in Staubwolken eingehüllte Reiterschaaren. Das Schlachtfeld selbst war eine weite fruchtbare Fläche mit zertretenen Saaten, verbrannten und umgestürzten Bäumen, zerstörten Hütten. Unzählige Leichen von Menschen und Pferden, zertrümmertes Geschütz und Räderwerk, herrenlose Waffen und Rüstungen, Helme, Mäntel, Sättel und zerrissene Zäume bedeckten seinen Grund. Deutlich erkannte man am zerwühlten Boden, wo die Schlacht am hitzigsten gewesen. Nur kleine Abtheilungen regellos ziehender Schaaren, von Nachzüglern, Verwundeten, Plünderern, Wundärzten und Mönchen bewegten sich von einer Stelle zur anderen, Beute suchend, Hilfe reichend und empfangend. Der größte Theil des Heeres war gegen die Stadt vorgedrungen und hatte die Aufräumung des Schlachtfeldes den dazu Beorderten überlassen. Hier sah man einen gleichgültigen Wundarzt mit der schmerzhaften Sonde Schuß- und Stichwunden untersuchen, und den ächzenden Kranken mit weichen Linnen verbinden, dort kniete ein Handwerksmönch auf der Erde neben einem Sterbenden, den der Arzt dem Himmel überließ, da seine Kunst keine Mittel fand, ihn auf der Erde zu er-

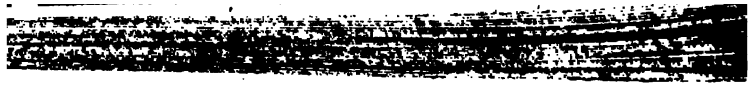
halten. Alle die Wehklagen der Blutenden, die kalten Befehle der Todtenzähler, die lauten Späße der fühlloſen Barbaren, welche die Leichname beraubten, die vernehmlichen monotonen Gebetformeln der Prieſter, verſchmolzen in einen wirren Lärm, der manchmal lauter aufbrauste, oder von dem Klaggeſchrei eines Verwundeten, dem man ein Glied amputirte, übertäubt wurde. Tiefes Schweigen aber lag auf der Stelle, wo der ſilberne Aar hingeſunken war, denn nur Wenige athmeten noch von der edlen unglücklichen Schaar. Der König konnte daher deutlich aus einiger Ferne die letzten Seufzer tödtlich getroffener Krieger von geringerer Abkunft vernehmen. „Um Gotteswillen einen Tropfen Waſſer, ich verbrenne!“ ſtöhnte Einer, deſſen Herz der Brand ergriffen hatte. „Gott! meine arme Mutter!“ wimmerte ein Anderer, deſſen kindliche Liebe ſie ernährte. Wenige waren ſo frei von irdiſcher Sorge oder ſo unbekümmert um ihre Lieben, daß ſie mit frommer Reſignation ſprechen konnten, „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!“ Tief gerührt von den ergreifenden Jammerſzenen auf dieſem reichen Theater des Mordes, kämpfte Alexis mit hervorbrechenden Thränen, jeder bittere Zorngedanke löste ſich auf in wehmüthige Trauer, in hilfbereite Menſchlichkeit und verſöhnliche Liebe. Selbſt Mahmud Ullan, der ihn ſchwer gekränkt, wollte er in dieſer Stimmung gerettet wiſſen, aber ein Blick überzeugte ihn, daß ſeine Verzeihung zu ſpät komme. Der Unglückliche baumelte längſt ſchon entſeelt, mit flatternden Haaren und krampfhaft verrenkten Gliedern an einem ſtarken weit vorſpringenden Baumaſt, der vom Winde bewegt, den Leichnam hin- und herſchlenkerte, gleich dem Perpendikel einer Thurmuhr. Sein verzerrtes Geſicht war nicht mehr zu erkennen, denn das urſprüngliche Gelb ſeines Teints hatte ſich in ein dunkles Blau verwandelt, ſeine Augen drängten ſich blutend aus den Höhlen und aus dem Munde hing in der Halblänge eines Armes die

Zunge heraus. Seine Mörder selbst konnten den gräßlichen Anblick nicht ertragen und zogen sich langsam zurück.

„Schrecklich, schrecklich,“ rief der junge König in trübsinniger Selbstvergessenheit, die umstehenden Zeugen nicht bemerkend, „schrecklich, wenn die Schuld an diesen Greueln auf meinem Haupte lastet.“

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei C. T. Eifert in Tübingen.



PT 2281 .G56 K6 C.1
Der Konig
Stanford University Libraries
3 6105 037 744 195
PT
228
G5
V.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.